L.O. Germ.
78f. -1

Baur

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635480780012

<36635480780012

Bayer. Staatsbibliothek

Carl Geißler. A. Dalbon sc. Nubg.

Delille's Ueberraschung oder das Gastmahl.

Bunte Blåtter

aus der

hiſtoriſchen Welt.

Ein
Magazin ernſter und komiſcher Ereigniſſe,
ſeltſamer Abenteuer und Glůckswechſel.

Zur
angenehmen Unterhaltung und Belehrung
für Jedermann

von

S. Baur.

Erſter Theil.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg, 1829.
In der C. H. Zeh'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

V o r r e d e.

Die hiſtoriſche Welt bietet dem aufmerkſamen Beobachter ſo viel und mancherlei Anziehendes zum Beſchauen dar, daß er in ſteter Aufmerkſamkeit erhalten wird. Hohe und Niedere, Weiſe und Thoren, Reiche und Arme, Junge und Alte haben auf dieſem Schauplatze gar mannigfaltige, zum Theil wunderſame Rollen geſpielt, und die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen und Nachkommen in Anſpruch genommen. Menſchen, deren Wiege Armuth und Dunkel umgab, wußten ſich ſo zu erheben, daß ſie auf die Geſtaltung der Zeitereigniſſe, in engern oder weitern Kreiſen, einen entſcheidenden Einfluß hatten.

In dieſer, und vielen andern Beziehungen, iſt die hiſtoriſche Welt nicht nur eine unterhaltende, ſondern auch eine ſehr lehrreiche Schule. Wohl dem, der aus dem Thun und Treiben Anderer

Weisheit lernt, und ſich beſcheidet, in den Schranken zu bleiben, die ihm das Schickſal angewieſen hat. Die ſogenannten Glückskinder, und beſonders die Glückspilze, waren nicht ſelten die beklagenswertheſten Menſchen.

Der Verfaſſer, welchen das leſende Publikum ſeit vielen Jahren kennt, und dem es ſchon mehrmals gelungen iſt, ſich durch hiſtoriſche Darſtellungen Gunſt und Wohlwollen zu erwerben, theilt in dieſen bunten Blättern aus der hiſtoriſchen Welt allerlei mit, was Jung und Alt nicht nur angenehm unterhalten dürfte, ſondern was auch in mancher Beziehung nutzt und frommt, wenn es bedachtſam erwogen und gut angewendet wird. Es ſind bunte Blätter, und ſollen es ſeyn, um jedem Leſer etwas zu bieten, was ihn anſprechen möchte, und um der Langenweile zu ſteuern, die aus der Einförmigkeit hervorgeht. Möge die gute Abſicht eine wohlwollende Anerkennung, die anſpruchloſe Leiſtung eine freundliche Aufnahme finden!

Zur Jubilate-Meſſe 1829.

***

Inhalt.

Erſte Reihe.

Merkwürdige Hiſtorien, Erzählungen und Anekdoten.

		Seite
1.	Bauernaufruhr am Rhein im Jahr 1525	1
2.	Wie viel Unheil die Unkeuſchheit anrichtet	35
3.	Grauſamer Mord	38
4.	Allerlei von der Königin Eliſabeth von England	41
5.	Der heilige Generalfeldmarſchall	46
6.	Die Brillen	47
7.	Die unerwartete Entdeckung	50
8.	Belohnte Milde	53
9.	Treffende Antworten	55
10.	Der unwürdige Regent	56
11.	Der gaſtfreundliche Räuber	60
12.	Sonderbare Erſcheinung eines Geiſtes. Eine ſchottiſche Geſchichte	61
13.	Lohn der Prellerei	66
14.	Die Maitreſſe	71
15.	Der ſchwarze Bock	73
16.	Die wahnſinnige Schauſpielerin	74
17.	Die Parlamentswahl	76

Seite
18. Der König und der Bauernknecht . . . 78
19. Die kluge Dame 80
20. Der Gänſebraten 81
21. Leichtgläubigkeit 83
22. Jüdiſches Zoll- Geleit- und Nahrungsgeld . . 84
23. Das Gaſtmahl 87
24. Die Tänzerinnen 91
25. Der Profeſſor und die Studenten . . . 93
26. Folgen der Lottoſucht 94
27. Der uneigennützige Tonſetzer 98
28. Vatermord 101
29. Ein Mörder, der ſich ſelbſt entdeckt . . . 103
30. Der Menſchenſchlächter 105
31. Unglücklicher Kampf 107
32. Beſtrafte Angeberei 108
33. Rettung und Dank 109
34. Der franzöſiſche Müller 114
35. Weibliche Aufopferung 115
36. Weiblicher Heldenmuth 117
37. Der König und der Bauer 119

Zweite Reihe.

Seltene und ſeltſame Menſchen und menſchliche Schickſale.

1. Leonhard Thurneiſer, ein Wundermann . . 122
2. Das Leben eines rohen Wüſtlings, genannt Marquis von Brunoy 132
3. Der Räuber Angiolino 155
4. Widerwärtigkeiten eines deutſchen Chriſtenſclaven unter den Türken. Von ihm ſelbſt erzählt . 159
5. Der franzöſiſche Rückzug aus Moskau. Von einem deutſchen Leidensgefährten beſchrieben . . 174
6. Sonderbare Schickſale gelehrter Männer . . 224
7. Der Verräther Menzel und ſeine Beſtrafung . . 230
8. Der alte Jenkins 236

Seite
9. Der Maler Bakhuyſen 237
10. Zerah Colburn, ein Rechengenie . . . 240
11. Der vierjährige Rieſe 244
12. Menſchen, ohne Arme geboren . . . 246
13. Von Menſchen, die ihr Gedächtniß verloren . 248
14. Von einigen Menſchen, die nach dem Tode nicht verweſeten 254

Dritte Reihe.

Mancherlei hiſtoriſche, literariſche, artiſtiſche und andere Curioſitäten, Raritäten und Notizen.

1. Roberti de Licios Predigt über den Putz der Frauen 259
2. Zur Geſchichte der Glocken 263
3. Zur Geſchichte des Rauch- und Schnupftabacks . 267
4. Das Kloſterleben im Mittelalter . . . 277
5. Das Nageltrinken 279
6. Medizinaltaxe 281
7. Harte Kirchenbuße 281
8. Ein altes deutſches Schauſpiel . . . 284
9. Ueber Leckerei 286
10. Doktorpromotion 286
11. Altes ſpecifiſches Mittel wider den Stein. Aus einem Archiv 287
12. Die erſten Jeſuiten 288
13. Jagdluſt 289
14. Ueber ſchriftſtelleriſche Dedikazionen . . . 292
15. Kaffeeſchmäuſe 297
16. Wandernde Aerzte 297
17. Origineller Unterricht im Klavierſpielen . . 298
18. Die Zahl Sieben 299
19. Seltene Bibliotheken 300
20. Die Pochzeichenſprache 301
21. Geſchäftsbrief 303
22. Seltſames Teſtament 304

		Seite
23.	Menſchliche Thorheiten	307
24.	Sonderbare Grabſchriften	310
25.	Mannigfaltigkeiten, kleine Notizen u. dergl.	322

Vierte Reihe.

Allerlei Scherz und Ernſt: Witzworte, Schwänke, Repliken, Bonmots, Gaunereien, Lächerlichkeiten, Pinſeleien u. dergl.

1.	Die Folter	335
2.	Der ſtumme Dieb	336
3.	Die erhörte Bitte	—
4.	Stolzes Selbſtgeſtändniß	337
6.	Entſchuldigung der Unwiſſenheit	—
6.	Der Wunſch des Helden	338
7.	Kalte Beſonnenheit	—
8.	Judenwitz	339
9.	Der Wirth und ſein Gaſt	—
10.	Grobe Unwiſſenheit	340
11.	Titelſucht	—
12.	Die dicke Dame	341
13.	Mozart's Hochzeitfeier	—
14.	Die Supplik	342
15.	Die Politik im Gebet	—
16.	Ein harter Befehl	343
17.	Mißverſtanden	—
18.	Wie man die Luſt zum Singen verliert	344
19.	Der päpſtliche Segen	—
20.	Ein Wort zu ſeiner Zeit	—
21.	Wer iſt mehr zu beklagen?	345
22.	Eine ſeltſame hypochondriſche Grille	—
23.	Der heilige Franziskus	346
24.	Eine unerwartete Vergleichung	347
25.	Eine unerwartete Frage	—
26.	Guter Rath für Manchen	348
27.	Weiblicher Heldenmuth	—

		Seite
28.	Die Hofſchmeichler	349
29.	Die Begnadigung	—
30.	Liſt eines Kandidaten	350
31.	Der Fremde und Voltaire	351
32.	Der Miniſter und die Perücke	—
33.	Der König und der Bürgermeiſter	352
34.	Ein unerwartetes Geſchenk	353
35.	Glaubensbekenntniß	—
36.	Der Schulmeiſter am Hochgericht	354
37.	Er hat Pulver gerochen	—
38.	Namen-Prognoſtikon	—
39.	Der Zuruf	355
40.	Haupt- und Nebenſache	—
41.	Die Weisheit	—
42.	Zerſtreuung	356
43.	Die Straßenjungen	—
44.	Die unerwartete Entdeckung	—
45.	Franzöſiſcher Spekulationsgeiſt	357
46.	Mißgriffe und Quodlibets	358
47.	Die eingebildeten Virtuoſen	359
48.	Liſt eines böſen Schuldners	360
49.	Einfalt	361
50.	Woher zu eſſen?	—
51.	Der arme Kandidat	362
52.	Der wohlbelohnte Schriftſteller	—
53.	Das wahre Leben	363
54.	Der Pietiſt	364
55.	Der poetiſche Holzhacker	—
56.	Der dumme Teufel	365
57.	Die Lektion	—
58.	Die ſchwere Frage	—
59.	Zurechtweiſung	366
60.	Viebſtücke	—
61.	Die Eilwagen	367
62.	Aus Stammbüchern	—
63.	Der Redner	368
64.	Eheliche Liebe	369
65.	Der Sprachmeiſter	—
66.	Der kluge Knabe	370

		Seite
67.	Feueranſtalten	371
68.	Katechiſation	—
69.	Der Barometer	372
70.	Der Gruß	—
71.	Leichter Tod	373
72.	Der Landſchaftsmaler	—
73.	Der Maler und der Arzt	—
74.	Die Exekution	374
75.	Die Gleichgeſinnten	—
76.	Neue und alte Schuhe	375
77.	Der gute Rath	—
78.	Der Cenſor	—
79.	Die Tabacksdoſe	376
80.	Der Schuldner	—
81.	Die Augen	377
82.	Der Faſtenprediger	378
83.	Der beſonnene Knabe	—
84.	Was giebt man?	379
85.	Eigenheiten eines gelehrten Mannes	—
86.	Der Fieberkranke	380
87.	Das geſchenkte Pferd	—
88.	Was der Geiz anrichten kann	381
89.	Eine beſondere Jagd	382
90.	Der Prinz und das Sehrohr	—
91.	Widerſpruch	—
92.	Der neue Robinſon	383
93.	Die größte Frau	384
94.	Außerordentliches Gedächtniß	385
95.	Alles zu ſeiner Zeit	—
96.	Feine Spekulation	386
97.	Barbariſcher Richterſpruch	387
98.	Hoffen oder fürchten?	—
99.	Schwer und leicht	—

Erſte

Erſte Reihe.

Merkwürdige Hiſtorien, Erzählungen und Anekdoten.

1.

Bauernaufruhr am Rhein, im Jahre 1525.

Jahrhunderte lang hatte das hart bedrängte deutſche Bauernvolk die Feſſeln ſeiner weltlichen und geiſtlichen Zwingherren getragen, als es endlich, der unaufhörlichen Plackereien müde, ſeine Feſſeln zertrümmerte, und blutige Rache nahm an ſeinen deſpotiſchen Herren. Wie auf ein gegebenes Zeichen durchlief die Empörung, nachdem ſie in Schwaben den Anfang genommen hatte, die Rheingegenden, Lothringen, Franken, Thüringen und Sachſen. Ueberall warfen die Bauern die Hacke weg, ſtanden auf, griffen zu den Waffen und foderten Freiheit. Wo die wilden Rotten hinzogen, da ging alles in Rauch und Flammen auf, und vorzüglich mußte es der Adel und die Geiſtlichkeit entgelten.

Das Loos, von ſeinen Bauern mißhandelt zu werden, traf auch den Biſchof von Speier, Georg, Pfalzgrafen am Rhein und in Bayern Herzog, einen

Bruder des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz. Er war keineswegs ein harter, unbarmherziger Regent, wie nicht Wenige ſeines Standes, aber er hielt doch ob den hergebrachten Rechten, und war beſonders dem neu aufkommenden Lutherthum abhold, welches ſich damals in ſeinem Sprengel auszubreiten anfing. Wie überall, fand auch im Speier'ſchen das Volk Wohlgefallen an Luthers Unerſchrockenheit, an ſeinem Heldenglauben und dem heftigen Tone, mit dem er zu den weltlichen und geiſtlichen Herrſchern ſprach. Den tiefſten Eindruck machte ſein Lieblingswort von chriſtlicher Freiheit; es blitzte wie Wetterleuchten durch die Gemüther, und die Bauern fanden darin eine Auffoderung, die weltliche Freiheit zu erringen. Vergebens war es, daß Luther gegen die falſchen Freiheitsſchwärmer eiferte, und ihnen wiſſen ließ, daß die Religion nur von einer chriſtlichen Freiheit ſpreche, und nicht von ihrer Staaten zertrümmernden Ungebundenheit. Sie hörten ihn nicht, ſondern fuhren fort, vom wilden Freiheitstaumel berauſcht, Städte zu überſchwemmen, die Schlöſſer ihrer Edelleute zu zerſtören, Klöſter zu plündern und zu verbrennen, und alle Ungebühr zu verüben. Umſonſt wurden Unterhandlungen verſucht. Der Bauer fand Gefallen am wilden luſtigen Kriegsleben, und befand ſich wohl beim neuen Schwanke. In Schwaben, wo es am wildeſten herging, erlag zwar der regelloſe Bauernhaufe dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes, das gegen ihn ausgeſandt wurde. Der Aufruhr wurde aber dadurch keineswegs unterdrückt. Hatte man die Bauern in einer Gegend zerſtreut, ſo ſammelten ſie ſich anderswo von neuem, und bald leuchtete die Flamme der Empörung in allen Ländern, von der Donau bis zum Rhein und hinab zur Weſer.

Es war am Feſte der gefärbten Eier (Oſtern) 1525, als im Bisthum Speier die Bauern anfingen, unruhig zu werden. In dem Dorfe Malſch rotteten ſich zuerſt einige fünfzig Bauern zuſammen, und beſchloſſen gleich ihren Brüdern in Schwaben, hinfort im Evangelium frei zu ſeyn. Der Biſchof, davon benachrichtigt, entſandte ſogleich etliche Reiter auf die Spähe, mit dem Auftrage, die Aufrührer wo möglich zu beſänftigen, oder vielleicht den Haufen, wenn er noch klein wäre, zu zerſprengen.

Die Reiter kamen nach Malſch und fanden da die Bauern zahlreich verſammelt, aber waffenlos. Da ritt der Hauptmann des Reiterfähnleins unter ſie und ſprach freundlich: „Meinem gnädigen Herrn von Speier iſt von guter Hand hinterbracht worden, wie daß ihr nach dem Beiſpiel Anderer mit Treuebruch umgehet, und auf Meuterei ſinnet. Doch welche Urſache habt ihr zu einem ſo ſträflichen Beginnen? Wer hat euch je Billigkeit verweigert? Recht verſagt? Mein gnädiger Herr handhabte euch allweg in Gnade, Schutz und Milde, und nie laſtete auf euch harter Druck. Habt ihr des Eides vergeſſen, den ihr geſchworen, und wollt ihr die alte Treue verläugnen? Seht ihr den Schaden nicht, den euch ein ſolcher Aufruhr bringen muß, an Leib und Gut? Was ſoll aus euren Kindern werden, welches Loos wird eure Weiber treffen? Wollt ihr euch der milden Herrſchaft entſchlagen? Nimmermehr wird euch dieß frommen. Folgt dem Beiſpiele der Alten, und ſeyd ehrſame, biedere und treue Unterthanen, wie eure Väter waren. Wenn ihr dieſer Ermahnung folget, ſo werdet ihr thun, was bei Gott angenehm, vor der Welt löblich und euch ſelbſt zum Nutzen und heilſam ſeyn wird. Was ihr nicht länger zu tragen vermögt, wird mein gnädiger

Herr euch erleichtern, er wird die Laſten lindern und euch allweg ein gnädiger Herr ſeyn."

Die Bauern horchten; das ſanfte Wort gefiel, und ſie gelobten aufs Neue allen Gehorſam, und verſicherten treulich zu halten, was ſie verſprachen. Der Hauptmann ritt gutes Muthes, und der zurückgeführten Ruhe froh, wieder zum Biſchof. Aber noch denſelben Abend wandten die Bauern ihren Sinn. Ihre Zahl wuchs, und mit der Zahl die Luſt zur Beute. Sie kamen überein, nur dem zu gehorchen, der ſtärker wäre, ob Fürſt oder Bauer. Noch in der Nacht entſandten ſie Boten an die benachbarten Dörfer mit Briefen, des Inhalts: „Es iſt gemeiner Bauerſchaft ernſtlicher Wille, Meinung und Befehl, daß ihr eure Gemeinde verſammelt, und zu uns gen Malſch ſchicket, N. N. wohlgerüſteter Mann, mit Gewehren, göttlicher Gerechtigkeit in Beiſtand zu thun, noch bei dieſer Nacht; und wo das nicht geſchieht, ſollt ihr wiſſen unſicher zu ſeyn Leibs und Lebens und Guts."

Bei Tages Anbruch ſtrömte die ſtreitbare Mannſchaft aus den benachbarten Dörfern zuſammen, für das Evangelium zu ſtreiten, und der Freiheitshaufe wuchs zu ſechshundert Mann an. So geſtärkt, begannen ſie nun das Werk. Muthig brachen ſie in den reichen Weinkeller des Domkapitels zu Malſch, öffneten die Fäſſer, tranken luſtigen Sinnes den Wein auf das Wohl der neuen Freiheit, und jubelten auf das Verderben aller Zwingherren, der leichten Kriegsthat froh und ſtolz. Hierauf, von Wein triefend und freiheitstrunken, beſetzten ſie den Bletzberg bei Malſch, lagerten dort, ihre Brüder aus der Ferne erwartend, und hofften von hier aus das neue Regiment zu begründen.

Als der Biſchof von dieſem Unfug Nachricht er-

hielt, entbrannte ſein Unwille, und er beſchloß, die Frevler nachdrücklich zu züchtigen. Viele Dörfer des Hochſtifts ſchworen, dem Biſchof treu zu ſeyn und gegen die Aufrührer bewaffnet auszuziehen. Im Vertrauen auf ihren Beiſtand hoffte er den ſchwärmenden Haufen leicht zu Paaren treiben zu können. Er ſandte deshalb, am Samſtage nach Oſtern, ſeinen Amtmann zu Brurhein mit etlichen Reitern und den treuen Bewohnern von Bruchſal, gegen die Bauern. Zu den Reitern ſtießen zweihundert Lanzenknechte mit mehreren leichten Feldſchlangen, die der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz ſeinem Bruder, dem Biſchof, zu Hülfe ſandte. Die Anführer dieſer Mannſchaft hatten den Befehl, wofern die Meuter die Waffen nicht niederlegten und zum Gehorſam zurückkehrten, den Bletzberg zu erſteigen und alle niederzuhauen. Der ſo geordnete Schlachthaufe nahte dem Berge, und der Amtmann gab das Zeichen zum Angriff. Auf den Schlachtruf eilten die Bruchſaler den Berg hinauf voran; aber nicht zum Kampfe, ſondern zur Vereinigung mit den Aufrührern, ſo daß ſie die Treue vergaßen und in ihren Bund ſchworen, was die auf dem Berge freudig geſtatteten.

Der Berg, auf dem ſich die Bauern gelagert hatten, war ringsum mit Weinreben ſo bewachſen, daß die Reiter keinen Zugang fanden. Der Amtmann wagte es deswegen nicht, weiter etwas zu unternehmen, ſondern zog mit ſeinem Fähnlein unverrichteter Dinge wieder hin, wo er hergekommen war.

Der Aufruhr lief nun immer weiter durch die Dörfer des Bisthums im Amte Udenheim, und alle Bauern längs des Rheines erhoben ſich, Freiheit fodernd. Da erſchrack der Biſchof, denn die Gefahr hatte ihn ſo umſchloſſen, daß er in der alten Burg ſeiner Vorfahren zu Udenheim nicht länger Sicherheit ge-

gen den Trotz ſeiner Unterthanen fand; er verließ ſie, und flüchtete zu ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, nach Heidelberg. Des Biſchofs Flucht aber ward die Loſung zum allgemeinen Aufſtande, und leicht war es nun den Meutern, die Schlöſſer Kißlau, Rothenburg und Bruchſal zu nehmen, und alle Dörfer des Amtes Udenheim zu überſchwemmen, denn alles ergab ſich, wo immer nur ihre Fahne ſich zeigte. In Bruchſal ſetzten ſie zwei oberſte Hauptleute an, die, als künftige Herren des Landes, in der Bauern Namen alles ordnen und leiten möchten. Dann traten ſie in Verbindung mit den Bauern des Markgrafen von Baden, erhoben ihre Banner, zogen in die Markgrafſchaft, machten Jagd auf Ritter und Pfaffen, legten alles wüſte, und lagerten ſich in die Klöſter Herrnalb und Frauenalb. Sie entbanden Mönche und Nonnen der Keuſchheitsgelübde, verjagten ſie aus ihren Zellen, und jubelten mehrere Tage trinkend und zechend dahin. Der Markgraf wich der unbändigen Gewalt, unterhandelte, und ließ ſich die Foderungen der Bauern gefallen, wie ſie es in andern Ländern begehrten. Nachdem der Friede geſchloſſen war, wandte ſich der luſtige Haufe, Markgräfler und Brurheiner, und warf ſich auf das Bisthum zurück. Viertehalbtauſend Mann, unter ſieben Fahnen, gingen, um das Land durch Furcht zu bändigen, bei Schröck über den Rhein, überliefen das Kloſter Hördt und die Zehenthöfe zu Mechtersheim, fanden aber alles ſchon durch die Nußdorfer ausgeleert. Sie raubten, was noch übrig war, zerſchlugen alles in wildem Muthe, und zogen dann bei Rheinsheim zu ihren Geſellen zurück, die in Udenheim lagerten.

Der vereinte Haufe beſchloß nun Speier zu berennen, und die Domherren, ſo wie die andern Stifter, nebſt den Mönchen und Nonnen, ſich unterwürfig zu

machen. Schon ſandten ſie ſieben Fahnen unter ihren Hauptleuten auf Speier los, als ein Eilbote des Biſchofs von Heidelberg im Lager ankam, und freies Geleit für ſeinen Herrn und deſſen Räthe begehrte, um die Fehde gütlich beizulegen.

Die Hauptleute machten Halt und ſchworen ſicheres freies Geleite ins Lager zurück, und harrten in Udenheim des Biſchofs. Dieſer eilte, die Fehde um jeden Preis in Güte zu enden, denn das Bisthum war in der äußerſten Gefahr, und ſtand am Rande des Unterganges. Auf dem ganzen rechten Rheinufer war der Aufruhr von Dorf zu Dorf, bis hinauf in die Markgrafſchaft, nach Schwaben, und hinab nach Franken gegangen. Selbſt in Speier hatte der Rath die Bedrängniß des Domkapitels benutzt, um ſich daſſelbe unterwürfig zu machen. Die Domherren mußten einen harten Vergleich eingehen, und unter andern eidlich geloben: „hinfüro dem Bürgermeiſter und Rathe hold und treu zu ſeyn, und in weltlichen Dingen zu gehorchen.“ Und nachdem ſie ſo geſchworen hatten, bedeutete man ihnen, daß ſie, wie andere Bürger, ſich mit Harniſch und Wehren zu verſehen und zu wappnen hätten, um im Nothfall die Stadt zu vertheidigen. Auch darin gehorchten ſie, von der Furcht überwältiget, ohne Widerrede. Die Bruſt, die vorher der Chorrock deckte, hüllte nun der eiſerne Harniſch, und auf dem Haupte ſaß, ſtatt der Pfaffenhaube, der blanke Helm; die Hand aber, welche bisher nur Meßbuch und Brevier zu führen gewohnt war, hielt jetzt die Lanze, die Feuerbüchſe oder das ungewohnte Schwerdt. Man fand unter den Domherren und den Geiſtlichen der andern Stifter, viel freudige, wehrhafte Männer. Sie wurden gemuſtert, in Rotten eingetheilt, und hielten ſich, ſo lange die Bauern verwüſtend um-

herzogen, wacker und tüchtig bei den Waffenübungen — alles auf eigene Koſten.

All' das mochte den Biſchof bewegen, die Bauern um jeden Preis zu beſänftigen. Deswegen machte er ſich auf, ſetzte Leib und Leben daran, und ritt mit zwei Räthen in das Lager gen Udenheim. Die Bauern ſtaunten, als ſie den Biſchof mitten unter ſich erblickten; und ſo ſehr regte ſich das alte Gefühl der Treue bei ſeinem Anblick, daß ſie, einer nach dem andern, mit ehrfurchtsvoller Verbeugung vor ihn traten, ihn freudig willkommen hießen, ihm Troſt zuſprachen und ihm ſagten: „Gnädiger Herr, ſeyd gutes Muths, wir wollen noch einen großen Herrn aus Euch machen."

Der Biſchof bezeugte ſich mild und freundlich gegen die Bauern und ſprach: „Lieben Leute, was habt ihr begonnen? ihr ſucht Freiheit? Die ſoll euch werden, aber vernünftige, nach Recht und Geſetz. Tolles Leben bringt nimmer Glück, und wann mag man Ordnung finden im Lande, da keiner gehorcht? Die Obrigkeit iſt von Gott, und ſeinem Herrn gehorchen iſt Gottes Wille. Aufrührer und Eidbrüchige trifft die Strafe des Himmels. Kehrt heim zu Weib und Kind, und was ihr billig verlangt, das ſoll euch werden. Ich werde den Treuen hold und in Gnaden gewogen ſeyn, Untreue aber zu finden wiſſen."

Die Bauern wurden nachgiebiger. Bei Manchen mochte Ueberſättigung am luſtigen Leben, bei Andern Ungewißheit des Ausganges und ſicheres Hoffen der Verzeihung, bei Andern die Sehnſucht nach der Heimath, bei Manchen wohl auch das erwachte Gewiſſen, bei Allen aber des Biſchofs freundliche Rede und Gebehrde einen gehorſameren Sinn bewirken. Mit freundlicher Ehrfurcht führten ſie ihn ins Schloß, gaben ihm dort das beſte Zimmer, und hielten Wache davor, als

vor ihrem Herrn. Noch an demſelben Abend traten die Hauptleute zuſammen, und kamen zum Biſchof. Man unterhandelte lange, und ward endlich über folgende Punkte einig: „Die Bauerſchaft will und beſteht darauf, daß hinfüro mein gnädiger Herr von Speier des ganzen Hochſtifts einiger Herr ſeyn ſoll, über den Dom, über Städte, Flecken und Dörfer; das Domkapitel aber und gemeine Pfaffheit haben in Hochſtiftsſachen nichts zu thun, zu ſchaffen, zu verwalten oder zu bewilligen. Die Bauerſchaft ſteht ſtill mit Zehnten, Zins und Gilt gegen die Pfaffheit, bis auf eine gemeine Veränderung des geiſtlichen Standes; Pacht und Erbbeſtand aber wird bezahlt, und wem der Pacht zu ſchwer iſt, der mag das Gut brach liegen laſſen. Die Bauerſchaft ſchenkt die Koſten des Zugs, und bis zur Aenderung ſollen die Pfaffen und all' das Ihrige unüberzogen bleiben. Alle Güter des Doms und anderer Stifter werden durch Bürgermeiſter und Rath zu Speier aufgenommen, und der Biſchof ſoll Einen zu dem Geſchäfte hergeben, auch mag er von dem Befunde Kopey nehmen. Die Bauerſchaft gibt der Pfaffheit zu Speier einen Brief, daß ſie mit ihnen vertragen iſt, und macht dieſes den andern Haufen bekannt. Wollen andere Haufen die Pfaffen überziehen, ſo wehrt ſie ab nach allem Vermögen. Die Pfaffheit von Speier ſoll den Bauern zweihundert Malter Brod, fünf und zwanzig Fuder Wein, und für hundert rheiniſche Goldgulden Vieh nach Rheinhauſen liefern."

Dieſe Uebereinkunft wurde geſiegelt. Die Bauern ſtellten am folgenden Tage der geſammten Geiſtlichkeit und der Stadt Speier einen Freibrief aus, daß ſie fortan von ihnen nichts zu fürchten hätten, und der Biſchof, froh den Sturm beſchworen zu haben, ritt mit ſeinen Räthen nach Heidelberg zurück. Noch an

demſelben Tage entließen die Hauptleute die verſchiedenen Fähnlein, und die Bauern kehrten, nachdem ſie die Lieferung des Domkapitels verzehrt hatten, ſtill nach Haus in ihre Dörfer. Aber ſchon auf dem Heimwege nach Heidelberg fand der Biſchof, wie wenig der Friedensliebe der Bauern zu trauen ſey. Als er durch das Dorf Stettfeld ritt, fand er einen Haufen bewaffneter Landleute, welche in der Gegend umherſchwärmten. Kaum hatten ſie den Biſchof mit ſeinen Räthen erkannt, als ihr Hauptmann hochmüthig und trotzig vor ihn trat, ſeinem Pferd in den Zügel fiel, es feſt hielt und mit ſpottender Stimme fragte: „Nun, Biſchof, wie gefällt dir die Sach' und Handlung?“

Der Biſchof antwortete in mildem Tone: „Gar wohl“ — und der Bauernhauptmann ſprach mit ſchallendem Gelächter: „Das ſollſt du dir wohl gefallen laſſen, dieweil du nicht lange mehr ein Herr bleiben wirſt; die Pfaffen haben ausregieret, und der Bauer iſt jetzt an der Reih'.“

Die Klugheit gebot, ſolche Schimpfreden geduldig anzuhören, und den Zeitläuften nachzugeben. Schweigend ritt der Biſchof mit den Seinigen weiter, und kam wieder nach Heidelberg. Nicht lange war er daſelbſt, ſo ſchien ſich die Weiſſagung des Bauernhauptmanns erfüllen zu wollen. Der Kurfürſt ſandte einen Hauptmann mit fünfhundert Fußknechten und etlichen Reitern nach Bretten, um Waaren vor Ueberrumpelung zu ſchützen, deren ſicheres Geleit er übernommen hatte. Als der Hauptmann unbeſorgt mit ſeinen Leuten auf den Grenzen des Bruchſaler Gebietes vorrückte, ſah er die Bauern zerſtreut auf dem Felde hin und her laufen. Plötzlich hatten ſie ihn zahlreich umzingelt, drangen auf ihn ein, und riefen ihm drohend zu: er wäre mit ſeinem ganzen Fähnlein des Todes, wenn er nicht

zur Stelle nach Heidelberg zurückkehre; was er, der Uebermacht weichend, zur Stunde that. Zu dieſer ſchimpflichen Zurücktreibung des Hauptmanns kam der Aufſtand der Bauern im Odenwalde, am Neckar und im Kraichgau. Anton Eiſenhut, ein leichtfertiger Pfaff, hetzte die Bauern durch Wort und Schrift gegen den Adel, ſammelte zwölfhundert Mann bei Gotsheim, und nannte dieſe neuen Streiter für Freiheit und Evangelium den Höllenhaufen. Mit fliegendem Banner zog er dann, als der Bauern Hauptmann, vor Eppingen, fiel, nach einigen andern Eroberungen, mit Macht in das Stift zu Sinzheim, zerſchlug die Fenſter und Thüren der Stiftsherren, hielt ein mehrtägiges Zechgelage, und verbrannte dann den hohen Steinberg, deſſen auflodernde Flamme durch den ganzen Kraichgau leuchtete, die Bauern zum Kampf und zum luſtigen Leben herbeizuführen.

Als der Kurfürſt Ludwig von dieſen Vorgängen Nachricht erhielt, ſandte er einen Brief an Eiſenhut, und begehrte freies Geleit für ſeinen Rath, um die Klagen der Bauern zu vernehmen und ihnen abzuhelfen. Der Antrag ward genehmiget, jedoch ſollte der Rath nur mit zehn Pferden erſcheinen. Am beſtimmten Tage kam, in des Kurfürſten Namen, Philipp, Graf von Naſſau mit anderen Räthen, an den bezeichneten Ort. Man unterhandelte, und ſagte gerne das Beſte zu den Foderungen der Bauern, weil man Ruhe wünſchte. Dieſe waren aber trotzig, antworteten den Räthen ſchnöde, und gebehrdeten ſich ſo wild, daß jene die ganze Nacht für ihr Leben zitterten. Als der Tag anbrach, verließen ſie das wilde Lager der Bauern und beſchleunigten, des geretteten Lebens froh, den Heimritt.

Während dem der Aufruhr ſo durch die Länder des Kurfürſten und die Dörfer des Biſchofs auf dem

rechten Rheinufer tobte, waren die Bauern des Speiergaues keine müſſigen Zuſchauer geblieben. Acht Tage ſpäter, als die von Malſch die Fahnen erhoben hatten, feierten die Nußdorfer ihr Kirchweihfeſt. Die muntern Jünglinge des Dorfes zogen am Morgen des langerſehnten Kirchweihtages, unter Trommelſchlag und Pfeifenklang, voraus, das Gemeindefähnlein, unter den ſelbſtgewählten Rottmeiſtern, mit Hellebarden oder Feuerbüchſen bewaffnet, fröhlich im Dorfe herum. Der Nachmittag fand ſie beim Weinglaſe, wo ſie ſich zur Kirchmeßfreude die Gottesgaben wohl ſchmecken ließen, wie das ſo geht. Auch der Abend hielt ſie noch beim Zechen feſt, und die Nacht machte die Köpfe noch glühender. Es waren Manche aus den benachbarten Dörfern zur Kirchweihe gekommen; man war fröhlich und ſprach auch von der Zeit Läuften. Jeder wußte eine Heldenthat der Bauern zu erzählen: „wie dieſes Kloſter gewonnen und jene Burg ausgebrannt worden; Freiheit von Fürſtenſteuer, Adelsfrohnen und Pfaffenzehnten wäre doch ein köſtlich Ding; und was Andern gelungen, wäre doch im Speiergaue auch nicht unmöglich.“ Solche Reden gefielen, der Wein gab Muth, und zweihundert Jünglinge ſchwuren zuſammen, ein Heer zu bilden, und auf die Herren zu ziehen. Dem Schwur folgte die That. Noch in derſelben Nacht beſetzten ſie den Mönchshof Geilweiler, fielen von da aus in die benachbarten Dörfer, riſſen die Bauern aus den Betten und zwangen ſie, zur Freiheit zu ſchwören; ſo daß, als der Tag anbrach, der Haufe auf fünfhundert Mann angewachſen war.

Die Kunde dieſes neuen Aufſtandes war noch in derſelben Nacht nach Germersheim gekommen. Auf die Nachricht davon eilte des Kurfürſten Landvogt mit etlichen Reitern von Germersheim herbei, und rief die

Thalbauern in die Waffen gegen die Aufrührer. Dieſe geriethen dadurch in einen ſolchen Schrecken, daß ſie muthlos auseinander liefen, und ſich in ihre Hütten begaben. Acht Tage lang ritt der Landvogt durch die Dörfer, und warnte die Bauern ernſtlich vor neuem Aufruhr. Niemand widerſprach, und alles ſchien in tiefſter Ruhe, als er, mit fröhlicher Hoffnung und leichten Herzens, in ſeine Vogtſtube nach Germersheim zurückkam. Doch kaum waren einige Tage verfloſſen, ſo ſtand die ganze Umgegend von neuem zur Freiheit auf, und die Bauern, vom Raube gelockt, zogen aus. In mehreren Haufen überliefen ſie einige Klöſter, raubten alles Getreide, Wein, Vieh und ſonſtige Eßwaaren, lebten luſtig und wohlgemuth, und ſchleppten davon, was der Magen nicht faſſen konnte. Darauf zogen ſie heim.

Mittlerweile hatten die Bauern des Elſaſſes ebenfalls die Waffen ergriffen, und durch die Vogeſen hinein, bis nach Lothringen, lief der Aufruhr. Bach, ein Bürger von Weiſenburg, ein leichtſinniger Mann, hatte zweihundert liederliche Bauern aus der Vogtei Kleberg zuſammengerafft, und haußte mit Feuer und Schwerdt bei Weiſenburg. Eben ſo war der Freiheitsruf in die tiefſten Thäler der Vogeſen gedrungen. Dort hatten ſich die ſogenannten Rundköpfe zuſammengethan, Klöſter und Schlöſſer geplündert und abgebrannt, und ſich nach Annweiler begeben, um das Errungene zu genießen und ſich zu neuen Thaten zu ſtärken. Ihre Nähe lockte die Nußdorfer abermals in die Waffen. Aus mehreren Aemtern rotteten ſich die Bauern zuſammen unter dem Vorgeben, ſie wollten die Rundköpfe vertreiben. Kaum war aber ihre Zahl ſtark genug, ſo warfen ſie die Larve ab, fielen in die Dörfer längs des Haardtgebirges, und zwangen alle Bauern zum Freiheitszuge. Ueberall,

wo ſie hinkamen, mußten die Schlöſſer der Adeligen und die Klöſter der Mönche und Nonnen ihrer Habſucht und ihrer Rachbegierde, zum Opfer werden. Unter andern erſtiegen ſie die hohe Kaſtanienburg bei Hambach, waren fröhlich, tranken des Biſchofs Wein, und ließen nicht ab, bis ſie ſein großes Faß geleert hatten; den andern ſchlugen ſie den Boden ein und ließen den Wein auf die Erde laufen. Am Samſtag vor Jubilate näherten ſie ſich Neuſtadt, und foderten die Einwohner unter ernſten Drohungen zur Uebergabe auf. Dieſe vergaßen, in der Angſt vor dem unbändigen Haufen, ihrer feſten Mauern und ihrer Treue gegen den Kurfürſten, und öffneten mit furchtſamer Eile die Thore der Stadt.

In dreihundert Bauern des Grafen von Leiningen zu Bodenheim war um dieſe Zeit ebenfalls die Freiheitsluſt gefahren. In Verbindung mit ihren Nachbarn, die ſie an ſich lockten, plünderten ſie Schlöſſer und Klöſter, überliefen die Dörfer, und lagerten ſich, an die dreitauſend ſtark, bei Weſthofen in einem Weinberge. Hier erwarteten ſie den Marſchall des Kurfürſten, der mit dreihundert Reitern und fünfhundert Lanzenknechten gegen ſie anrückte. Da er mit ihnen nicht handgemein werden konnte, ſo brannte er dreimal ſein ganzes Geſchütz gegen ſie los. Von den ſauſenden Kugeln erſchreckt, entflohen die Aufrührer bei einbrechender Dämmerung, und nachdem ſechzig von den nachſetzenden Reitern erſtochen worden, vereinigten ſie ſich mit den Nußdorfern. Selbſt ein Edelknecht und des Kurfürſten Lehnsmann, Erasmus von der Hauben, verband ſich, ſeiner edlen Abkunft und ſeines Eides uneingedenk, mit etlichen lockeren Geſellen, überfiel mit ihnen das Kloſter Frankenthal, und opferte es, nach vorhergegangener Plünderung, den Flammen.

So war alſo der ganze Speiergau in Aufruhr. Von Weiſenburg bis hinab an den Donnersberg, vom Hardtgebirg und tief in die Vogeſen hinein, bis herab an die Ufer des Rheins, träumten die Bauern von neuer Freiheit, und ſtanden auf, ſich auf ewig von Adel und Pfaffen loszumachen. Täglich mehrte ſich der Haufe, denn das luſtige Leben fand Gefallen.

Der Kurfürſt Ludwig, mit Recht der Friedliche genannt, ſuchte auch jetzt noch durch gelinde Mittel die Aufrührer zu beſänftigen. In dieſer Abſicht ſandte er eine Botſchaft an ſie ab, und verlangte von ihnen ein ſicheres Geleit für ſich und ſeine Räthe, um die Eintracht wieder herzuſtellen. Auf das dringende Bitten des Stadtrathes zu Neuſtadt bewilligten die Bodenheimer eine Zuſammenkunft. Ihre Feldhauptleute ſetzten einen Tag feſt, an welchem der Kurfürſt bei Sonnenaufgang, mit freiem Geleite für ſich, ſeine Räthe und Ritter, aber nicht über dreißig Roſſe, in dem Dorfe Forſt, erſcheinen könnte. Der Kurfürſt ließ ſich das gefallen, und kam am geſetzten Tage mit den Hauptleuten der Bauern in Forſt zuſammen. Kaum hatten ihn dieſe empfangen und das Friedensgeſchäft begonnen, als Trommelſchlag und Trompetenklang erſcholl. Der Kurfürſt mit ſeinen Räthen ſprang auf, an die Fenſter, und ſah die Nußdorfer in völliger Schlachtordnung, mit emporgetragenen Bannern, daherziehen, trotzig und ſtolz, anzudeuten, daß ſie dem Kurfürſten gewachſen und der Freiheit durch Zahl und Muth wohl würdig wären. Ihnen folgten auf gleiche Weiſe die Bodenheimer, mit Fahnen und Feldſchlangen, in allem an die achttauſend Mann. Drohend ſchauten ſie zum Kurfürſten empor, und ſtellten ſich deſſen Rittern an die Seite.

Die Verhandlungen wegen eines Friedens hat-

ten inzwiſchen ihren Fortgang, aber erſt nach langem Streiten war man über folgende Punkte einig: „Die Feldhauptleute entlaſſen die Bauern, und Jeder kehrt nach Hauſe, wozu ſie ſich eidlich verpflichten. Die eroberten Städte, Schlöſſer und Burgen werden ihren Herren zurückgegeben und ihnen das Geraubte erſetzt; auch verſprechen die Bauern, ſie nicht wieder zu gefährden. Die Klagen, welche ſeither vorgebracht worden, ſollen auf einem allgemeinen Landtage der ganzen Pfalz nächſtens erläutert und abgeſtellt werden. Niemand ſoll fürder den Kurfürſten, ſeine Freunde oder Vaſallen feindlich überziehen; das Geſchehene ſoll er aber auch vergeſſen und Gnade für Recht ergehen laſſen, auch den Aufſtand Keinem nachtragen.“

Sobald der Vertrag geſchloſſen und geſiegelt war, begab ſich der Kurfürſt nach Neuſtadt, begleitet von den Bürgern dieſer Stadt. Er mußte ſich aber bald überzeugen, daß die Bauern keine große Luſt hätten, in ihre Wohnungen friedlich zurückzukehren. Er verließ daher Neuſtadt heimlich bei Nacht, und kehrte in der größten Stille nach Heidelberg zurück. Von Neuem traten die Bauern, denen das luſtige Leben zu lockend, und der Landtag zu fern war, öffentlich hervor, trugen in einigen Schlöſſern herrlichen Hausrath, und eine unermeßliche Menge Wein und Korn davon, raubten überall was ſie fanden, und wälzten ſich vor Landau, nach dem Reichthum der dortigen Geiſtlichen lüſtern. Die Bürger von Landau aber dachten nicht alſo: ſie ſchloſſen die Thore und vertheidigten ihre Mauern, ſo daß die Aufrührer mit einer Lieferung an Wein und Brod, was die Geiſtlichen hergaben, ſich begnügen mußten. Von da zogen ſie vor das feſte Bergſchloß Scharfeneck, und foderten die Uebergabe. Der Schloßhauptmann war mit ſeiner Gattin zu ihnen ins Lager gekom-

gekommen, und hatte ihnen friedlichen Einlaß verſprochen, wenn ſie ihn und ſeine Gemahlin mit allen ihren Gütern unangetaſtet von dannen ziehen laſſen, und das Schloß nicht brechen und ausbrennen wollten. Das verſprachen die Bauern, und zogen nun, da Niemand widerſtand, rottenweiſe auf das Schloß, und erſtürmten mit ungeſtümmer Wuth einen Thurm, der auf einem Felſen das Thal bewachte. Als ſie nun ſo über eine hölzerne Brücke auf den Thurm liefen, ſtürzte einer von der Brücke und fiel von der ſteilen, ſchwindelnden Höhe hinab in den Schloßhof, erhob ſich aber ſogleich vom Boden und ging unverſehrt von dannen. Da ſchrien die Bauern alle aus einem Munde: „Mirakel! das iſt ein untrügliches Zeichen unſerer guten Sache; der Himmel ſelbſt hat durch ein Gottesurtheil geſprochen!" Von dieſem Vorfalle begeiſtert, warfen ſie, trotz ihres gegebenen Wortes, Feuer in die Burg, und ließen ſie, nachdem der vorräthige Wein getrunken war, mit vielem Getreide und einer Menge Urkunden in Rauch aufgehen.

Als nun die Bauern hörten, daß ihre Freunde im Elſaß im Gedränge wären, zogen ſie dahin, allein auf die Nachricht von der blutigen Niederlage derſelben kehrten ſie wieder um, und liefen erſchrocken vor Weiſenburg aus einander in ihre Dörfer. Schon nach einigen Tagen war wieder ein anſehnlicher Haufe beiſammen, der ſich anſchickte, die hohe Maderburg zu erſteigen, wo große Beute ein luſtiges Leben verſprach. Der Biſchof hatte eine beträchtliche Rotte ſeiner ihm ergebenen Bauern dahin gelegt, um die alte wichtige Feſtung zu hüten; allein ſein Hauptmann, ſeiner Pflicht vergeſſend, ließ die Bauern ein, als ſie an den Thoren erſchienen; und nun ergoß ſich der tolle Haufe durch

Keller und Gemächer, raubte, trank, jubelte, warf Feuer in die alte Burg, und zog dann weiter zu Raub und Brand auf Herren und Pfaffen.

Der friedliebende Kurfürſt hatte bisher immer gehofft, durch gütliche Ermahnungen den tollen Haufen zur Beſinnung zu bringen; aber ſeine Milde hatte den ſtarren Sinn der Aufrührer nur noch mehr geſteift. So hart es ihm däuchte, gegen ſeine eigenen Unterthanen die Waffen zu ergreifen, ſo blieb ihm doch kein anderes Mittel übrig. Er erließ ein allgemeines Aufgebot an alle Grafen, Freiherren, Edle und Herren der ganzen Pfalz, und rief ſie ernſtlich in die Waffen gegen die Bauern. Alle fühlten die Größe der Gefahr, und in wenigen Tagen ſtrömten alle Herren, mit tauſend reiſigen Knechten und dreitauſend Fußgängern, in ſeiner Reſidenzſtadt Heidelberg zuſammen. Hierzu kam noch der Erzbiſchof Richard von Trier, mit dreihundert wohlgerüſteten Reitern und fünfzehnhundert Lanzenknechten, er ſelbſt hoch zu Roß und in Waffen gerüſtet. Seine Hände trugen, ſtatt des Friedensſtabes, das blitzende Schwert ſchwerer Rache. Auch der Landgraf von Heſſen ſchickte einen anſehnlichen Gewalthaufen, und der Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes verſprach baldigen Beiſtand. Da auf dem Schloſſe Jettenbühel viel Gold und Silber verwahrt lag, ſo ernannte der Kurfürſt den Freiherrn Schenk von Erbach zum Berghauptmann, und vertraute ihm hundert geprüfte Männer, ein Fähnlein Fußvolk und ſein Hofgeſinde, damit er, mit dieſen und mit der Stadt Büchſenmeiſtern das alte Stammſchloß und die, zu deſſen Füſſen liegende Stadt, gegen jeden Ueberlauf vertheidige. So geſchützt blieben auf dem Jettenbühel der Biſchof von Speier und der Großcomthur der Deutſchherren, unter

deren Oberaufſicht die Ruhe der Fürſtenſtadt gehandhabt werden ſollte.

Es war am Morgen eines Dienſtages, in der vierten Woche des Mayen, als der Heerhaufe des Kurfürſten, an die zweitauſend Reiter und weit über ſechstauſend Lanzenknechte ſtark, verſehen mit allem nöthigen Feldzeug, aus Heidelberg gegen die Bauern zog. Alle trugen ein rothes Kreutz auf der Bruſt, als Feldzeichen, um ſich dadurch von den Bauern zu unterſcheiden. Den ganzen Heerzug befehligte der Kurfürſt ſelbſt, und ihm zur Seite ritten der Herzog von Bayern, der Erzbiſchof von Trier und der Biſchof von Würzburg. Als kaum die erſten Strahlen der Morgenſonne über den Heiligenberg herüber an den Thurmſpitzen des Jettenbühels erglänzten, zog Wilhelm von Habern, Hauptmann der Reiterei, mit einem Fähnlein reiſiger Knechte voraus, um der Bauern Lager und Zahl zu erſpähen. Da er nach Rothenburg kam, warfen die dortigen Aufrührer ſogleich die Waffen von ſich. Nicht ſo die Malſcher, die erſten Rädelsführer des ganzen Haufens. Hinter Schanzen und Gräben lagen ſie trotzig, und rüſteten ſich zur Gegenwehr. Am Mittage kam der Marſchall mit wenigen Reitern im Eilritte zurück, und meldete das dem Kurfürſten. Dieſer gebot ſogleich dem ganzen Heere vorwärts zu ziehen und den Flecken zu umringen; aber die Bauern lagen ruhig hinter ihren Wällen und warteten der kommenden Dinge. Man führte den Zug auf, und beſchoß den Flecken. Als auch durch die fliegenden Kugeln der ſtarre Muth der Aufrührer nicht gebrochen ward, gab der Kurfürſt das Zeichen zum Sturm. Seine Lanzenknechte erſtiegen die Wälle, brachen ins Dorf, erſchlugen alle Männer, die Knaben ausgenommen, mit der Schärfe des Schwertes, raubten, und überließen die

Häuſer den Flammen, die mit ſolcher Wuth um ſich griffen, daß der ſchöne, weinreiche Flecken in kurzer Zeit dem Erdboden gleich lag.

Der Kurfürſt zog noch an demſelben Abend auf Rothenburg, nahm das Schloß und lagerte dort die Nacht über mit den anderen Herren, während ſein Fußvolk in Ravensburg, die Reiterei aber in Mühlhauſen, den Tag erwartete. Früh am Morgen dieſes Tages, bei kaum ergrauender Dämmerung, fiel der Feldhauptmann der Brurheiner, der ſie beſonders zum Aufruhr gehetzt hatte und in ihr Lager gekommen war, in die Hände des Marſchalls. Der Kurfürſt befahl, den abtrünnigen Edeln nach Heidelberg zu ſchleppen, und ihn im alten Schloſſe daſelbſt feſt zu thurnen. Die Fürſten aber lagen an dieſem Tage in Rothenburg ſtill. Am folgenden, als am Feſte der Himmelfahrt des Herrn, zog der Marſchall mit ſeinem Reiterfähnlein, etlichen Lanzenknechten und Fuhrwägen, ſobald der Morgen graute, auf Schloß Kißlau, nahm es ein, und ließ die ganze Beſatzung ſeinem Herrn ſchwören. Unter der Beſatzung fand er vier bundbrüchige Brurheiner, welche zur Schloßhut von den Bauern dahin gelegt worden waren. Noch an demſelben Morgen hatten ſie den Scharfrichter auf das Schloß beſtellt, um etlichen Gefangenen, die ſie dort feſtgelegt hatten, die Köpfe abzuſchlagen. Aber wunderlich waltete über ihnen das Geſchick. Der Marſchall erfuhr das, ließ ſie auf die Schloßbrücke führen, und ſie durch den nämlichen Scharfrichter, den ſie für Andere gerufen hatten, enthaupten, und ihre Leichname in den Graben werfen, den Fiſchen zur Speiſe.

Der Hauptmann kehrte nach dieſem Strafexempel, und nachdem er eine hinreichende Beſatzung in das Schloß gelegt hatte, zum Lager zurück. Auf dem Wege

dahin ſtieß er auf eine Heerde Vieh von fünfzehnhundert Stück, nahm ſie weg und trieb ſie vor ſich hin ins Lager. Der Kurfürſt behielt die Hälfte davon für ſich, die andere aber vertheilte er unter den Heerhaufen.

Das ganze Heer brach nunmehr gegen Bruchſal auf, denn dort ſaßen die Hauptleute der Brurheiner, von ſiebentauſend ſtreitbaren Männern umgeben, und noch vor wenigen Tagen erſt waren von da aus alle Herren und Pfaffen vertrieben und beſchädiget worden. Die Lanzenknechte plünderten auf dieſem Zuge alle Dörfer, durch welche ſie kamen. Der Marſchall zog mit ſeiner Reiterfahne voraus, umritt die Stadt, ſandte einen Trompeter vor das Thor, der ſie zur unbedingten Uebergabe mit Hab und Gut aufforderte. Bald öffnete ſich das Thor, und einige von den Stadträthen und den Einwohnern kamen zum Marſchalle heraus, und verſprachen ſich und die Stadt mit allem, was darinnen ſey, ohne Vorbehalt zu übergeben. Der Marſchall berichtete dieß eilends an den Kurfürſten, der dann ſogleich, mit den andern Herren und ſeinem ganzen Gewalthaufen, herbei kam, durch die geöffneten Thore in die Stadt zog, das Schloß ſammt den Fürſten beſetzte, und ſeine Mannſchaft in die Häuſer einlegte.

Gegen Abend, am nemlichen Tage, erſchienen mit den Bruchſalern alle Bauern und ihre Hauptleute, auf des Kurfürſten Gebot, auf der weiten Ebene vor dem Schloſſe des Biſchofs, wohin er auch ſeinen oberſten Feldhauptmann, ſeinen Marſchall und Hofkanzler mit andern Edelleuten berief. Die Aufrührer ſtanden in einem weiten Ringe mit klopfendem Herzen, des Ausganges harrend, in banger Furcht. Da ſprach der Hofkanzler zu ihnen: „Mein gnädigſter Kurfürſt thut euch fragen, was Urſach euch zu ſo ſchändlichem Ding

bewogen, daß ihr meineidig worden an eurem Herrn? Hat euch der Biſchof nicht alles gelobt, was billig und recht iſt, und ihr habt ihm wiederum Treue und Huld geſchworen im Lager zu Udenheim. Aber ihr ſeyd aufs Neue eidbrüchig geworden und ſeyd aufgeſtanden in muthwilligem Trotze gegen das Reich, gegen euren rechtmäßigen Herrn, gegen Landrecht, Pflicht und Gewiſſen, darum will auch mein gnädigſter Kurfürſt ſeine Gnáde von ſich thun und das Recht über euch walten laſſen. So ſagt denn ungeſäumt die Namen eurer Rädelsführer und Hauptleute, auf daß ſie erleiden, was Recht iſt; zur ewigen Warnung."

Ein tödtlicher Schrecken überfiel die Bruchſaler, als ſie dieſe Worte vernahmen. Sie rathſchlagten lange, und nannten endlich die Namen. Die bezeichneten wurden herausgefangen, in die Mitte des Ringes geführt, und von ſiebenzig flogen die Köpfe, unter dem Schwerte des Scharfrichters, in den Sand; die Uebrigen warf man in einen engen Thurm, ihr weiteres Schickſal zu erwarten, und gab darauf den Andern Erlaubniß, in ihre Häuſer zu gehen. Dann ward der Hauptmann des Höllenhauſens, der Prieſter Eiſenhut, in Ketten herbeigeführt, und mit drei ſeiner Geſellen in Kürze verhört; und allen vieren wurden noch an demſelben Abend die Köpfe abgeſchlagen. Am folgenden Morgen lag der Kurfürſt mit dem ganzen Heere ſtill, hielt großen Rath mit allen ſeinen Adeligen, und ſetzte die Strafe für die Bruchſaler und die Bauern aus des Biſchofs Aemtern Udenheim, Rothenburg, Kißlau und Grünau, und die Brurheiner feſt: „Die Aufrührer zahlen vierzigtauſend Goldgulden zur Buße ihres Frevels an ihren Herrn. Alle Waffen, Büchſen und ſonſtiges Kriegszeug liefern ſie aus, und ergreifen ſie nimmer wieder, der Stadtrath erlaube es

denn. Alle Aufrührer ſchwören aufs Neue zu Gehorſam und Pflicht, an ihren rechten Herrn, den Biſchof und das Domkapitel. Die Bruchſaler verſprechen insbeſondere, die Thore niederzuwerfen, welche ſie in den Tagen des Aufſtandes an ihre Stadt gebaut, und jenes, ſo ſie hinter des Biſchofs Schloſſe in Zeiten des Bauernregiments verrammelt, offen zu halten auf immer.“ Alle dem ſchworen die Bauern getreulich nachzukommen, und ſchlichen ſtill und gedemüthigt in ihre Dörfer.

Gegen Abend zog man die Gefangenen aus dem Thurme, führte ſie in den Schloßhof und ſtellte ſie dort in einem Ringe auf. Die Nacht über waren ſie ſo enge eingeſchloſſen worden, daß ſie beinahe erſtickten; und jetzt wirkte die brennende Hitze und die Todesangſt ſo auf ſie, daß der Schweiß in Strömen von ihnen rann. Fünf hatten ſchon von der Hand des Heidelberger Meiſters den Todesſtreich empfangen, und eben war der ſechste niedergekniet, und streckte ſeinen Hals dem Schwerte entgegen, als die umſtehenden Grafen und Herren dem Meiſter zuriefen, bis auf weiteren Beſcheid gemach zu thun. Da fielen alle Gefangene auf die Kniee, hoben die Hände empor, und flehten um Barmherzigkeit; die Herren aber gingen ins Schloß zum Kurfürſten, baten um Gnade für die Armen, und dieſer, erweicht von dem kläglichen Geſchrei, das bis in die Gemächer des Schloſſes drang, und bewogen durch die Bitte ſeiner Adeligen, ſchenkte ihnen das Leben, mit dem Bedinge, daß ſie wie die Andern Gehorſam ſchwören ſollten, ehe ſie den Schloßhof verlaſſen. Das thaten ſie auch ſchnell und freudig, weil ihnen die Todesſtrafe erlaſſen worden.

Auf dem ganzen rechten Rheinufer war nunmehr die Ruhe wieder hergeſtellt; aber nun ſollten auch die

Bauern auf dem linken Geſtade wieder gehorchen lernen. Während der Kurfürſt, mit dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes, noch vorerſt die Bauern des Odenwaldes und des Biſchofs von Würzburg zu Paaren trieb, waren die Weiſenburger und Andere wieder zu Neuſtadt in der Pfingſtwoche zuſammen geſtrömt. Sie zogen von da herab nach Oppersheim, belagerten das kurfürſtliche Schloß zu Dirmſtein, erſtiegen ſtürmend die Mauern, erſtachen den Vogt mit ſeinen fünfzehn Lanzenknechten, weil ſie ihnen die Thore nicht hatten öffnen wollen, und warfen die Leichname zum Fenſter hinaus. Das ausgeraubte Schloß brannten ſie nieder, dem Erdboden gleich, und verfuhren eben ſo mit Schlöſſern und Klöſtern, die ihnen auf ihrem Raubzuge im Wege lagen. Drei Wochen waren ſie, in fröhlichen Liedern ihre Thaten ſingend, in den Gauen dieſſeits des Rheins umhergezogen, als der Kurfürſt mit einem Heere gegen ſie anrückte, und ſich bei ſeiner Stadt Oppenheim lagerte. Hier wollte er dreihundert Reiter erwarten, die ihm der Kurfürſt von Mainz zu ſenden verſprochen hatte. Als aber immer häufigere Nachrichten von den Raubthaten der Bauern einliefen, da erſtarb die Milde in ſeiner Bruſt, und zornig beſchloß er dem tollen Leben ein blutiges Ende zu machen. Er befahl ſeinem Feldhauptmanne, die Lanzenknechte und Reiſigen fertig zu halten. Beim erſten Glanze der Morgenröthe zog der Marſchall mit der Reiterfahne aus dem Schloſſe, um die Stärke der Feinde, ihr Lager und ihre Stellung auszukundſchaften. Gegen acht Uhr des Morgens folgte der Kurfürſt mit dem ganzen Heere, zu dem der Mainzer Statthalter mit ſeinen dreihundert Reitern ſtieß. Der Zug bewegte ſich vorwärts auf Weſthofen. Bald erfuhr der Marſchall, die Bauern wären in der Nacht davon gezogen,

und Niemand wiſſe wohin. Durch Boten, die nach allen Wegen ausritten, hörte er, ſie wären in Guntheim, und da er gerade dahin ritt, lehrten ihn die Fußſtapfen der Bauern im lockern Boden, daß ſie in Schlachtordnung zögen, jede Rotte zu dreiundvierzig Mann, auf dem rechten Flügel aber ſiebenundzwanzig die Rotte. Auch in Guntheim fand er ſie nicht; ſie waren weiter geeilt auf Pfaddersheim, und hatten kaum eine halbe Stunde vor ihm die Thore erreicht. Drinnen war des Kurfürſten Ankunft und baldige Hülfe bekannt, und vor fünf Tagen noch hatte der Burggraf von Algei zweihundert wohlgerüſtete Knechte in die Stadt geworfen; aber war es Furcht oder böſer Wille, dennoch wurden die Bauern auf ihr erſtes Wort eingelaſſen. Der Marſchall zog alſo, ohne ſie erreicht zu haben, zurück, und meldete dem Kurfürſten, wie die Bauern über achttauſend ſtark, gutes Muthes wären und gedroht hätten, den Kurfürſten und ſein ganzes Heer in die Pfanne zu hauen, und eines ſchrecklichen Todes ſterben zu laſſen.

Das Heer rückte nun ungeſäumt gegen Pfaddersheim, und lagerte ſich im Angeſichte der Mauern. Die Lanzenknechte und Reiter umgaben die Stadt auf Kanonenſchußweite, und ſtanden dann ſtill; die Falkonetſtücke wurden vorgefahren auf den Georgenberg, und von da aus auf die Stadt gefeuert. Aber das ſchreckte die Bauern nicht, und ſie antworteten dem Feuer des Kurfürſten mit ihren Feldſtücken. Eine Stunde lang hatte man hin und wieder geſchoſſen, als der Feldhauptmann es für gerathen hielt, einen Reiterhaufen über die Pfrim zu werfen, um dort deutlicher zu erforſchen, was die Bauern in der Stadt begönnen.

Schon ſenkte ſich der Abend herab, und es ſchien, daß den Tag keine Waffenthat mehr geſchehen ſollte, als ſich plötzlich die Stadtthore öffneten, und drei Fah-

nen Bauern ungeſtümm herausbrachen. Sie machten einen wüthenden Angriff auf ihre Feinde; als aber der pfälziſche Feldzeugmeiſter vom Georgenberge herab die Stücke auf ſie richten, und mit Falkonetkugeln unter ſie ſchießen ließ, da zerriß Furcht ihre Reihen, und ſchnell wandten ſie ſich in wilder Flucht zur Stadt zurück. Plötzlich ſtürzte aber die Reiterei über den Haufen her, ſtach und hieb darein, wo er am dickſten war, und erlegte, was vor Schwert und Lanze kam. Diejenigen, welche dem Tode entgingen, ſuchten eiligſt die Stadtthore zu gewinnen, allein die Feinde waren ihnen bereits zuvorgekommen. Hoffnungslos rannten ſie nun in der Angſt der Verzweiflung auseinander, und jeder ſuchte ſeine Rettung in eiliger Flucht. Die Reiter aber ſprengten nach, überritten die, ſo ſie ereilten, warfen einen Theil in den Fluß, Andere tödteten ſie in den Weinbergen, und wieder Andere verfolgten ſie über die Stadt hinaus, bis hinab gegen Worms, und erſchlugen, bis keiner mehr übrig war. Ueber viertauſend Bauern deckten, in ihrem Blute liegend, das Schlachtfeld. Gefangen wurde Keiner.

Die Nacht war unter dieſer Metzelei eingebrochen, deswegen blieſen die Trompeter zum Rückzug. Die Fürſten kehrten ins Lager zurück, und legten fünfhundert Fußgänger und tauſend Reiter rings um die Stadt, damit keiner der Aufrührer im Dunkel der Nacht entkomme. Die zahlreichen Wachfeuer raubten den Bauern alle Hoffnung, ſich durchzuſchleichen, und ſie lagen ruhig in der Stadt, und ſahen mit banger Furcht dem verhängnißvollen Morgen entgegen. Kaum dämmerte auch das Licht im Oſten auf, und kaum noch war des Kurfürſten ganzer Feldzeug den Mauern genähert, und hatte einige Kugeln in die Stadt geſchleudert, als auch ſchon die weiße Fahne über dem Walle flatterte, und

das Thor ſich öffnete, aus welcher Abgeordnete hervorkamen und ſich und Alles dem Kurfürſten ergaben, auf Gnade und Recht. Man antwortete ihnen: ſie ſollten zurückgehen, ſtill liegen, beſonders keinen der Rädelsführer aus der Stadt laſſen, und einer weitern Antwort gewärtig ſeyn.

Den Tag über war alles ruhig, aber am folgenden (es war der Tag Johannis des Täufers) rückten die Lanzenknechte in die Ebene herab, und die Fürſten mit der Reiterei beſetzten die Georgenkapelle und machten dort einen weiten Ring. Aus den benachbarten Dörfern waren die Bauern hergetrieben, damit den Aufruhrſtiftern ihr Recht widerfahre; und auch jenen in der Stadt befahl man jetzt, die Waffen abzulegen und herauszukommen, und ſich vor den Fürſten zu ſtellen. Sie kamen; dreitauſend Mann. Damit jedoch keiner entwiſche, ſondern alle vor die Fürſten kämen, hatte der Marſchall vom Stadtthore bis zum Ringe auf dem Georgenberge mit dreihundert Reitern eine Gaſſe gebildet, durch welche die Bauern ausziehen ſollten. Bei Todesſtrafe wurde ihnen bedeutet, daß keiner zu entfliehen wagen ſollte. Die Bauern gingen voran, und durch einen Hohlweg ſtiegen ſie hinauf zu dem Ringe, den die Fürſten und Reiter gebildet hatten; hinter ihnen aber ſchloſſen ſich die Thore der Stadt, in welcher die noch übrigen Tauſend zurückblieben. Es war ein harter Gang; allen klopfte das Herz, und als man an einen Doppelweg kam, fingen die letzten an die Flucht zu ergreifen. Die Reiter ſprengten ihnen nach, holten ſie ein, und hieben ſie nieder, wie ihnen gedroht ward. Mit einem Male ſtürzte die ganze Reiterei über die wehrloſen Bauern her; die vom Berge herab und die vom Thale hieben drein, und ſtachen eine Menge todt. Die Wehrloſen ſanken unter den

ſcharfen Säbeln und den ſie erellenden Lanzen, wie verächtliches Schlachtvieh. Umſonſt rief der Kurfürſt, vom Gemetzel abzulaſſen; er ward nicht gehört. Die Reiter ſchlachteten fort in unbändiger Wuth, und ſogar der Erzbiſchof von Trier, uneingedenk der Friedensbotſchaft, die ſein Herr und Meiſter der Welt verkündete, und vergeſſend ſeines geiſtlichen Standes, ließ ſich von der Schlachtwuth hinreiſſen, ſprengte in den Haufen, und röthete ſein Schwert in Bauernblut.

Endlich kam der Kurfürſt mit ſeinem Feldhauptmann und Hofkanzler nachgeritten, drang in das Getümmel zwiſchen die ſtampfenden Pferde und die hochgeſchwungenen Schwerter der wüthenden Reiter, und rief: es ſey des vergoſſenen Blutes genug! es ſeyen ſeine Bauern, und man müſſe die Verführten durch Milde beſſern; er bitte und befehle, vom weitern Schlachten abzulaſſen.

Das Wort des Kurfürſten hemmte weiteres Niedermetzeln. Die Reiter trieben die Bauern zuſammen, ohne weiter drein zu hauen. Es war des vergoſſenen Blutes ſchon übergenug, denn achthundert Bauern lagen ſterbend oder todt auf der Wahlſtadt. Die andern kamen vor die Fürſten. Man fragte ſie aus, ſonderte die Rädelsführer nach der eigenen Auſſage der Bauern und dreiſſig derſelben ſtarben im Angeſichte Aller durch Henkershand; die übrigen, obſchon Alle gleich ſchuldig, wurden begnadiget. Sie ſchworen wiederum den Eid der Treue und zogen ſtill und gedemüthigt in ihre Dörfer. Die Fürſten aber zogen, da ſchon die Sonne über dem Haardtgebirge verſunken war, in ihr Lager zurück.

In der Stadt waren noch an die tauſend Bauern. Da es bei der Ermüdung der Reiter und Roſſe zu beſchwerlich ſchien, ſie, wie in der vorigen Nacht, rings zu umſtellen, damit Keiner entwiſche, ſo eilte der Mar-

ſchall noch in der Dämmerung mit der Rennfahne in die Stadt, rief die Bürger und Bauern auf den Kirchhof zuſammen, und zählte die Bauern ab, deren er noch fünfhundert fand. Nachdem er ihre Namen niedergeſchrieben hatte, verſchloß er ſie in die Kirche, und gebot den Bürgern, die Thüren und Fenſter des Gotteshauſes ſtreng zu bewachen, denn ſoviel am folgenden Tage ſich geflüchtet hätten, ſo viel Bürger müßten mit ihrem Halſe die Flucht bezahlen. Eben ſo befahl er, ſie ſollten die Häuſer, Keller und Scheuern durchſuchen, die Verſteckten hervorziehen, und ſie bis zum nächſten Morgen ſtrenge bewachen. Darauf kehrte er in der Nacht ins Lager zurück und erhielt mit zwei andern Edelleuten die Vollmacht, am andern Morgen mit den Bauern fertig zu machen.

Als der Tag graute, kehrte der Marſchall mit ſeinen beiden Begleitern in die Stadt zurück. Er fand die Aufrührer um dreihundert gewachſen, welche die Bürger in der verwichenen Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und zu den Andern in die Kirche verſchloſſen hatten. Jetzt las er die Namen mit lauter Stimme ab; er fragte, hörte Antwort und Entſchuldigung, erwog boßhaften Treuebruch, Raubſucht und Verführung, und verurtheilte vierundzwanzig Bauern zum Tode. Sie wurden zur Stelle enthauptet; die Uebrigen ließ man laufen, nachdem ſie zuvor geſchworen hatten. Dann kam die Reihe an die Pfadersheimer, die ebenfalls an ihrem Herrn hart gefrevelt hatten. Sie hatten, mit den Bauern einverſtanden, gedroht, den Kurfürſten mit ſeinem ganzen Adel auszutilgen, und ſeiner in wildem Trotze gehöhnt. Ein ſolcher Frevel ſchien nur durch eine harte Buße geſühnt werden zu können. Da inzwiſchen die Hauptleute aus der Bürgerſchaft ſchon geſtern und vorgeſtern im Ge-

metzel auf dem Felde erſchlagen worden waren, ſo verloren jetzt nur vier von den Bürgern die Köpfe. Den übrigen gab der Marſchall Gnade, jedoch mit der Bedingung, daß ſie eine ſtarke Brandſchatzung bezahlen, allen Feldzeug und die Waffen aller Art in das Schloß zu Alzey abliefern, alle Freibriefe und ſonſtigen Urkunden, ſo ſie ſeit Jahrhunderten von den Kurfürſten erhalten, herausgeben, und auf's Neue Eid und Treue ſchwören ſollten. Sie unterwarfen ſich dem allen mit größter Bereitwilligkeit, und glaubten ſogar das Leben noch um einen wohlfeilen Preis erkauft zu haben.

Als die Nachricht von dem Siege der Fürſten und der blutigen Niederlage der Aufrührer in Speier erſcholl, eilten die Domherren ins Lager, und foderten den Schutz der Fürſten gegen den Ueberfall der Speirer, welche ſie ihrer Gerechtſame beraubt, und ihre Freibriefe zerriſſen hatten. Auch die Bürger von Speier fanden für gut, einige Abgeordnete nach Pfaddersheim zu ſenden. Der Kurfürſt hörte den Vortrag der Abgeordneten und der Domherren, und die Fürſten ſprachen, daß die Speirer alles wieder in den Stand herſtellen müßten, wie es vor dem Aufruhr geweſen war. Sie mußten alle Freibriefe und Urkunden, die ſie den Domherren geraubt hatten, in ein offenes Libell einſchreiben, und mit der Stadt und allen Zünften Inſiegel befeſtigen. Auſſerdem wurde ihnen befohlen, den Vertrag herauszugeben, wozu ſie die Geiſtlichkeit gezwungen hatten, und alles zu widerrufen, was die Stadt in den Tagen der Noth an dem Dom gefrevelt hatte. Die Speirer gehorchten, die Domherren aber, wieder der alten Freiheiten und Rechte froh, hingen den Harniſch und Helm an die Wand, und gingen, ſtatt der Wachſtube, zu Chore.

Von Pfaddersheim rückten die Fürſten auf's Freins=

heim. Der Kurfürſt nahm das Städtchen, ließ Etlichen die Köpfe herunterſchlagen, büßte die Andern um Geld, und nahm ihnen alle Freiheiten. Von da zog er auf Neuſtadt, deſſen Bürger ſich gar grob und bößlich gegen den Fürſten geberdet und argen Ungehorſam geübt hatten; darum ſollten ſie das auch hart büſſen. Viele wurden eng gethurnt, acht auf offenem Markte enthauptet, die Andern aber um dreitauſend Goldgulden, ihre Waffen und alle Freiheiten, gebüßt. Außer den Städtern verloren noch Manche aus den Dörfern, welche des Zuges Rädelsführer geweſen waren, die Köpfe.

Die Reihe kam nunmehr an die Weiſenburger. Der Kurfürſt ſandte ihnen Briefe, und ermahnte ſie zu Gehorſam und Pflicht. Sie nahmen das ihnen verſprochene freie Geleit an, und kamen mit dem kaiſerlichen Landvogt ins Lager. Drei Tage brachte man mit Unterhandeln zu, und ward endlich über die Artikel einig: „Die Weiſenburger zahlen dem Kurfürſten ſechstauſend Goldgulden; die Rädelsführer ſollen ſie ſtrafen um Hals und Kopf, und alle großen Feldſtücke dem Landvogte des Kaiſers ausliefern.“ Aber die Weiſenburger ſuchten nur Zeit zu gewinnen; ſie kehrten nach der Stadt zurück, um, wie ſie vorgaben, die Artikel den Ihrigen vorzulegen, kamen aber nicht wieder. Darüber gerieth der Kurfürſt in heftigen Zorn und rüſtete ſich zur Belagerung, um den harten Nacken der Aufrührer zu brechen. Sein Feldhauptmann, der Marſchall, der Hauptmann der Lanzenknechte und der des Fuhrweſens zogen am Kilianstage (Samstag den achten Juli) in der Morgendämmerung mit drei Reiterſchwadronen, allem Fußvolk und die Feldzeuge vor die Stadt, ſchlugen ein Lager, und begannen die Wälle niederzuſchieſſen.

Die Weiſenburger waren betroffen, denn ihre Feinde hatten Stellungen eingenommen, die zu nehmen für unmöglich gehalten worden waren. Indeſſen beharrten ſie bei dem Vorſatze, ſich zu vertheidigen, und trafen dazu die nöthigen Vorkehrungen. Die Fürſten naheten ſich der Stadt mit der ganzen Reiterei, und in der Nacht des Sonntags drangen der Feldhauptmann und der Wagenmeiſter durch die Dunkelheit bis an den Stadtgraben. Sie erſpäheten die Lage und die Befeſtigung, und erbaueten noch in derſelben Nacht Feldſchanzen und richteten die Donnerbüchſen her, um die Stadt ernſter zu beſchieſſen. Als darauf der Morgen graute, wurden die Bürger mit lauthallendem Trompetenklange und Paukenſchalle aus dem ganzen Lager zum Kampfe geweckt, und der Donner der Feuerbüchſen krachte in den Trompetenklang und rollte den ganzen Tag. Aber die Weiſenburger ließen ſich das nicht irren, ſondern feuerten von ihren Wällen, aus vielen Feldſchlangen und ſechs großen Karthaunen auf die Belagerer. Gegen Abend erſchienen im Lager zwei Reichsräthe und Rathsboten der Städte Strasburg, Hagenau, Worms, Speier und Landau, und ſuchten den Kampf in Güte zu verſöhnen. Der Kurfürſt war damit wohl zufrieden, aber ohne deshalb die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Er betrieb vielmehr die Belagerung mit ſolchem Eifer, daß am folgenden Dienſtage zwölfhundert Kugeln in die Stadt flogen, und das Krachen der Feldſtücke ſogar jenſeits des Rheins und tief in die Vogeſen hinein gehört wurde. Das, und die ernſten Worte der Reichsräthe bewogen die Weiſenburger, ſich den Fürſten noch an dieſem Abend zu ergeben. Dieſe zogen mit allen ihren Reiſigen in die Stadt, verhörten die Rädelsführer, ließen dreien auf dem Markte die Köpfe, zweien die Finger abhauen, und begnadigten die übrigen.

Als

Als die Ruhe überall wieder hergeſtellt war, trennte ſich der Kurfürſt von ſeinen Bundesgenoſſen, und kehrte nach Heidelberg zurück. Am Tage nach ſeiner Ankunft begab er ſich in die Dreifaltigkeitskirche zum Hochamt mit allen Grafen, Rittern und Herren, dankte Gott für den Sieg und des Landes Rettung, und entließ dann ſeine Vaſallen in ihre Schlöſſer und Burgen. Der Biſchof von Speier aber war ſchon früher, bei wiederhergeſtellter Ruhe, nach Udenheim zurückgekehrt.

So endete der Kampf für die Freiheit, und die Bauern büßten ihren tollen Sinn in ihrem Blute. Ueber den zertretenen Saatfeldern und den Schutthaufen der niedergebrannten Hütten hatte der Bauer Zeit, ſeine ungezügelte Kriegsluſt zu bereuen, und lange noch warnten Märkte und Schlachtfelder, auf denen der Vater unter dem Ritterſäbel gefallen war, oder unter Henkershand geblutet hatte, den Sohn vor Treubruch an ſeiner von Gott geſetzten Obrigkeit. Die Herren aber lernten, daß nur des Volkes Liebe der Fürſten Macht begründe, und daß auch der Bauer ein Menſch ſey, leicht zu lenken durch Milde, aber gefährlich, dem ſchlafenden Löwen gleich und dem Zahne des Tigers, wenn er durch Mißhandlungen aus der von ſeinen Vätern ererbten Ruhe geriſſen worden. Der Biſchof von Speier fuhr fort, mit Milde zu regieren. Nur Wenige wurden um Hab und Gut gebüßt, Allen aber die Koſten gemildert, und der Druck erleichtert. Dem Aufruhr folgte die tiefſte Ruhe; der Landmann gehorchte, wie vorher, ſeinem Herrn; williger noch, weil jener milder geworden war, und nur in Spottliedern lebte noch das Andenken an die Großthaten der Aufrührer. Ein Bauer des Hochſtifts ward Klagſänger der Bauernnoth, und beſang die Tage des tollen Lebens in derben Reimen, die er beim Weinglaſe in der Zeche dichtete:

Einsmals da ich ein Krieger was
Meins eygnen Herren und eyds vergaß,
Auch in gutem Wahn vnd ehren ſaß,
Da dranck ich zu Keſtenberg was
Guten Wein auß dem großen Faß,
Lieber rath wie bekam mir das,
Gleich dem Hund, da er frißt das graß,
Ein ort vnd dreyzehn gulden dir irten was,
Der Teufel geſegn mir das.

Ein Anderer ſang:

Einsmals im Jahr vnd Sommerzeit,
Ward mancher Fleck ſeiner hab queit,
Das macht der Bauern haß vnd neid,
Darnach aber vmb ein kleine Zeit
Ward die Herrſchaft wol geheidt,
Das thet der Bauern großer neid,
Vnderm Evangelij ſchein erleit,
Vnd vber acht tag nicht weit,
Du weiſt wol wo Pferdersheim leidt,
Dahin die Pfaltz mit dem gezeug reith,
Wider die Bauern fürth ein Streit,
Da gar mancher erſtochen leidt,
Wurden jrer hab vnd nahrung queit,
Alſo hats als vnglück geheit,
Sein der fron dienſt und gulden queit,
Wie der Hund der flöh im Augſt leit,
Geſchahe nach Chriſti Geburt der zeit
Fünfftzehenhundert xxv. ein ander vas geit.

2.

Wie viel Unheil die Unkeuſchheit anrichtet.

(Aus einer Chronik.)

Kaiſer Otto der Dritte hätte ein unkeuſch Weib, der ein ſtattlicher Grav am Hofgelag baß behagen thät. Sie ſann ihm ihr' Buhlſchaft an; der Grav aber weigerte ſich deß, um daß er daheim auf ſeiner Burg ein ehrbar Ehegemahl hatt! Als die Kaiſerin nun ſah, daß ſie ihren Willen mit dem Graven nit vollbringen mogt', da warf ſie auf ihn große Ungnade, und klagte ihn beym Kaiſer an; er hab' Gewalt an ihr verüben wollen, ſagte ſie, und heiſchte, daß man den Graven richtete. Der ward gewarnt von Etlichen, er ſollte des Kaiſers Hoflager, um der gröblichen Anklage willen, meiden; und er zog von dannen nach ſeiner Burg.

Der Grav blieb eine Weil daheim; ſo fragt' ihn ſeine Hausfrau: „Lieber Herr, was bedeut das, daß Ihr nicht fürder zu unſers Herrn, des Kaiſers, Hof zieht, und ſo trauerlich daheimenliegt? Deß bin ich ungewohnt; deß bericht mich, lieber Herr, um Gott und aller Freundſchaft, Minn' und Treue willen, die ich Euch bewieſen hab' oder thun mag.“ — Da thät' der Grav ſeinem Gemahel die ganze Begebenheit berichten, und wie die arge Liſt der Kaiſerin ſeiner Unſchuld nach dem Leben trachtete.

Nicht lang, ſo ließ der Kaiſer den Graven zu ſich beſcheiden: der hoffte auf ſeine gerechte Sache, und zog fort von ſeiner Hausfrau, der nichts Gutes ahnete. Der Grav thät einen Fußfall vor dem Kaiſer; der ließ

ihn aber ohne Gehör greifen, ihm das Haupt abſchlagen, und ihn begraben.

Des Graven Diener und Knappen brachten ihrer Frau die Trauerbotſchaft nach der Burg: da machte ſie ſich auf, und holte nächtlicherweil' an der Stätte, da man ihren Herrn begraben, ſein Haupt aus der Grube, darinn es lag, und ließ das mit köſtlichen Spezereien balſamiren.

Und eine Zeit darnach ſchrieb der Kaiſer einen Gerichtstag aus, den Wittwen und Waiſen das Recht zu ſprechen. Als nun der Kaiſer in ſeiner Majeſtät mit Fürſten, Graven und Herrn zu Gericht ſaß, erſchien des Graven Weib, und hatt' heimlich ihres Mannes Haupt bei ſich. Sie trat vor den Kaiſer, und fragt' ihn demüthiglich um Recht, „was der verwürkt, der einen Mann unſchuldig, ohne richterlich Urtel und Verantwortung, das Leben nähme?" Dabei weinte ſie bitterlich, und foderte von dem Kaiſer ſelbſt, weilen er, nach Gott, der oberſte Richter ſey, Gerechtigkeit.

Der Kaiſer kannt' des Graven Weib nit, und ſprach: „der hätte ſein Haupt verwürkt; den ſolle man tödten!"

Da ſprach die Frau, und legte dabei ihres Mannes Haupt dem Kaiſer zu Füſſen nieder:

„Ihr Fürſten und Herren, ſchaut auf mich. Ich bin des enthaupteten Graven Weib, und klage hier, vor Gott auf ſeinem Himmelsthron und vor Euch Allen, Kaiſer Otto an, der hier ſitzet: denn er hat meinen Herrn ohne Antwort, Recht und Urtel töden laſſen. Er wollte meinen Herrn nicht hören bei ſeinem Leben: hier ſteh' ich, ſeine Wittib, und erbiete mich mit Gott, ein glühend Eiſen für ihn zu tragen, daß er mit der Kaiſerin nichts zu ſchaffen haben wollen, um Gottes, ſeines Herren Huld und ſeiner ehelichen Treu

und Minne halber. — Darum, ſo frage ich: ob meines Herren Unſchuld ſoll erwieſen ſeyn, wenn ich nach Recht mit Feuer das Gottesurtel mag beſtehen; gleich als ob er es ſelbſt gethan: denn, er es thun wollen, ſo er zur Verantwortung gekommen. Sodann aber, ihr Fürſten und Herren, verſehe ich mich bei Euch zum Rechten, und bin hoffend, daß man den Kaiſer, nach dem Urtel, ſo er ſich ſelbſt geſprochen, am Leben ſtrafe, und männiglich, ſo in das Blut-Urtel gewilligt.“

Als das der Kaiſer hörte, erſchrack er mächtig, und es ward eine große Bewegung unter dem Rath der Fürſten und Herren. Des Graven Weib aber rief mit lauter Stimme zum Volke nach dem Gottesurtel: Das durft' man ihr nicht weigern; und ſie trug ein glühend Eiſen ohne Leid, und bewies in frommem Glauben ihres Herren Unſchuld im Grabe.

Da ſprach der Kaiſer: „Der Herr im Himmel hat gerichtet; mein Leben iſt dir verfallen, ſo hab' ich mein Urtel ſelbſt geſprochen: das iſt ein heilig Recht und nicht zu deuteln.“ Als die Fürſten und Herren und das Volk das hörten, da ward ein groß Getümmel; es erhob aber des Graven Weib ihre Stimme, und ſprach: „Mein guter Herre iſt nun der böslichen Anklage entſühnt, und mag fürder ruhig im Grabe ſchlafen: Kaiſerliche Majeſtät hat das Recht geübt, und ſich ſelbſt gerichtet ohne Rückenthalt; das wolle Gott verhüten, daß ich ſo gerechtem Kaiſer nach dem Leben ſtehe: ich laſſe ihn ſeines Urtels ledig.“

Und alsbald jauchzete das Volk, und pries des Graven Weib und den gerechten Kaiſer. Der aber löste ſich von dem Weibe mit etlichen feinen Burgen und Ländereien, und ließ ſein unkeuſch und arges Gemahel töden.

3.

Grauſamer Mord.

Seit ſechs Jahren war die edle Lucretia degli Ottologi, von Padua abſtammend, mit dem Marquis Aeneas Obizzi in Rom verheirathet. Mit einer ſeltenen Schönheit verband ſie eine Liebenswürdigkeit des Charakters, eine Sanftheit und Anmuth im Umgange, welche die Vornehmſten des römiſchen Hofes und der Stadt magiſch in ihre Geſellſchaft zogen. Sie feſſelte viele Herzen, aber ihr eigenes Herz hing mit unwandelbarer Treue an ihrem Gatten, denn in Hinſicht ihres keuſchen Sinnes glich ſie ihrer berühmten Namensſchweſter im alten Rom.

Unter den Fremden, welche bei der Marquiſe Zutritt hatten, befand ſich ein Edelmann, Lorenzo da Prati. Längſt von der Schönheit Lucretia's bezaubert, gedachte der Abſcheuliche ihren Gatten aus dem Wege zu räumen, um dann zu ihrem Beſitze zu gelangen. Da er aber ſein ſchändliches Vorhaben nicht ſo ſchnell, als es ihn lüſtete, auszuführen vermochte, ſo wußte er den Marquis durch wichtige Aufträge von Seiten des Hofes zu entfernen. Die Marquiſe mußte zugleich fort, um während der Abweſenheit ihres Gatten ihr Landgut zu bewohnen. Lorenzo benützte die günſtige Gelegenheit, die ſchöne Frau in ihrer Einſamkeit zu beſuchen, in der Hoffnung, ſeine geilen Begierden zu befriedigen. Es gelang ihm, zwei Diener und das Kammermädchen Lucretia's, auf einige Stunden zu entfernen, und ſie allein zu finden. Seiner getroffenen Vorkehrungen ſicher, ſchlich er frühe in der Marquiſe Schlafgemach. Sie ſchlief. An ihrer Seite lag ihr fünfjähriges Söhnchen, Ferdinand. Plötzlich er=

wachte ſie aus dem Schlaf, ſah einen Mann ganz nahe an ihrem Lager ſtehen, und that einen Schrei des Schreckens, welcher auch den Kleinen aufweckte.

Dem kühnen verbrecheriſchen Lorenzo war das laut weinende Kind läſtig. Er riß es gewaltſam hinweg, verſchloß es in ein Nebenzimmer, und kehrte ſchleunig zurück, um der edeln Frau den, ſeiner ſtrafwürdigen Abſicht gemäßen, Antrag zu machen. Die Marquiſe ließ ihn nicht enden, ſondern ſtieß den Verräther mit Abſcheu zurück, und rief um Hülfe. Nun ſetzte ihr der Raſende einen Dolch auf die Bruſt, und drohte ſie zu erſtechen. Da ſie ihm einen heldenmüthigen Widerſtand leiſtete, ſo ergrimmte er darüber ſo ſehr, daß er ſie wirklich mordete. „Mein Kind! ach, mein liebes Kind!“ war ihr öfteres und letztes Rufen.

Nach dieſem fürchterlichen Mord raunte das Ungeheuer in das verſchloſſene Kabinet, wahrſcheinlich, um auch den kleinen Ferdinand niederzudolchen; aber dieſer, von kindlicher Liebe und einem ſein ſchwaches Alter weit überſteigendem Muthe beſeelt, ſprang, als er die Thür nicht aufbrechen konnte, in der Verzweiflung durchs Fenſter auf die untere Terraſſe, und flog in dieſem Augenblicke durch den Blumengarten der um Hülfe ſchreienden Mutter zu.

Lorenzo da Prati wagte ſich nicht in den Garten aus Furcht, vom Gärtner angehalten zu werden. Der Verbrecher ergriff die Flucht, und kam durch geheime Umgänge unbemerkt in die Stadt zurück. Nach einiger Zeit wurde er, als jenes Mordes verdächtig, eingekerkert und gerichtlich befragt. Er läugnete mit grenzenloſer Unverſchämtheit. Man ſchritt zur Confrontation mit dem jungen Sohn der Marquiſe. Sobald dieſer Knabe den Mörder ſeiner Mutter ſah, ſchäumte

er vor Wuth, und ſank ohnmächtig nieder. Als er wieder zur Beſonnenheit kam, ſetzte er Lorenzo's Gewaltthätigkeiten vom erſten Erwachen bis zu ſeinem Einſperren und zum kläglichen Geſchrei ſeiner Mutter ſo klar und beredt auseinander, daß die Hörer ſtaunten, und an der Wahrheit ſeiner Ausſage nicht zweifelten. Aber dieſe Ausſage konnte bei der zarten Jugend des Zeugen rechtlich keineswegs genügen; doch mußte Lorenzo fünfzehn Jahre im Kerker bleiben, nach deren Verfluß er die Freiheit erhielt, da keine Beweiſe weiter gegen ihn vorgebracht wurden.

Früher oder ſpäter ſtraft Nemeſis den Schuldigen. Können ihn Geſetze nicht erreichen, ſo giebt es energiſche Seelen, die, mit Gefahr ihres Lebens, Muth genug beſitzen, Gerechtigkeit zu handhaben. Seit dem unſeligen Augenblick, wo der junge Ferdinand ſeine Mutter verloren hatte, das heißt, fünfzehn lange Jahre klang das ſchmerzliche Geſchrei Lucretia's, und ihr mütterliches: „mein Kind! ach, mein liebes Kind!“ dem jungen Obizzi noch immer ſchauerlich in die Ohren. Er wuchs zum ſchönen Jünglinge heran. Tauſendmal ſchwor er entſetzliche Rache zu nehmen an dem Böſewicht Lorenzo da Prati, ſobald er es im Stande ſey. Er hielt Wort. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet, als er den verworfenen Meuchelmörder aufſuchte, ihn zum Zweikampf herausfoderte, und ihm die Wahl der Waffen überließ. Der Feigling ſuchte den Tag der Entſcheidung immer weiter hinauszuſchieben. Der entrüſtete Ferdinand Obizzi harrte eines Abends an Prati's Wohnung mit einer geladenen Piſtole: „Teufliſcher Böſewicht! rief er dem Kommenden zu, empfange endlich die Strafe deines Laſters!“ und ſchoß ihn nieder.

Als Ferdinand ſeinem gerechten Sohnsgefühle

ſo Genüge geleiſtet hatte, verließ er die Heimat, und trat in die Dienſte des deutſchen Kaiſers. In dieſen ſtieg er allmählig zur Würde eines Marquis des heil. römiſchen Reiches, Kommandanten von Wien, Staatsrathes und Feldmarſchalls. Er ſtarb 1610 zu Prag, und hinterließ den ehrenvollſten Ruf, den ſein Muth und ſein Talent verdiente.

4.

Allerlei von der Königin Eliſabeth von England.

Als die Königin Eliſabeth ſich am Morgen ihrer Krönung, wo nach einer alten Gewohnheit mehrere Gefangene freigelaſſen worden, in die Kapelle begab, überreichte ihr einer ihrer Höflinge, den ſie gar wohl kannte, eine Bittſchrift, und ſprach zugleich mit lauter Stimme: „Ich flehe Ew. königliche Majeſtät um die Gnade, dieſen feſtlichen Tag durch Freilaſſung von vier oder fünf Perſonen noch mehr zu verherrlichen.“ Er nannte darauf die vier Evangeliſten und den Apoſtel Paulus, welche ſeit langer Zeit in einer fremden Sprache, gleichſam wie in einem Gefängniſſe, eingeſperrt wären, ſo daß ſie mit dem Volke ſich nicht unterhalten könnten. Hierauf erwiederte Eliſabeth ſehr ernſthaft: „Es iſt wohl das Rathſamſte, ſich zuvor bei ihnen zu erkundigen, ob ſie befreit ſeyn wollen oder nicht.“

Graf Eſſex, der Liebling der Königin, ſchlug nach einem Treffen vierundzwanzig Offiziere zu Rittern, was damals für viel galt. Mehrere von dieſen neuen Rittern hatten aber wenig oder nichts zu verzehren. Die Königin ſagte daher: „Der Graf hätte wohlgethan, erſt Armenhäuſer zu bauen, ehe er dieſe Ritter machte.“

Ein Rechnungsführer der Königin hatte mehrmals um Audienz angehalten, und war nicht vorgelaſſen worden. Endlich nahm er auf einer Reiſe der Monarchin die Gelegenheit wahr, ſich ihr zu nähern. Er hatte ein Paar neue Stiefeln an. Die Königin, die den Geruch von friſchem Leder nicht vertragen konnte, ſagte zu ihm: „Pfuy, du Schmutzfink, deine Stiefeln ſtinken.“ — „Gnädigſte Frau, erwiederte er, meine neuen Stiefeln ſind es nicht, ſondern die unbezahlten Rechnungen, die ich ſo lange ſchon bei mir trage.“

Die Königin war vom Lord Burleigh zu einem Gaſtmahle eingeladen worden. Als ſie ſich wegbegeben wollte, erſuchte ſie der Lord, ſieben Ritter zu ſchlagen. Es waren ſämmtlich Nachbarn und Freunde des Lords. Sie ſtanden in der Halle in einer Reihe, und Diejenigen, die der Lord am meiſten begünſtigte, oben an, damit ſie das Glück hätten, zuerſt zu Rittern geſchlagen zu werden; die Angeſehenſten und Verdienſtlichſten ſtanden unten. Die Königin merkte dieß, ſagte aber nichts darüber. Beim Weggehen ſchritt ſie an Allen vorüber, als hätte ſie die Bitte nicht gehört; am Ende der Halle aber that ſie, als wenn ſie ſich derſelben erinnerte, wandte ſich und ſchlug nun den Unterſten zuerſt zum Ritter, und ſo weiter hinauf. Als nachher ihr Kammerherr Stanhope bemerkte, ſie ſey für Lord Burleigh zu fein geweſen, erwiederte ſie: „Ich habe nur nach der Schrift gehandelt: die Erſten werden die Letzten ſeyn, und die Letzten die Erſten.“

Als die Königin einſt ihrem Günſtlinge, dem Grafen von Leiceſter auf ſeinem Schloſſe zu Kenilworth einen Beſuch machte, bewirthete er ſie und ihren Hof auf folgende prachtvolle Weiſe.

Bei dem erſten Eintritte der Königin ſah man eine ſchwimmende, durch Fackeln erleuchtete Inſel auf

einem großen See. Auf derſelben ſaß die Beherrſcherin des Sees von zwei Nymphen begleitet, welche die Königin in Verſen anredeten, und ihr von dem Alterthum und den ehemaligen Beſitzern dieſes Schloſſes Nachricht gaben. Dieſe Rede endigte ſich mit dem Schalle der Trompeten und anderer ſtarktönender Inſtrumente. In dem andern Hofe des Schloſſes war eine herrliche Brücke aufgeführt, die zwanzig Fuß breit und ſiebenzig Fuß lang war. Ueber dieſe mußte die Königin gehen. Auf beiden Seiten der Brücke ſtanden Säulen mit Statuen der Götter, welche der Königin Gaben brachten. Silvanus hatte einen Keſich voll wilden Geflügels, und Pomona verſchiedene Arten von Früchten. Ceres brachte Korn und Bacchus Wein. Neptun reichte einen Seefiſch, Mars Kriegskleider und Apollo alle Arten muſikaliſcher Inſtrumente dar.

Während des Aufenthaltes der Königin in dieſem Schloſſe wechſelten Spiele und Luſtbarkeiten auf die mannigfaltigſte Art ab. In dem Thiergarten befand ſich ein wilder Mann mit Satyrn. Man ſtellte Bärenhetzen an, und ließ koſtbare Feuerwerke in die Luft ſteigen. Italieniſche Seiltänzer zeigten ihre Künſte, und eine Bauernhochzeit diente ebenfalls zur Vermehrung der Vergnügungen, wobei man nach der Quintane lief. Dieſes Spiel beſtand aus einem Pfahl, an dem ein Schild hing, wonach man mit Pfeilen ſchoß, an welchem man Lanzen zerbrach und andere ritterliche Uebungen dabei anſtellte. Um nun keine Art der Ergötzlichkeit wegzulaſſen, ließ man Leute aus Conventry kommen, welche ein altes Stück, Hocks Tuesday, vorſtellen mußten. Es handelte von der Vertilgung der Dänen unter der Regierung des Königs Ethelred, und gefiel der Königin ſo vorzüglich, daß ſie befahl, den

Schauſpielern zur Belohnung in ihrem Namen ein paar Rehe und fünf Mark an Silber zu geben.

Man kann ſich ſchon einigen Begriff von dem Aufwande machen, der bei dieſem Feſte des Grafen von Leiceſter herrſchte, wenn man hört, daß allein an gemeinem Bier dreihundert und zwanzig Oxhoft getrunken wurden.

Die Königin hegte eine leidenſchaftliche Bewunderung für ſchöne und wohlgebaute Mannsperſonen, und wer ſich ihr mit Schönheit und Würde präſentirte, der war ſchon weit in ihrer Gunſt gekommen. Im Gegentheil hatte ſie eine unüberwindliche Abneigung vor häßlichen und verkrüppelten, oder ſonſt von der Natur verwahrlosten Männern, und ließ ſie ſogleich von ihrem Angeſichte entfernen. Wenn ſie aus ihrem Palaſte trat, ſo ſorgten ihre Wachen ſtets dafür, Lahme, Bukkelige und Krüppel aller Art hinwegzuſchaffen, um ihren zarten Schönheitsſinn nicht zu beleidigen.

Die Leidenſchaft der Liebe fühlte die Königin im höchſten Grade, beſonders gegen ihren Liebling, den Grafen von Eſſex. Sie konnte aber dieſen Trieb nie befriedigen; phyſiſche Urſachen hielten ſie davon ab — ihre Liebe würde ihr das Leben gekoſtet haben. Hievon war ſie ſo ſehr überzeugt, daß ſie eines Tages, als man eben mit Wärme in ſie drang, einen ihrer Freier zu heirathen, antwortete: „Ich glaube mich nicht ſo gar wenig von meinen Unterthanen geliebt, daß ſie wünſchen ſollten, mich vor der Zeit zu begraben.“

Zu denjenigen, die ſich um die Hand der Königin bewarben, gehörten Heinrich der Dritte und der Vierte von Frankreich, und der Herzog von Anjou. Dem Letztern machte Eliſabeth die meiſte Hoffnung; ſchon cirkulirten Liebesbriefe zwiſchen beiden, und die Portraits waren ausgewechſelt. Endlich erklärte ihm

die Königin, ſie werde ſich durchaus nicht mit einem Manne in Eheſachen einlaſſen, wenn ſie nicht zuvor ſeine Perſon geſehen hätte. Könnte er daher nicht ſelbſt kommen, ſo ſollte kein Wort weiter über die Sache gewechſelt werden. Der Herzog, von ſeinen jungen Freunden gedrängt, die eben ſo wenig Erfahrung hatten als er, achtete nicht auf die Warnung ſeiner älteren Räthe, und ging ohne viel Gefolge nach England über. Die weltberühmte Jungfrau beſichtigte ſeine Perſon von allen Seiten, fand ihn aber häßlich, von den Pocken entſtellt, mit übel gebauter Naſe und einem Höcker auf dem Rücken. Das alles waren bei ihr Gründe genug, warum Anjou nie in ihre Gunſt gelangen konnte.

Als Harley, der Geſandte Heinrichs des Vierten am engliſchen Hofe, eines Tages geheime Audienz bei der Königin hatte, ließ er ein Wort über die Verheirathung mit dem König ſeinem Herrn einfließen. „Hieran iſt nicht zu denken, antwortete Eliſabeth, mein Gensdarme (ſo nannte ſie gewöhnlich Heinrich den Vierten) iſt nicht für mich, und ich bin nicht für ihn. Nicht, als ob ich nicht mehr im Stande wäre, einem Manne, der mir anſteht, Vergnügen zu machen, ſondern aus andern Gründen.“ Sie hob hierauf ihren Rock ſammt dem Hemde auf, und zeigte dem Geſandten ihr Knie, und etwas von der Lende. Harley ließ ſich in Ekſtaſe vor ihr nieder, und küßte den entblößten Theil. Eliſabeth war darüber betreten, oder ſchien es doch zu ſeyn, als über eine Verletzung der ihr gebührenden Ehrfurcht. Aber Harley ſagte: „Madame, verzeihen Sie mir dieſen Kirchenraub, eben das würde mein Herr gethan haben, wenn er ſo viel geſehen hätte.“ Dieſe Entſchuldigung gefiel der Königin, die ſich ſehr gut auf Galanterie

verſtand, und Heinrich der Vierte lobte ſeinen Harley darum.

5.

Der heilige Generalfeldmarſchall.

In keinem Lande wird der heilige Antonius von Padua höher verehrt, als in Portugal. Entſproſſen aus einer angeſehenen Familie zu Liſabon, und daſelbſt 1195 geboren, wurde er das thätigſte Werkzeug zur Verbreitung des Franziskanerordens. Seinen Predigten konnten ſelbſt die Fiſche nicht widerſtehen, und die Wunder, die er nach ſeinem Tode wirkte, waren Urſache, daß ihn Päpſt Gregor der Neunte 1232 unter die Heiligen verſetzte. In allen Nöthen nahmen die Portugieſen zu ihm ihre Zuflucht, und hofften auf ſeinen Beiſtand in Gefahren. Im Jahr 1706, während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges, waren ſie ſehr verlegen, einen General an die Spitze ihrer Truppen zu bekommen, der dem Feinde Schrecken einjagte. Da ſie auf Erden niemand finden konnten, der ihren Wünſchen entſprochen hätte, ſo ſchlug Jemand den heiligen Antonius vor. Es wurde aber dagegen eingewendet, daß nach der portugieſiſchen Verfaſſung man nothwendig von unten auf gedient haben müſſe, um General werden zu können. Dieſes Hinderniß müſſe aus dem Wege geräumt werden. Man zog dem Bilde des heiligen Antonius einen Soldatenrock an, den folgenden Tag eine Unteroffizier- und den dritten eine Offizier-Uniform. So ſtieg er in kurzer Zeit zum Generalfeldmarſchall, und wurde zugleich in das mäßige Traktement von fünfzig Marderen oder hundert und

fünfzig Dukaten geſetzt. In einer Sänfte wurde nunmehr der Heilige der Armee vorgetragen. Sie folgte ihm voller Muth und lagerte ſich nach einigen Märſchen zwei Meilen unter Badajos, wo der Herzog von Berwick, welcher das andere Ufer der Guadiana eingenommen hatte, ſie mit einigen Kanonenſchüſſen begrüßte. Den andern Morgen meldeten die Vorpoſten dem Herzoge, der Feind habe ſein Lager verlaſſen, und als er ſelbſt ihn rekognoſcirte, fand er ihn völlig auf der Flucht. Dieſe war ihm deſto unbegreiflicher, da er keine Urſache davon einſehen konnte. Er war daher geneigt, einen Hinterhalt zu vermuthen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, beorderte er einige Freiwillige, die über den Fluß ſetzen und ſich bemühen ſollten, etliche der Flüchtlinge einzuholen und als Gefangene einzubringen. Nachdem dieß ausgerichtet war, erfuhr man, daß die erſte Kanonenkugel dem heiligen Antonius den Kopf weggenommen habe; da ſey denn kein Halten mehr geweſen, ſondern alles ſey in der größten Unordnung davon gelaufen. Dieſes Unfalles ungeachtet, hat doch der Heilige ſeine Charge behalten, und der König brachte ihm noch viele Jahre nachher, in einem rothſammtnen Beutel ſein Generalfeldmarſchalls-Traktement, und legte es in ſeiner Kapelle vor ihm hin.

6.

Die Brillen.

Der länderſüchtige König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich hatte keinen angelegentlichern

Wunſch, als den kinderloſen König Karl den Zweiten von Spanien zu beerben, und die ſpaniſche Krone auf das Haupt ſeines Enkels zu ſetzen. In dieſer Abſicht ließ er lange vor Karls Tode kein Mittel unbenützt, ſich die Liebe der Spanier zu erwerben, weil er dieß für ein bewährtes Mittel anſah, ſeinen Zweck um ſo ſicherer zu erreichen. Aus dieſem Grunde hatten alle franzöſiſchen Flotten gemeſſenen Befehl, ſich, ſobald ſie in einen ſpaniſchen Hafen einliefen, ſoviel möglich die Sitten, Gebräuche und Kleidertrachten der Einwohner zu conformiren. Dieſe Inſtruktion, die jedem Schiffskommandanten mehrmals eingeſchärft worden war, gab durch den Mißbrauch, der davon gemacht wurde, in Cartagena zu einem der allerwunderlichſten Händel Anlaß.

Eine kleine franzöſiſche Eſkadre lag auf der Rhede dieſes Hafens, als der Admiral einen Oberoffizier in einem Boote detachirte, um den Gouverneur des Hafenplatzes Namens ſeiner zu komplimentiren. Zugleich ſollte der Abgeordnete beobachten, ob in dem Anzuge der Bewohner ſich etwas Auffallendes vorfände. In dieſem Falle ſollte der Offizier, noch ehe er ans Land ſtiege, davon Meldung thun, damit dieſe Beſonderheit nach Möglichkeit von der Schiffsmannſchaft nachgeahmt werden könnte.

Der Offizier hatte nicht ſobald an dem Molo des Hafens angelegt, als er ſich ſogleich nach allen Seiten umſah, ob er nicht etwa irgend eine Sonderbarkeit anſichtig werden möchte. Der Zufall wollte, daß dieß gerade Nachmittags zwei Uhr an einem Julitage, alſo um die Zeit geſchah, wo die Hitze die Straßen und Plätze einer ſpaniſchen Stadt faſt durchaus entvölkert. So kam es denn, daß ſich den ſuchenden Blicken des Franzoſen nur ein alter Mönch und

und ein Reiter, die beide zufällig Brillen trugen, darboten. Der junge Offizier, geſchickter vielleicht einen Brander zu führen, als Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche fremder Völker anzuſtellen, ſchloß ohne Weiteres, daß jeder Unterthan der ſpaniſchen Krone in Europa ſowohl, als in Amerika, weß Standes und Geſchlechts er ſey, durch irgend ein Geſetz verpflichtet wäre, bei Tag und bei Nacht zum wenigſten eine Brille zu tragen. Seiner Ordre gemäß kehrte er alſo ohne Anſtand mit dieſer Meldung zu ſeinem Chef zurück. Wer beſchreibt aber die Noth, in die ſich der Stab der Schiffsmannſchaft verſetzt ſah, als es darauf ankam, ſo viel Paar Brillen herbeizuſchaffen, als Naſen unter ſeinen Befehlen ſtanden!

Zum Glück fand ſich endlich darin ein Ausweg, daß einer der Leute des Admirals, der dieſe Expedition zur Etablirung eines kleinen Handels nützlich geglaubt hatte, in ſeinem Krame deren wenigſtens drei Dutzend vorräthig fand, und damit der Beſatzung des zum Landen beſtimmten Bootes aushelfen konnte. Als dieſes, ſo verſehen, zum zweitenmal den Molo erreichte, hatte die Nachricht von dem Einlaufen einer franzöſiſchen Flotte die ganze Bevölkerung Cartagenas verſammelt. Nicht klein war das Erſtaunen der Verſammelten, als ſie eine ganze Schiffsbemannung, junge und rüſtige Männer, die Naſen mit gewaltigen Brillen bewaffnet, ausſteigen ſahen. Zwei oder drei Kompagnien Marineſoldaten, unter allen ſpaniſchen Truppen die ausgelaſſenſten, waren zum feierlichen Empfange der Franzoſen aufgeſtellt worden. Bei dem Anblick einer ſo wunderlich equipirten Schiffsmannſchaft verloren ſie bald die Haltung und brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. Die Franzoſen wurden ungeduldig und fragten; — Niemand verſtand. Neues Gelächter; Lärm, Zank und

Hader überall, der dann, wie begreiflich, bald in Thätlichkeiten überging. Der Kommandant und der Admiral kamen herzu, als der Kampf am heftigſten war. Beide unter ſich unfähig ſich zu verſtehen, arbeiteten vergeblich, die erhitzten Gemüther zu beruhigen. Vergeblich ſprachen der Kapellan des Admiralſchiffes und ein Geiſtlicher der Stadt lateiniſch auf einander los; ſie verſtanden ſich nicht beſſer als die Raufenden, und indeß der Eine den Andern über ſeine Ausſprache des u, und Jenen Dieſer über die des aa verlachte, ſchlugen ſich Soldaten, Matroſen und Volk in wildem Gewirre blutig und todt, bis die Erſchöpfung der Kräfte die Herſtellung der Ordnung möglich machte.

7.

Die unerwartete Entdeckung.

Im Jahre 1723, kurz nach der Hinrichtung des berüchtigten Cartouche, begab ſich einer ſeiner Mitſchuldigen, der nicht mit angeklagt worden war, nach Lyon, ließ ſich daſelbſt nieder, und ſetzte ſeine Gaudieberei fort, aber mit ſo vieler Vorſichtigkeit, daß Niemand in der Stadt ahnte, er gehöre zu Cartouche's Diebesbande. Durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſein Vermögen gelang es ihm ſogar, ſich in großen Häuſern Zutritt zu verſchaffen, unter andern bei dem Stadt-Intendanten Poulletier. Derſelbe fand ſo viel Gefälliges an ihm, daß er ihn zu einem Freunde des Hauſes machte, ihn faſt täglich empfing, und ihm ſogar erlaubte, um die Hand ſeiner Tochter zu werben, und nachdem ihm Peliſſier ſeine Familien-Akten

(freilich waren es nachgemachte) hatte ſehen laſſen, gab er ſeine Einwilligung zu einer Heirath mit derſelben.

Es wurden alle Anſtalten dazu gemacht, und ſchon ſollte die Verehlichung in einigen Tagen Statt haben, als der Intendant vom Miniſter den ſchriftlichen Befehl erhielt, Pelisſier gefangen nehmen und nach Paris führen zu laſſen.

Poulletier konnte aus dieſem Befehle nicht klug werden, und antwortete dem Miniſter, es müßte ein Irthum vorgegangen ſeyn; Pelisſier wäre ein ehrlicher Menſch, und er ſtünde für ihn gut, wie für ſich ſelbſt. Kurz darauf erfolgte eine drohende Antwort des Miniſters. Es ſey kühn, hieß es, daß ſich der Intendant erlaube, Bemerkungen über einen königlichen Befehl zu machen. Es wurde ihm von Neuem befohlen, Pelisſier gefangen nehmen zu laſſen, und zum Beweiſe, daß Pelisſier kein ſo ehrlicher Mann ſey, müßte ihm der Umſtand dienen, daß derſelbe gebrandmarkt wäre.

Beim Leſen dieſes Befehls konnte ſich der Intendant von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. Da er aber nicht länger anſtehen durfte, zu gehorchen, ſo machte er Anſtalt dazu, und bat Pelisſier, der ſich am Abend in ſeiner Geſellſchaft einfand, ihn am andern Morgen zu beſuchen. Pelisſier glaubte, es geſchehe ſeiner Heirath wegen, und begab ſich am folgenden Morgen zu ſeinem künftigen Schwiegervater. Der Intendant hatte mehrere Häſcher in den Zimmern verſteckt. Sobald ſich Pelisſier mit ihm allein befand, gab er ihm den erſten Befehl des Miniſters zu leſen. Als Pelisſier ihn geleſen hatte, mit der Bemerkung: er werde doch wohl ſolch einem verrätheriſchen Befehl kein Genüge leiſten; gab ihm der Intendant den zweiten zu

leſen, und da Peliſſier wieder über Ungerechtigkeit und Verrätherei klagen wollte, ſagte der Intendant: „Es läßt ſich leicht entſcheiden, ob ſie unſchuldig ſind oder nicht? Beweiſen Sie mir, daß ſie nicht gebrandmarkt ſind, und Alles iſt beendigt.“

Peliſſier widerſetzte ſich lachend dieſem Vorſchlage, und meinte, die Beſchuldigung ſey zu grob, als daß es der Mühe werth ſey, ſie zu berichtigen. Der Intendant wurde aber darüber argwöhniſch und ſagte zuletzt, vielleicht aus Furcht, Peliſſier möchte bewaffnet ſeyn und ihn umbringen: „Ich muß Ihnen geſtehen, daß ihre Weigerung mir großen Verdacht einflößt. Sind Sie wirklich Derjenige, der in dieſem Befehl bezeichnet iſt, ſo geſtehen Sie es mir aufrichtig: ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie werde abreiſen laſſen. Erſt nach Verlauf einiger Stunden wird man Sie verfolgen; es wird Ihnen alſo leicht werden, ſich den Nachſetzern zu entziehen. Dieß glaube ich für Jemand thun zu müſſen, den ich ſchon als meinen Eidam betrachtet habe.“

Peliſſier geſtand, um ſich zu retten, daß er der Schuldige ſey. Darauf öffnete der Intendant die Thür, und ſagte: „Nehmen Sie Ihre Vorſichtsmaßregeln, in einigen Stunden wird man ihnen nachſetzen.“ Allein Peliſſier war noch nicht aus dem Hauſe, als die Häſcher ſchon über ihn herfielen, und ihn gefangen nahmen. Er wurde darauf nach Paris abgeführt, und zum Hängen verdammt. In den Verhören geſtand er mehrere Verbrechen ein, deren Urheber man nie hatte entdecken können, unter andern folgendes:

Da er in den beſten Häuſern bekannt war, und die glänzendſten Geſellſchaften beſuchte, ſo erfuhr er immer, wenn angeſehene Leute abreiſeten. Dieß nahm er denn wahr, und paßte den Reiſewagen auf der

Landſtraße auf, griff ſie an und plünderte ſie. Er erfuhr einſt, daß nach einigen Tagen ein reich beladener Wagen abfahren werde. Da er allein nicht im Stande war, denſelben zu plündern, ſo ſah er ſich um einen Gehülfen um, und fand zuletzt einen Offizier, der im Spiele alles verloren hatte, und in der äußerſten Verzweiflung war. Er ſuchte dieſen durch glänzende Verſprechungen allmählig zu ſeinem Anſchlage zu bereden, und als dieſer nach einigem Kampf mit ſeinem Gewiſſen endlich eingewilliget hatte, frug ihn Peliſſier, ob er Niemand kenne, der ihnen bei ihrem Vorhaben Hand leiſten könne? Der Spieler ſchlug ſeinen Bedienten vor, der ihm zugethan und mit ihm ſtets zu Felde gezogen wäre. Der Räuberzug wurde nun berathſchlagt und ausgeführt. Alle drei griffen den Wagen an und plünderten ihn. Als dieß geſchehen war, gab Peliſſier ſeinem Gehülfen zu verſtehen: ſie könnten nie ihre Beute in Ruhe beſitzen, ſo lange ein Zeuge ihrer Miſſethat vorhanden wäre. Der Spieler verſtand dieſe Worte, und erſchoß auf der Stelle den Bedienten von hinten. Allein gleich darauf wurde der Meuchelmörder von Peliſſier ebenfalls von hinten erſchoſſen. Auf dieſe Art wurde der Böſewicht der alleinige Beſitzer des geraubten Gutes.

8.

Belohnte Milde.

In den Jahren 1733 bis 1740 herrſchte in den Gegenden der Halbinſel Copacabana in Peru ein ſpaniſcher Gouverneur, welcher (ein wahrer Phönix in ſei-

ner Art) die armen Indianer nicht quälte mit Dienſten, nicht drückte mit Auflagen, nicht ſtrafte mit Härte, ſondern mit den ſchwarzen Mitmenſchen menſchlich verfuhr. Dafür waren aber die zum Chriſtenthum bekehrten Caciken auch dankbar, denn — ſie baten ihn zum Gevatter, ſo oft ihre Weiber entbunden waren. Kräftiger aber zeigte ſich ihre Anerkennung ſeiner Verdienſte, als er ins Mutterland heimkehren ſollte, ohne Schätze geſammelt zu haben, weil er ſie nicht, gleich ſeinen Vorgängern, hatte erpreſſen wollen, welche nur deswegen nach Amerika geſchickt wurden, um ſich zu bereichern. Kaum ließ aber der Gouverneur einige Worte darüber fallen, daß er ganz ohne Vermögen nach Spanien heimkehre, obſchon er es wohl hätte ſammeln können und ſollen, ſo ſtellten die ſchwarzen Gevattern ſich mit dem Troſte ein: er ſolle nur getreue, mit Stricken verſehene, Indianer beſtellen, ſie wollten ihn dann ſchon um Mitternacht an einen Ort führen, wo ſie Gold verborgen hätten, davon er nach Belieben nehmen könne.

Der Gouverneur beſtellte die Getreuen. Die Caciken fanden um Mitternacht bei ihm ſich ein, verbanden ihm die Augen und führten ihn ſo durch Umwege an einen geheimen Ort, wälzten einige Steine ab, öffneten ein unterirdiſches Gewölbe, lösten die Augenbinde des Gouverneurs, zeigten ihm eine Menge Goldbarren und erlaubten ihm nun, davon zu nehmen, ſo viel ihm beliebe. Die Indianer langten zu auf Befehl des Gouverneurs, welchem man dann wieder die Augen verband, und nachdem man ihn auf Umwegen in ſeinen Palaſt zurückgeführt hatte, das Gold mit Freuden einhändigte.

Glücklich langte der Gouverneur mit den Geſchenken ſeiner ſchwarzen Gevattern in Spanien an, und erzählte bei Hofe von der Dankbarkeit der Letztern. Die

Folge davon war, daß man dem Vicekönige von Peru den Befehl ertheilte, die geheimen Schätze der Caciken auszukundſchaften. Dieſer ließ zwar kein Mittel unverſucht, dem Befehle zu entſprechen, aber weder durch harte noch durch gelinde Vorkehrungen konnte er ſeinen Zweck erreichen.

9.

Treffende Antworten.

Karl der Dritte, ſeit 1734 König beider Sizilien, und nach dem Tode ſeines Halbbruders Ferdinand des Sechsten im Jahre 1759 zum Beherrſcher der ſpaniſchen Monarchie erhoben, zeigte anfangs einen rühmlichen Eifer, in Spanien mancherlei Mißbräuche abzuſchaffen, und die Kultur des Bodens und ſeiner Bewohner zu befördern. Sogleich bei ſeiner Ankunft in Madrid, da ihm die Unreinlichkeit der Straßen in's Auge fiel, beſchloß er, durch beſſere Polizeianſtalten dieſem eckelhaften und der Geſundheit nachtheiligen Unweſen zu ſteuern. In dieſer Abſicht gab er ſeinem Miniſter Squillace den Befehl, den aufgehäuften Unrath wegräumen zu laſſen, und zu verbieten, daß der Kehricht aus den Häuſern ferner auf die Straßen geworfen werden dürfte. Die Einwohner murrten darüber; ſie glaubten, die Ausdünſtungen des Unraths trügen zur Erhaltung der Geſundheit bei, und ſie fürchteten von deſſen Wegräumung gefährliche Folgen. Der Madrider Paſquino ließ ſich ſehr beißend aus über die Verfügungen der neuen Regierung. Squillace hielt ſich verbunden, die Klagen des Publikums vor das Ohr des Regenten zu bringen. „Mein lieber Squil-

lace, antwortete der König, laſſen Sie das gut ſeyn. Die Madrider ſind wie die Kinder. Dieſe ſchreien auch, wenn man ſie aus dem Schlafe weckt, um ſie vom Unrathe zu reinigen; aber wenn es geſchehen iſt, ſchlafen ſie deſto beſſer."

Der Miniſter Florida Blanka ſchlug eben dieſem Könige vor, die Schauſpieler ſämmtlich in den Adelſtand zu erheben. Dieß würde die Achtung vermehren, welche das Publikum für den ganzen Stand haben müſſe, damit er wieder für ſich diejenige Auszeichnung erhielte, die der Sittlichkeit ſo zuträglich ſey. „Woran denken Sie, Florida Blanka, antwortete der König. Wie kann ich Perſonen adeln, in deren Macht es ſteht, ſich ſelbſt nach Willkühr zu Fürſten und Königen zu erheben."

10.

Der unwürdige Regent.

Als Ludwig der Fünfzehnte einſt vom Nachteſſen aufſtand, rief er einem Kammerdiener, und gab ihm einen Brief mit den Worten: „Jacques, bring dem Herzog von Choiſeul dieſen Brief, damit er ihn ſogleich dem Biſchof von Orleans zuſtelle."

Jacques geht unverzüglich zum Herzog von Choiſeul. Da man ihm ſagt, der Herzog ſei bei Herrn von Penthièvre, ſo geht er dorthin. Man meldet ihn dem Herzog; dieſer übernimmt den Brief, um ihn ſogleich zu beſorgen. Zufällig begegnet er Cadet, dem erſten Kammerdiener der Madame Choiſeul, und befiehlt ihm, den Biſchof überall aufzuſuchen, und ihm zu

melden, wo er ihn gefunden. Cadet kommt in anderthalb Stunden zurück, und berichtet, daß er zuerſt bei dem Biſchof geweſen, aus allen Kräften an deſſen Thür gepocht, aber keine Antwort erhalten habe; hierauf habe er die ganze Stadt vergebens nach dem gnädigſten Herrn durchſucht.

Der Herzog entſchloß ſich nunmehr, ſelber nach der Wohnung des Biſchofs zu gehen, und ihm das königliche Schreiben zu übergeben. Nachdem er eine Treppe von hundert und achtundzwanzig Stufen erſtiegen hatte, pochte er ſo ſchrecklich an der Thüre, daß einer oder zwei Bediente davon erwachten, und im Hemde herbei ſprangen, um aufzumachen. „Wo iſt der Biſchof?“ rief er haſtig. „Er liegt ſeit zehn Uhr zu Bette,“ war die Antwort. Die Thür mußte ſogleich geöffnet werden; der Biſchof erwachte und fragte, wer da ſey?

Choiſeul. Ich bin es, mit einem Brief vom König.

Biſchof. Ein Brief vom König? — Mein Gott, wie viel Uhr iſt es denn?

Choiſeul. Zwei Uhr.

Biſchof (nimmt den Brief). Ich kann nicht ohne Brille leſen.

Choiſeul. Wo iſt Ihre Brille?

Biſchof. In meinen Beinkleidern.

Der Miniſter holt ſie, und indeſſen überlegen ſie mit einander, was der Brief wohl enthalten könne? — Iſt wohl der Erzbiſchof von Paris plötzlich geſtorben? hat ſich irgend ein Biſchof erhängt? Beide waren nicht ohne Beſorgniß. — Der Biſchof nimmt den Brief; der Miniſter bietet ſich an, ihm denſelben vorzuleſen, der Biſchof hält es aber für beſſer, ihn erſt allein zu leſen. Da er es nicht vermag, ihn zu endigen, ſo gibt er ihn dem Miniſter, und dieſer lieſt:

„Mein Herr Biſchof von Orleans, meine Töchter wünſchen Catignac *) zu haben, jedoch in recht kleinen Schachteln; laſſen Sie doch welchen kommen, wenn Sie keinen vorräthig haben, ich bitte Sie . . . (hier war eine Portechaiſe in den Brief gezeichnet, unter derſelben ſtand geſchrieben:) ſogleich nach ihrer biſchöflichen Reſidenz zu ſenden, um das Verlangte, aber ja in ganz kleinen Schachteln holen zu laſſen. Indeſſen, mein Herr Biſchof von Orleans, nehme Sie Gott in ſeinen gnädigen Schutz. Unterſchrieben Louis.“ Weiter unten ſtand die Nachſchrift: „Die Portechaiſe hat keine Bedeutung, meine Töchter hatten ſie auf dieß Blatt gezeichnet, das mir eben zur Hand war.“

Der König bekümmerte ſich überhaupt um nichts weniger, als um ſeine Regentenpflichten. Sich zu vergnügen, und beſonders ſeine wollüſtigen Triebe zu befriedigen, war beinahe ſein einziges Dichten und Trachten. Dadurch kam es allmählig ſo weit, daß er in die tiefſte Geringſchätzung fiel. Wenn er daher auch zuweilen eine Verfügung traf, ſo war man weit entfernt, ſich darnach zu richten. Sein Wort galt wie nichts und ſeine Miniſter und Hofdiener trugen kein Bedenken, es öffentlich zu verhöhnen. Dieß that Niemand ſchaamloſer und frecher, als der berüchtigte Finanzminiſter Terrai, der, gegen alle beſſere Gefühle abgeſtumpft, nur darauf ſann, die nöthigen Summen herbeizuſchaffen, um der Verſchwendung des Hofes Vorſchub zu thun.

Einem General-Chirurgus, Namens Boiscaillau, war es gelungen, dem Könige eine Vorſtellung zukommen zu laſſen, worin er um die Auszahlung ge-

---

*) Quitten-Marmelade, die in Orleans vorzüglich gut gemacht wird.

wiſſer Summen bat, auf die er ſeit langer Zeit die vollgültigſten Anſprüche hatte. Der König, erſtaunt, daß ihm die Schuld noch nicht ausgezahlt worden war, ſchrieb eigenhändig unter die Vorſtellung: „Mein General-Controlleur ſoll binnen einem Monat den Betrag dieſer Summen an Boiscaillau auszahlen laſſen, der ſie mit allem Recht zu fodern hat und ihrer bedürftig iſt.“ Mit dieſem Befehl verſehen, eilt der Oberarzt zum General-Controlleur und dringt endlich bis zum Abbé Terrai durch. Er überreicht ihm die vom Könige gloſſirte Vorſtellung, der Abbé ſieht ſie an und wirft ſie ihm in's Geſicht.

Boiscaillau. Aber, gnädiger Herr, wann werde ich das Geld erhalten?

Terrai. Niemals.

Boisc. Aber die Anweiſung des Königs!

Terr. Iſt nicht die meinige.

Boisc. Aber Ihre Majeſtät!

Terr. Sie mag Ihnen das Geld auszahlen, weil Sie ſich an Sie gewendet haben; gehen Sie Ihres Weges, ich habe nicht Luſt, mich mit dergleichen länger behelligen zu laſſen.

Vor Erſtaunen wie verſteinert, weiß der Oberarzt nicht, an wen er ſich nun noch wenden ſoll. Er verſucht es mit dem Gardehauptmann, und wird abgewieſen; er geht nun zum Herzog Richelieu, der damals dienſtthuender erſter Kammerherr war. Da er nicht vorgelaſſen wird, ſo bittet er ſeinen Sekretair, für ihn zu ſprechen, und durch den Herzog dem Könige eine neue Vorſtellung überreichen zu laſſen; er zeigt ihm die alte vor, auf welche der König geſchrieben hat. Der Sekretair, mit der großen Welt noch unbekannt, hält das Wort des Königs für einen abſoluten Befehl, und verſpricht dem Boiscaillau, ſich ſeiner Sache

anzunehmen. Er geht zum Herzog und erzählt ihm, wie der Abbé Terrai ſich etwas erlaubt habe, das ihn, wenn der König davon hörte, den größten Unannehmlichkeiten ausſetzen würde. Richelieu lacht ihm in's Geſicht und ſagt: „Sie ſind ein Erzpinſel, der noch nicht einmal weiß, daß die Protektion des Königs die allerſchlechteſte iſt. Weil der Abbé Terrai ſich ſo entſchieden erklärt hat, ſo ſagen Sie dem Oberarzt, daß er nichts bekommen wird, und miſchen ſie ſich künftig nicht wieder in ſolche Dinge."

11.

Der gaſtfreundliche Räuber.

Die unverbrüchliche Treue, womit die Araber, ſelbſt die, welche Räuber von Profeſſion ſind, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft beobachten, die ihnen ihre Religion vorſchreibt, zeigt ſich auf eine ſehr ſchöne Art in folgender wahrer Anekdote.

Nach dem Befehl des gekrönten Tyrannen von Marokko mußten ſich die franzöſiſchen Kaufleute, die zu St. Croix anſäßig waren, nach Mogador zurückziehen. Auf ihrer Reiſe dahin hatte ein arabiſcher Räuberhauptmann, der die Karawane plündern wollte, vierhundert Leute an einen engen Paß geſtellt, durch den ſie ziehen mußte. Die Kaufleute, deren Bedeckung lange nicht ſo ſtark war, mußten ohne Rettung der Habgier dieſer Räuber anheimfallen, hätte nicht ein heftiger Regenguß die Karawane genöthigt, Halt zu machen, noch ehe ſie an den Paß kam. Die Nacht war vor der Thür, als der Führer beſchloß, den Weg

zu ändern, und ſich in die Wohnung eben des Hauptmanns zu flüchten, deſſen Abſicht ſie ſo wenig ahndeten. Als ſie anlangten, baten ſie ihn um ſeinen Schutz, und luden die Kamecle ab. Der Hauptmann geſtand ihnen ſogleich frei heraus, er habe vierhundert Mann in einen Hinterhalt geſtellt, um ihnen aufzulauern, und ſie zu überfallen. „Der Prophet ſelbſt, ſetzte er hinzu, muß euch den Gedanken eingegeben haben, eure Zuflucht zu mir zu nehmen; dadurch ſeid ihr einer Schlinge entgangen, worin ich euch unfehlbar gefangen haben würde. Nun aber, ſchloß er, habt ihr nichts weiter zu befürchten, denn meine Religion beſiehlt mir, euch zu ſchützen, und eben die Leute, die euch überfallen ſollten, werden euch jetzt nach Mogador begleiten.“ Er hielt Wort, bewirthete und pflegte ſie köſtlich, und nahm weder ſelbſt etwas von ihnen, noch erlaubte er ſeinen Leuten, welche er zur Bedeckung mitgab, etwas anzunehmen.

12.

Sonderbare Erſcheinung eines Geiſtes.

(Eine ſchottiſche Geſchichte.)

Die Bergſchotten waren ſchon in früheren Jahrhunderten als Geiſterſeher bekannt, und ſind es auch noch in unſern Zeiten. Ja, man hat ſie ganz neuerlich, mit magnetiſchen Kräften begabt, für würdig erklärt, die Geheimniſſe der Geiſterwelt zu erforſchen. Beſonders beſitzen ſie, wie man ſagt, die ſogenannte Swedenborgiſche Gabe eines zweiten Geſichts, d. h. ſie ſehen Dinge im Geiſte, die an entfernten Orten vorkom-

men. Folgender Vorfall iſt ſonderbar, und nicht ohne Intereſſe.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte an der Grenze von Argyloſhire in Schottland die Wittwe eines rechtſchaffenen begüterten Edelmannes. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, den ſie unbegrenzt liebte, und auf den ſie alle Hoffnung ihres Alters baute. Der Jüngling berechtigte ſie zu ſehr tröſtlichen Ausſichten durch Talente und eine gute Gemüthsart; nur bekümmerte er ſie, als er die Knabenjahre verlaſſen hatte, durch eine entſchiedene Neigung zum Kriegsſtande. Lange ſuchte ſie dieſelbe zu unterdrücken, als endlich ein Umſtand eintrat, der ſie mit ſeinen Wünſchen verſöhnte.

Einer der Hochlands-Verwandten, Namens Campell, ward damals zum Kapitain einer Kompagnie von Freiwilligen ernannt, wie man deren zu jener Zeit mehrere errichtete, um in den Hochlanden den Frieden aufrecht zu erhalten, und ſie gegen die Ueberfälle der wildern Clans zu ſchützen, deren Jugend ſich noch immer ſehr gerne zu ſolchen Streifzügen verbündete. Dieſe Kompagnie nannte man Sidier-dhu, d. h. ſchwarze Soldaten, um ſie von den Sidier-roy, rothen Soldaten, welches die königlichen Truppen bedeutete, zu unterſcheiden. Daher führten ſie, wie man ſie ſpäter in ein Linien-Regiment vereinigte, immer noch den Namen der ſchwarzen Wache. Zur Zeit des folgenden Vorfalles waren es unabhängige Truppen, die nur innerhalb ihres Bezirks gebraucht werden konnten. Jede Kompagnie beſtand aus dreihundert Mann, trug Landestracht und Waffen, und erhielt einen Mann zum Kapitain, dem die neue (hannövriſche) Regierung trauen zu können glaubte.

Ein ſo beſchränkter Dienſt, innerhalb der eignen

Provinz, ſchien der erwähnten Wittwe nicht ſo gefährlich, wie eine andere militäriſche Laufbahn. Außerdem verſprach ihr Vetter, Kapitain Campell, den Jüngling vor aller Gefahr zu bewahren, bis er ſelbſt Vorſicht gelernt habe, und in aller Rückſicht väterlich für ihn beſorgt zu ſeyn. Die gute Dame ließ bei ſo beruhigenden Umſtänden ihren Sohn die kriegeriſche Laufbahn betreten. Indeß ſie, damals in Edinburg wohnend, die Ausrüſtung des jungen Kriegers vollendete, erhielt ſie eine traurige Nachricht. Ein Haufe hochländiſcher Freibeuter war von Lahiel herabgekommen, um in dem benachbarten Argyle eine große Viehheerde fortzutreiben. Kapitain Campell verſammelte ſo viele ſeiner Leute, wie es in der Eile möglich war, und ereilte die Räuber nach einem beſchwerlichen Marſche. Die Heerde ward wieder erobert, aber der wackere Kapitain erhielt ein paar heftige Dolchſtiche, daß er tödtlich verwundet zurückkehrte. Derſelbe Bote, welcher die Nachricht des Gefechts überbrachte, belehrte die Wittwe von ihres Vetters wirklich erfolgtem Hinſcheiden.

Die gute Frau war innig betrübt. Sie nahm nun wahr, daß dieſe Art des Kriegsdienſtes nicht ſo gefahrlos ſey, wie ſie es gehofft hatte, und zugleich war ihrem Sohne in demſelben, durch Campells Tod, der Vormund und Führer entriſſen, dem ſie ihn hatte anvertrauen wollen. Von der andern Seite waren alle Schritte, den Jüngling fortzuſchicken, gethan. Seine Ehre litt keinen Rücktritt, und ſie ſelbſt war eine zu hochherzige Frau, als daß ſie der Furcht, auf ihres Sohnes Muth einen Schatten zu werfen, nicht alle Beſorgniſſe der Mutterliebe geopfert hätte. Allein und gedrückten Herzens, die Rathloſigkeit überdenkend, welche der Wittwe unausbleibliches Loos iſt, ſaß ſie eines

Abends in einem obern Stockwerk in ihrem Zimmer, in den Stunden, wo ſie gewöhnlich zu den Bewohnern des untern Stockes, ihren guten Bekannten, zum Thee ging. Sie hatte ſich ihren Träumereien dergeſtalt überlaſſen, daß ſie plötzlich an der einbrechenden Dunkelheit wahrnahm, ſie habe wohl die Stunde verſäumt. Deswegen öffnete ſie, um hinunter zu gehen, die Thüre ihres kleinen Wohnzimmers, als ſie vor ſich, im Vorhauſe, die leibliche Geſtalt des Kapitains Campell erblickte, in der Bergſchottentracht, den Dolch, das Pulverhorn und die Piſtole im Gürtel, ſammt ſeinem breiten Schwert an der Seite.

Aufgeſchreckt von dieſer Erſcheinung, machte die Wittwe die Thür zu, wankte auf ihren Stuhl zurück, und ſuchte ſich durch alle Vernunftgründe zu überzeugen, daß es nichts weiter als ein Trugbild ihrer Phantaſie ſey. Da ſie eine vernünftige Frau war, ſo gelang ihr das auch bald; ſie konnte ſich aber doch nicht entſchließen, dieſe Thür, die ſie von ihrem verſtorbenen Verwandten zu trennen ſchien, wieder zu öffnen, bis ſie am Fußboden klopfen hörte. Dieß war nemlich das verabredete Zeichen, wodurch ihre Hausleute, wenn ſie die Stunde verſäumte, ſie zum Theetiſche beriefen.

Dieſes Zeichen von freundlicher Menſchennähe gab der Wittwe ſo viel Entſchloſſenheit, daß ſie ihr Zimmer zu verlaſſen beſchloß. Feſten Muthes nahete ſie ſich der Thür, öffnete dieſelbe, aber — wieder ſtand der ernſte Bergſchotte ihr im Wege. Er ſchien einige Fuß von ihr entfernt, und ſtreckte die Hand aus, gar nicht drohend, ſondern als wolle er ſie am Vorbeigehen hindern. Bei dieſem zweiten Anblick überwältigte ſie eine ſolche Furcht, daß ſie ſinnlos zu Boden ſtürzte. Ihre Hausleute hörten den Fall, und eilten, deſſen Urſache zu erforſchen. Ohne irgend etwas wahrzunehmen, traten

ſie

ſie in der Wittwe Wohnung, und fanden ſie auf dem Boden liegend, von heftigen Krämpfen befallen. Mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich; ſie verſchwieg die natürliche Veranlaſſung zu ihrem Unfalle, und ihre Freunde ſchrieben ſie dem Gram über die traurigen aus Argyloſhire eingelaufenen Nachrichten zu. Sie blieben, die Niedergeſchlagene aufzuheitern bemüht, ſpät bei ihr verſammelt, bis endlich die Zeit des Schlafengehens ſie trennte, wo ſich die Wittwe mit heftigem Schauder in ihr einſames Zimmer begab. Kaum hatte ſie das Licht aus der Hand geſetzt, und war im Begriff, durch ein herzliches Gebet ihr Gemüth gegen die Schrecken der Nacht zu bewahren, als ſie, bei einer Wendung ihres Kopfes, dieſelbe Geſtalt, die ihr zweimal im Vorſaale in den Weg getreten war, in ihrem Zimmer erblickte. Jetzt raffte ſie allen ihren Muth zuſammen, ſprach ſie feierlich mit Namen und Zunamen an, und fragte ſie, im Namen des lebendigen Gottes, warum ſie ihr erſchiene?

Die Geſtalt antwortete ſogleich in dem natürlichen Tone, der dem Kapitain bei ſeinen Lebzeiten eigen war: „Gute Baſe, warum fragtet ihr mich nicht früher? Mein Beſuch hat nur euer Beſtes zur Abſicht; euer Gram ſtört meine Grabesruhe, und der Vater der Waiſen, der Verſorger der Wittwen, erlaubt mir zu euch zu kommen und euch zu ermahnen, ihr möchtet nicht verzagt ſeyn wegen meines Schickſals, und möchtet meinen Rath, eures Sohnes wegen, wie verabredet, befolgen. Er wird einen wirkſamen und eben ſo herzlichen Beſchützer finden, als ich ihm geweſen wäre, wird hoch ſteigen in kriegeriſchen Ehren, und einſt ſanft eure Augen ſchließen.“ — Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung.

Die Wittwe verſicherte jederzeit, bei dieſem Auf-

tritte völlig wach und all' ihrer Sinnen mächtig geweſen zu ſeyn. Sie erzählte der Dame, von der dieſer Bericht herſtammt, daß die ganze Geſtalt von der lebenden ihres Vetters gar nicht verſchieden geweſen ſey, nur habe ſie, da ſie ihn bei dem letzten Erſcheinen zwar mit unbeſchreiblicher Angſt, aber doch mit einer gewiſſen Neugier angeſehen hätte, da ſie wirklich angefangen habe, ſich an ſeine Gegenwart zu gewöhnen — nur habe ſie auf ſeiner Bruſt, an der Krauſe und dem Bande, einige Blutflecken wahrgenommen, die er, da er ihre Blicke dahin gerichtet ſah, mit der Hand zu verbergen ſuchte. Während dem Sprechen wechſelte er ſeine Geberden mehrmals, doch ohne ſeine Stellung zu verändern. — Das nachfolgende Schickſal des jungen Mannes ſchien übrigens die Vorausſagung des Kapitains zu beſtätigen. Er ſtieg in dem engliſchen Heere zu einer anſehnlichen Würde, und ſtarb lange nachher, nachdem er ſeiner guten Mutter Augen geſchloſſen hatte, in Frieden und Ehren.

13.

Lohn der Prellerei.

Ein junger reicher Schweitzer kam 1763 auf einer Reiſe, die er zu ſeiner Belehrung, Ausbildung und zur Erweiterung ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß durch Deutſchland machte, nach Berlin. Sein Vater hatte ihn dem Profeſſor Sulzer aus Winterthur, der als Mitglied der königlichen Akademie in Berlin lebte, beſtens empfohlen, und ihn gebeten, ſich deſſelben als eines Landsmannes anzunehmen. Sulzer nahm den

Empfohlenen mit Güte auf, und unterließ nicht, ihm bei Erreichung ſeines Reiſezwecks nützlich zu werden.

Zufällig lernte der junge Schweitzer den Herrn von Archenholz kennen, der einige Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, ſeit kurzem aber mit Hauptmanns-Charakter entlaſſen worden war. Durch Archenholz machte der Schweitzer die Bekanntſchaft einiger Offiziere, ehemaligen Regiments-Kameraden des reducirten Hauptmanns von Archenholz. Dieſe, deren ökonomiſche Umſtände insgeſammt nichts weniger als glänzend waren, machten gemeinſchaftlich einen Plan, den reichen unerfahrnen Reiſenden zu ihrem Vortheile zu benutzen, da ſie erfahren hatten, daß er einen offenen Kreditbrief auf das Handlungshaus eines der erſten Banquiers in Berlin in Händen habe. Sie waren daher faſt ſeine täglichen Gefährten, ließen ihn an ihren Vergnügungen und Zerſtreuungen Theil nehmen, und verleiteten ihn zu manchen unnöthigen Ausgaben.

Einſt wurde er von einem dieſer Offiziere, als dieſer die Wache beziehen mußte, dorthin auf einen Abendbeſuch eingeladen. Der junge Schweitzer erſchien, fand dort Archenholz und einen andern Offizier, deſſen Bekanntſchaft er durch dieſen gemacht hatte, und wurde von allen ſehr freundlich empfangen. Nach einer muntern Unterhaltung, wo man es nicht an Wein fehlen ließ, wurde endlich der Vorſchlag zu einer Partie l'Hombre gemacht, und dem Schweitzer ebenfalls eine Karte angeboten. Er nahm das Anerbieten an, und man ſetzte ſich zum Spiel nieder. Jeder der Spielenden erhielt ein Käſtchen mit Marken, und als das Spiel begann, fragte der eine der Offiziere: „Wie hoch ſpielen wir?“ — „Ei nun, verſetzten die Andern gleichgültig, wie gewöhnlich.“ Der junge

Schweitzer, keine Hinterliſt ahnend, fand keine Veranlaſſung, ſich darüber eine nähere Beſtimmung zu erbitten, überzeugt, daß ſeine ſämmtlichen Mitglieder nach ihrer ökonomiſchen Lage, ſich gewiß nicht in ein Spiel einlaſſen würden, das ihm zu hoch ſeyn könnte. Man ſpielte bis ſpät in die Nacht, und der Fremde war der einzige Verlierer. Endlich war das Spiel zu Ende, und man ſchritt zur Berechnung des Verluſtes.

Zu ſeinem großen Erſtaunen erfuhr der Schweitzer nun, daß ſich ſein Verluſt, nach dem hohen Satz der Marken, auf die Summe von mehr als tauſend Thalern belief. Er äußerte darüber ſein Befremden, machte einige Schwierigkeiten, die Zahlung zu leiſten, aber vergebens. Sämmtliche Mitſpieler verlangten die Berichtigung, als eine Ehrenſchuld, und da der junge Mann nicht im Stande war, gleich baare Zahlung zu leiſten, ſo zwangen ſie ihn, darüber einen Wechſel, nach einigen Tagen zablbar, auszuſtellen.

Aeußerſt niedergeſchlagen über dieſen Vorfall kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Am folgenden Morgen ging er mit ſich ſelbſt zu Rathe, was er hierbei thun ſolle. Nach langem Hin- und Herſinnen hielt er es für das Beſte, ſich das Geld von dem Banquier zahlen zu laſſen, an den er empfohlen war, den Wechſel einzulöſen, und ſich künftig vor ſolchen gefährlichen Freundſchaften zu hüten. Aus Beſorgniß aber, daß ſein Vater, wegen einer ſolchen Verſchwendung, eine üble Meinung von ſeiner Aufführung faſſen möchte, beſchloß er, zu Sulzern zu gehen, ihm den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen, mit der Bitte, nach vorher darüber eingezogener Erkundigung über die Wahrheit deshalb an ſeinen Vater zu ſchreiben und ihm für ſeinen jugendlichen Leichtſinn Verzeihung auszuwirken.

Als er zu Sulzer kam, machte er ihn mit die-

ſem Plane bekannt, und bat ihn um ſein Vorwort bei ſeinem Vater. „Wenn die Sache ſich ſo verhält, wie Sie mir ſagen,“ verſetzte Sulzer, „ſo will ich mich Ihrer gern annehmen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir in allen Stücken Folge leiſten. Nicht ſie ſelbſt müſſen die Schuld zahlen, ſondern mir die Berichtigung überlaſſen; und übrigens, da Sie Berlin hinlänglich kennen, ohne Verzug weiter reiſen. Schreiben Sie alſo Ihrem Gläubiger, daß er ſich mit dem Wechſel bei mir melden, und von mir ſeine Befriedigung erhalten ſoll, ſenden Sie ihm dieß Billet, und beſtellen Sie zugleich Extrapoſt-Pferde, berichtigen Sie Ihre Schuld im Wirthshauſe, und fahren Sie unverzüglich nach Ihrer Heimath zurück. Das Uebrige überlaſſen Sie mir.“ Der junge Mann befolgte dieſen Rath pünktlich, ſandte das Billet an ſeinen Gläubiger, ſetzte ſich in ſeinen Reiſewagen und fuhr zum Thore hinaus.

Kaum hatte der Offizier, der den Wechſel in Händen hatte, das Billet ſeines Schuldners erhalten, ſo eilte er ſogleich nach dem Wirthshauſe, um ſein Geld von dem jungen Schweitzer ſelbſt zu verlangen, erfuhr aber dort, daß er ſo eben weggereiſt ſey. Augenblicklich begab er ſich zu Archenholz und den andern Mitſpielern, und alle drei ſetzten ſich zu Pferde um den Abgereiſten zu verfolgen. Sie trafen ihn einige Meilen von Berlin auf der Landſtraße, überhäuften ihn mit Schmähungen, als einen Betrüger, und zwangen ihn, mit Vorhaltung von Piſtolen, wieder nach Berlin zurückzukehren, um dort ſeine Schuld zu tilgen.

Er mußte alſo wieder mit ihnen nach ſeinem Quartiere zurückfahren, und dort verlangten ſie von ihm, den ſie wie einen Gefangenen hielten, daß er ein Billet an Sulzer ſchreiben mußte, worin er dieſen

dringend bat, die nöthige Anſtalt zur augenblicklichen Zahlung des Geldes zu treffen.

Kaum hatte Sulzer dieſen Brief erhalten und den ganzen Vorfall erfahren, ſo meldete er ihn an den König Friedrich, und ſandte damit einen reitenden Boten nach Potsdam. Sogleich erließ der König eine Kabinets-Ordre an das Gouvernement von Berlin, die drei Offiziere zu arretiren, den von dem Schweitzer ausgeſtellten Wechſel zu vernichten, ſolchen ungehindert abreiſen zu laſſen, und demnächſt das Nöthige wegen Beſtrafung dieſes Frevels zu veranſtalten. Dieß geſchah auf das Pünktlichſte: die beiden in Dienſten ſtehenden Offiziere wurden kaſſirt, und zugleich mit dem Hauptmann von Archenholz, wegen ſeiner Theilnahme, zum Feſtungs-Arreſte verurtheilt.

Viele Jahre nachher überſandte der Hauptmann von Archenholz dem Könige von Hamburg aus ſein Werk über England und Italien, und ſchrieb zugleich an einen Freund, einen Offizier in der Suite des Königs, daß er dieß in der Abſicht gethan habe, vielleicht dadurch wieder angeſtellt zu werden, mit der Bitte, ihn bei einer ſchicklichen Gelegenheit dem Könige zu empfehlen. Friedrich hatte das Buch geleſen, und äußerte zu dieſem Offizier: daß es ihm nicht mißfallen habe. Der Freund des Herrn von Archenholz benutzte dieſen Umſtand, und ſagte: „Ew. Majeſtät, der Verfaſſer iſt der nämliche Archenholz, welcher ehmals bei dem Regimente von Forcade geſtanden, und wegen einer Bleſſur ſeinen Abſchied nehmen mußte. Er iſt aber jetzt völlig hergeſtellt, und würde ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn er wieder in Ew. Majeſtät Dienſte treten könnte.“

„So iſt es der!“ verſetzte der König trocken. — Am nämlichen Tage wurde darauf das erhaltene Werk

mittelſt Kabinetsordre an den damaligen Bibliothekar der königlichen Bibliothek in Berlin, den Hofrath Stoſch, geſchickt, mit dem Befehl, es ſogleich dem Hauptmann von Archenholz nach Hamburg zurückzuſenden, weil der König von ihm nichts haben wolle. Zugleich erging eine Kabinetsordre an den damaligen Hofpoſtmeiſter Scheel in Berlin, worin ihm aufgegeben wurde: dem Könige nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden anzuzeigen, ob der Bibliothekar Hofrath Stoſch ein Paket mit Büchern, unter der Adreſſe an den Hauptmann von Archenholz in Hamburg, zur Poſt befördert habe? Der Hofpoſtmeiſter Scheel benachrichtigte hiervon ſogleich den Hofrath Stoſch, und dieſer unterließ auch nicht, dem erhaltenen Befehl pünktlich Folge zu leiſten.

14.

Die Maitreſſe.

Der König Friedrich Wilhelm der Zweite von Preuſſen unterhielt als Kronprinz verſchiedene Liebſchaften, die ſeinem Oheim, dem König Friedrich dem Zweiten nicht unbekannt blieben. Einſt kam eine gewiſſe Frau von Wallmore nach Berlin, eine im Betreff ihrer Schönheit, ihres Geiſtes, und ihres feinen Benehmens ausgezeichnete Perſon. Ein Kammerdiener des Prinzen, der um dieſe Zeit in Paris lebte, ſoll ſie ſeinem ehemaligen Herrn empfohlen und zugeſandt haben. Die Dame zeigte ſich wenig im Publikum, ja nur äußerſt wenige Perſonen kannten ihr Daſeyn, als ihr auf einmal der Gouverneur von Ber-

lin, General Ramin, den Befehl brachte, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen.

Vergebens ſträubte ſich die Dame dagegen, indem ſie verſicherte nichts gethan zu haben, was eine ſolche Behandlung verdiente. Der General konnte nur ſeinen Befehl vollziehen, und er that dieß mit der möglichſten Artigkeit. Jetzt bat die Dame nur noch um einen kurzen Aufſchub, aber auch dieſen vermochte der General nicht zu gewähren. Sie geſtand nun, es fehle ihr an einem Wagen.

„Ich habe dieſe Schwierigkeit vorausgeſehen, und für einen paſſenden geſorgt,“ entgegnete Ramin.

„Aber es fehlt mir auch an Geld,“ fuhr die Dame fort.

„Auch dafür iſt geſorgt,“ nahm Ramin das Wort; „hier ſind zweihundert Friedrichsd'or, die ich Sie bitte anzunehmen.“

„Sie ſehen aber, mein Herr, daß ich mich hier eingerichtet habe, und nicht alles im Stiche laſſen kann.“

„Ich bitte mir den Auftrag zu ertheilen, die Sachen verkaufen zu können, und ſich zu überzeugen, daß ich Ihnen den Erlös pünktlich nachſenden werde.“

Jetzt blieb der Dame nichts anders übrig; ſie mußte ſich in ihr Schickſal ergeben, und den nächſten Morgen abreiſen.

Die Entfernung der Dame war auf Befehl Friedrichs des Zweiten geſchehen. Er ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Ich will wohl über manche ſolche Dinge wegſehen, wenn dadurch kein Nachtheil entſteht, und es blos einige gutmüthige deutſche Weiber ſind, die ſich nicht mit der Politik befaſſen, und zufrieden ſind, ihre Verehrer rupfen zu können. Aber eine intrigante und gewandte Franzöſin leide ich nicht.“

15.

Der ſchwarze Bock.

Der Aberglaube iſt nicht blos in den Hütten der Armen und Unwiſſenden einheimiſch, wie man manchmal zu glauben geneigt iſt; er iſt ein Götze, dem man oft auch in Paläſten und in Cirkeln der feinen, ſich aufgeklärt dünkenden Welt, Opfer darbringt. Beſonders war es die Kunſt, Gold zu machen, der viele angeſehene Leute ihr Vertrauen ſchenkten, bis ſie mit Beſchämung erkannten, daß ſie ſich getäuſcht hätten. Ein ſolcher Fall ereignete ſich in Berlin, unter der Regierung Friedrichs des Zweiten. Mehrere Edelleute von Auszeichnung, darunter ſelbſt einige Generäle und andere in hohen Aemtern ſtehende Perſonen, machten Bekanntſchaft mit einem Charlatan, der die Kunſt zu beſitzen behauptete, mit Hülfe des Teufels verborgene Schätze auffinden zu können. Man ſchloß ein Bündniß auf Ehrenwort untereinander, ſich dieſer herrlichen Kunſt zu gemeinſchaftlichem Vortheil zu bedienen. Zu dem Ende wurde nicht allein dem Betrüger im Voraus ſein Geheimniß ſehr reichlich bezahlt, ſondern man ſicherte ihm auch einen Antheil an den zu findenden Reichthümern zu.

Es gab keine Albernheit, die nicht vorgenommen wurde, um zum Ziele zu gelangen. Alle möglichen Mummereien, die man in den Erzählungen von Hexen und Zaubereien findet, wurden gemacht, und der Teufel auf alle mögliche Arten, und zu allen Stunden der Nacht, an den wüſteſten und entlegenſten Orten beſchworen. Sein hartes Herz zu erweichen, wurden die größten und koſtſpieligſten Opfer gebracht, aber leider umſonſt! Als alles nichts helfen, und der zähe Satan nichts herausgeben wollte, da ſchritt man endlich zum

letzten Mittel, und brachte ihm einen ſchwarzen Bock zum Opfer, der kein einziges weißes Haar an ſeinem Körper hatte. Aber ein ſolcher Bock war ſchwer aufzutreiben; ganz Brandenburg, Mecklenburg und die anſtoßenden Länder wurden vergebens darnach durchforſcht. Man machte Reiſen in's Ausland, um dieſen köſtlichen Bock zu finden. Endlich war man ſo glücklich in einem Winkel von Litthauen ein ſolches Vieh zu entdecken. Die Freude der Verbündeten war außerordentlich. Der Bock wurde faſt mit Gold aufgewogen, und mit der größten Sorgfalt nach Brandenburg transportirt. Nie bekam Bacchus ein vollkommneres Thier dieſer Art auf ſeinem Altar zum Opfer; allein ſo ſorgſam das Opfer auch in Gegenwart aller Verbündeten gebracht wurde, ſo wenig man auch dabei die Lobeserhebungen gegen den Geiſt der Finſterniß ſparte: der Teufel blieb, ſey es nun aus Bosheit oder Undankbarkeit, taub gegen alle Bitten. Die Herren bekamen nicht nur keine Schätze, ſondern verſchlimmerten ihre ökonomiſchen Umſtände durch das thörichte Unternehmen noch bedeutend.

16.

Die wahnſinnige Schauſpielerin.

Lord Berkeley war von der Schauſpielerin Montford, nachherigen Vanbruggen, ſo bezaubert, daß er ihr bei ſeinem Abſterben dreihundert Pfund jährlicher Einkünfte vermachte, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ſich nie wieder verheirathen ſollte. Sie verliebte ſich gleichwohl in den talentvollen

Schauſpieler Booth; allein das Verlangen, ihr Jahrgehalt nicht zu verlieren, hielt ſie ab, ſich mit dieſem ihrem Geliebten zu verbinden. Sie lebte in einer vertrauten Freundſchaft mit Miß Sartlow, einer berühmten Tänzerin, aber mittelmäßigen Schauſpielerin. Die Letztere war die erklärte Geliebte des Secretair Craggs, durch deſſen Freigebigkeit ſie ein ſolches Vermögen erlangte, daß ſie unabhängig vom Theater hätte leben können. Was Frau Vanbruggen nicht bewirken konnte, bewirkte Miß Sartlow. Der Schauſpieler Booth ließ von jener ab, bewarb ſich um dieſe, und erlangte den Beſitz ihrer Perſon und ihres Vermögens.

Sobald Frau Vanbruggen von der Treuloſigkeit ihres Liebhabers, und von der Undankbarkeit ihrer Freundin Nachricht erhielt, gerieth ſie darüber in ſolche Verzweiflung, daß ſie ihrer Sinne beraubt ward. Weil ſie indeſſen in den heftigſten Anfällen ihres Wahnſinns keinem Menſchen etwas zu leid that, und von Zeit zu Zeit ein Strahl der Vernunft durch die Wolke brach, die ihren Verſtand umnebelt hatte, ſo war ſie nicht eingeſperrt, ſondern man ließ ſie im Hauſe herumgehen.

Eines Tages, da ſie eine gute Stunde hatte, fragte ſie ihre Aufwärterin, was für ein Stück Abends aufgeführt würde? Die Antwort war: Hamlet. In dieſem Stücke hatte ſie die Rolle der Ophelia mit großem Beifall geſpielt. Die Erinnerung an dieſelbe machte einen ſtarken Eindruck auf ſie, und, vermöge der Liſt, die gemeiniglich mit dem Wahnſinn verbunden iſt, fand ſie Mittel, der Aufſicht ihrer Bedienten zu entgehen, und begab ſich in's Schauſpielhaus. Hier verbarg ſie ſich bis zu der Scene, wo Ophelia im wahnſinnigen Zuſtande erſcheint, eilte vor ihrer Nebenbuhlerin, welche gerade dieſe Rolle ſpielte, auf die Bühne, und

ſtellte eine Wahnſinnige in unendlich größerer Vollkommenheit vor, als die äußerſte Bemühung der nachahmenden Kunſt zu thun vermögend war. Sie war wahrhaftig Ophelia ſelbſt, zum größten Erſtaunen der Schauſpieler ſowohl, als der Zuſchauer. Nachdem die Natur auf dieſe Weiſe ſich zum letztenmal angeſtrengt hatte, ward ſie von ihrer Lebenskraft verlaſſen. Als ſie von der Bühne ging, rief ſie prophetiſch aus: „Es iſt vollbracht!“ und dieß ward auch in der That gar bald erfüllt; denn als man ſie nach Hauſe brachte, verwelkte ſie wie eine Lilie, neigte ihr Haupt, und ſtarb.

17.

Die Parlamentswahl.

Als König Georg der Dritte im Jahre 1784 ein neues Parlament berief, gaben ſich die Freunde des berühmten Fox, des feurigſten Gegners der Miniſter, alle erſinnliche Mühe, für ſeine Aufnahme zu werben. Eben ſo eifrig war aber die Miniſterial-Parthei, dieſe Wahl zu hintertreiben. Mehrmals kam es in den Straßen von London zu Aufläufen und zu Schlägereien zwiſchen den Freunden und Gegnern des wichtigen Kandidaten. Unter den Gegnern deſſelben befand ſich auch ein Arzt, der gerade damals einen kranken Zimmermann zu behandeln hatte, deſſen Frau eine leidenſchaftliche Anhängerin von Fox war. Sie hatte mehrmals gegen den Arzt geäußert, wie ſehr ſie es bedaure, daß ihr Mann zu krank wäre, um der Parlamentswahl beizuwohnen, und dieſem Volksfreund ſeine Stimme geben zu können. An dem letzten Tage nun,

wo nachgeſtimmt werden konnte, und der bei dieſer Angelegenheit immer der entſcheidendſte iſt, weil am folgenden Tage die Zählung der Stimmen vor ſich geht, fand der Arzt ſeinen Patienten völlig angezogen und im Begriffe auszugehen. „Was ſoll dieß bedeuten, rief er ihm zu, Sie verlaſſen ohne meine Erlaubniß das Bette?“ — „Lieber Herr Doktor, gab ihm der Kranke mit ſchwacher Stimme zur Antwort, ich habe die Zeit benutzt, da meine Frau ausgegangen war, um mich durch meinen Wärter ankleiden zu laſſen; ich brenne vor Ungeduld, meine Stimme zur Parlamentswahl abzulegen.“

Doktor. Nein, mein Freund, ich kann Ihnen unmöglich erlauben auszugehen; ich darf es nicht erlauben, es iſt ſchlechterdings unmöglich.

Zimmermann. Ich will auch nicht zu Fuße gehen, Herr Doktor; ich habe mir einen Wagen beſtellt.

Doktor. Es iſt unmöglich, ſage ich Ihnen, Sie bringen ſich muthwillig um's Leben. Legen Sie ſich ſogleich wieder in's Bette, damit Sie ſich nicht erkälten.

Zimmermann. Es thut mir wirklich außerordentlich leid; ich hätte doch ſo gerne dem braven Ritter Wrai, dem treuen Freund des Königs, meine Stimme gegeben.

Doktor. Wie, was ſagen Sie da? Laſſen Sie mich doch einmal Ihren Puls fühlen. — (Zum Wärter) Warte er noch einen Augenblick, ziehe er ihm den Rock noch nicht aus, bis ich die Sache überlegt habe. — Hat er geſtern Abend ſeine Pillen genommen?

Wärter. Ja, Herr Doktor, aber ſie haben ihn außerordentlich angegriffen.

Doktor. Dieß iſt ein gutes Zeichen; es iſt ein Beweis, daß ſie gewirkt haben. — Der Puls geht in der That nicht ſchlecht. — Wie hat er dieſe Nacht geſchlafen?

Wärter. Gegen Morgen hat er ohngefähr zwei Stunden geſchlummert.

Doktor. Recht ſchön, recht gut. — Wenn Ihnen die Wahl Unruhe verurſacht, ſo thun ſie doch wohl beſſer, Sie befriedigen ihren Wunſch. Dergleichen Dinge ſchlagen manchmal zum Beſten aus. Das Wetter iſt ziemlich gut. Wiſſen Sie was? Ich will Sie ſelbſt in meinem Wagen hinfahren.

Der arme Mann fuhr wirklich mit, legte ſeine Stimme für den Ritter Wrai ab, und ſtarb in zwei Stunden, nachdem ihn der Arzt wieder nach Hauſe gebracht hatte. — Fox trug über ſeine Gegner den Sieg davon.

18.

Der König und der Bauernknecht.

Eines Morgens machte König Georg der Dritte von England in Geſellſchaft ſeines älteſten Sohnes des Prinzen von Wales, im freien Felde einen Spaziergang zu Fuße. Sie trafen einen Bauernknecht an, der mit einer Ladung Eßwaaren nach Windſor zu Markte fuhr. Unglücklicher Weiſe blieb ſein Karren im Kothe ſtecken, und der arme Kerl war unfähig, ihn wieder heraus zu arbeiten, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte. Der König war, ſo wie der Prinz, äußerſt einfach gekleidet, und von Menſchenfreundlichkeit angetrieben, leiſteten ſie ſogleich kräftigen Beiſtand. Mit vereinter Kraft gelang es ihnen, den Karren wieder auf feſten Weg zu bringen, und voll Dankbarkeit fragte nun der Bauernknecht: ob ſie nicht im nächſten Wirthshauſe einen Krug Bier mit ihm trinken wollten, und fügte

hinzu: da der Weg ſchmutzig ſey, ſo wolle er ihnen herzlich gerne einen Sitz auf ſeinem Karren einräumen. Doch dieſes doppelte Anerbieten ward abgelehnt, und ſie ſchieden von einander, nachdem der König zuvor eine Guinee, und der Prinz zwei Guineen in die Hand des Bauern hatten ſchlüpfen laſſen.

Der Mann war wie vom Donner gerührt, und er konnte ſich nicht enthalten, ſein Abentheuer ſogleich zu erzählen, als er Windſor erreichte. Man verſicherte ihm: daß es der König und der Prinz ſey, denen er ſo höchlich verpflichtet wäre. Der einzige Umſtand, der den Mann verwirrt machte, und Zweifel in ihm erregte, war: daß der Prinz ihm ſollte zwei, der König aber nur eine Guinee gegeben haben.

Dieſe Aeußerung der Befremdung ward dem Monarchen hinterbracht; in der nächſten Woche traf er zufällig den Bauernknecht wieder, als dieſer zu Markte fuhr. Er ließ ihn halten und ſagte lächelnd: „Ei, mein Freund, ich höre du biſt unzufrieden über das kleine Geſchenk, das ich dir gemacht habe, als wir uns neulich begegneten, und hältſt den Sohn für freigebiger, als den Vater. Ich war es wirklich nicht, muß ich dir bekennen; doch erinnere dich, guter Mann, daß ich mich genöthiget ſehe, erſt gerecht zu ſeyn, ehe ich großmüthig ſeyn darf. Mein Sohn hat gegenwärtig noch für Niemand zu ſorgen, ich aber bin verpflichtet, mit unendlich mehr Anſtrengung, als du zu begreifen fähig biſt, das Glück von Millionen zu befördern, die von mir Schutz und Hülfe erwarten. Was deine Kinder daheim von dir erwarten, und als ein Recht fordern können, das iſt derſelbe Fall mit denen, welche meinem Scepter untergeben ſind.“

19.

Die kluge Dame.

Im Jahr 1787 fuhr eine Dame, die in der Nachbarſchaft von London lebte, dorthin, und erhob die fälligen Zinſen ihres, in der Bank niedergelegten Vermögens. Sie empfing ſolche in Banknoten, und kaufte nun in einem Laden mancherlei ein. Sie bezahlte den Kaufmann mit dem Papiergelde, und öffnete zu dieſem Ende ihre Schreibtafel, um eine Banknote herauszuſuchen, worauf ſie nur wenig herausbekommen durfte. Bei ihrer Rückkehr nach ihrem ländlichen Wohnſitz wurde ſie von einem Räuber zu Pferd angehalten, der eine Larve vor dem Geſichte trug. Er hielt ihr das Piſtol entgegen und forderte ihr Geld. Sie reichte ihm Uhr und Börſe dar. Der Räuber nahm beides, ſagte aber: „Mylady, Sie haben noch mehr bei ſich; nur heraus mit der Schreibtafel, oder ich drücke los.“

Es blieb nun der Dame nichts übrig, als die Schreibtafel ebenfalls hinzureichen. Kaum hatte ſie der Räuber in der Hand, ſo gab er dem Pferde die Sporen, und ſprengte queerfeldein. Die Beraubte beſann ſich keinen Augenblick; ſie befahl dem Kutſcher, ſo ſchnell als möglich nach London zurück, und nach dem Hauſe zu fahren, wo ſie ihren Einkauf gemacht hatte. Sie trat in den Laden und fragte nach dem Herrn. Es hieß, er ſey ausgegangen. „Wird er bald zurückkommen?“ — „Wir erwarten ihn jede Minute.“ — „Nun, ſo erlauben ſie wohl, daß ich hier ſo lange bleiben darf.“ — Man konnte nichts dawider einwenden. Nach Verlauf von einer halben Stunde trat der Kaufmann in den Laden. Er ſtutzte, als er die Lady anſichtig wurde; ſie bat um ein Geſpräch unter vier Augen. Er äußerte verlegen darüber ſein Befremden.

„Mein

„Mein Herr! ſagte ſie, die Sache iſt für uns Beide von Wichtigkeit, und für Sie noch mehr als für mich, wenn Sie ſich nicht darauf einlaſſen wollen.“ Er gab ſichtbar ungern nach und führte ſie in ein Nebenzimmer. Hier redete ſie ihn denn mit feſtem Ton an: „So eben bin ich auf der Landſtraße beraubt worden, mein Herr! — und Sie ſind der Räuber.“ — „Mylady!“— „Keine Ausflüchte; ich habe Sie, trotz Ihrer Larve, an Ihrer Stimme erkannt. Kein Anderer konnte wiſſen, daß ich in meinem Taſchenbuche Banknoten hatte, als Sie. Ich will Sie nicht unglücklich machen, wenn Sie den Raub zurückgeben.“

Die Dame ſprach dieſes Alles mit ſolcher Beſtimmtheit, daß der Kaufmann die That geſtand, ihr das Geraubte zurückgab, und um Verſchwiegenheit bat.

„Mein Wort iſt mir heilig!“ erwiederte ſie, und erſt nach Verlauf von mehreren Jahren erzählte ſie den Vorfall; aber nie war ſie zu bewegen, den Kaufmann, oder auch nur die Straße zu nennen, wo er wohnte.

20.

Der Gänſebraten.

Ein reicher Jude zu Augsburg ſchickte einſt einem Kaufmanne, mit welchem er große Geſchäfte trieb, eine herrlich gebratene Gans zum Geſchenke, deren Füllung aber noch beſſer war; denn der Jude hatte ſie ſtatt mit Aepfeln oder mit Beifuß, mit ſchönen vollwichtigen Dukaten angefüllt. Der Kaufmann trug, wahrſcheinlich aus Vorurtheil, weil die Gans in einer

Judenküche zubereitet worden war, kein Verlangen, ſie zu verzehren, ſondern verſchenkte ſie an einen armen Schuhmacher, der aus Mangel an Kundſchaft Handarbeit bei ihm verrichtete. Dieſer nahm ſie, hoch erfreut über einen ſeit langer Zeit entbehrten Genuß, mit nach Hauſe, und machte ſich ſogleich mit den Seinigen darüber her. Wie groß war aber das Erſtaunen und die Freude der armen Familie, als beim Zerlegen die blanken Dukaten herauspurzelten. Die lange gefühlte Noth hatte nun auf einmal ein Ende; friſches Leder und neues Handwerksgeräthe wurde angeſchafft, und bürgerlicher Wohlſtand trat nun an die Stelle der vorigen Armuth.

Unterdeſſen verwunderte ſich der Jude nicht wenig, daß ihm der Kaufmann für ein ſo anſehnliches Geſchenk nicht einmal ſeinen Dank abgeſtattet hatte. Er ließ ihn daher wiederholt fragen, wie ihm das Eingeweide der überſchickten Gans geſchmeckt hätte. Dieſer erwiederte aber immer nicht das darauf, was den Juden hätte befriedigen können, bis er endlich dem Kaufmann eine hinlängliche Erklärung darüber gab.

Der Kaufmann war eben ſo verwundert als betroffen über den Aufſchluß, den ihm der Jude gab. Jetzt konnte er es ſich erſt erklären, warum der arme Schuhmacher die Arbeit bei ihm aufgegeben hatte, und woher deſſen ſchneller Wohlſtand gekommen ſey. Er verklagte daher den Schuhmacher, und beſtand auf der Wiederherausgabe der verſchenkten Dukaten. Die Richter ſprachen aber dem Kaufmann ſeine Anforderung gänzlich ab, und er mußte, wie man zu ſagen pflegt, mit einer langen Naſe abziehen, vorzüglich, da er ein ſehr reicher Mann war, und dieſer Vermehrung ſeiner Reichthümer nicht bedurfte.

21.

Leichtgläubigkeit.

Der Prinz Friedrich Auguſt von Braunſchweig, General in preußiſchen Militairdienſten unter ſeinem Oheim, dem Könige Friedrich dem Zweiten, beſaß ein ſehr heiteres Gemüth, und fand Vergnügen an allerlei Scherzen und komiſchen Auftritten. Eines Tages fiel es ihm ein zu ſehen, wie weit wohl die Leichtgläubigkeit des Publikums ginge. Er beſchloß zu dieſem Behuf drei Proben anzuſtellen. Die erſte war, daß er in eine auswärtige Zeitung das Heirathsgeſuch eines Frauenzimmers ſetzen ließ, welche, nachdem ſie ſich, ihr Alter, ihr Vermögen u. ſ. w. auf das Genaueſte geſchildert hatte, ihre Hand demjenigen anbot, der alle die von ihr gleichfalls ſpecificirten körperlichen, moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften beſäße.

Zur großen Beluſtigung des Prinzen meldeten ſich eine Menge Menſchen unter der angegebenen Adreſſe, von denen er mehrere kannte und die noch dazu nicht eine einzige von jenen verlangten Eigenſchaften beſaßen, in ihrer Eitelkeit und ihrem Verlangen, die unbekannte reiche Braut zu bekommen, dieß aber ſteif und feſt behaupteten.

Da dieſer Scherz ſo vielen Glauben fand, ſo ließ der Prinz bald darauf abermals in einem auswärtigen Blatte einrücken: Es ſey in Potsdam an dem und dem Tage bei einem ſchweren Gewitter ein Hagel gefallen, deſſen einzelne Körner bis zu einem Pfund gewogen und mehrere Kühe auf dem Felde erſchlagen hätten, abgerechnet noch die Menge von Dächern, die zertrümmert worden wären u. ſ. w. Auch dieß verfehlte man nicht in Berlin zu glauben, und ſich höchlich darüber zu wundern, daß die einheimiſchen Zeitungen nichts von

dieſem großen Naturereigniſſe gemeldet hätten. Endlich ließ er auf dieſelbe Art anzeigen: ein mecklenburgiſcher Edelmann habe mittelſt ſelbſterfundener Maſchienen einen Thurm von anſehnlicher Höhe, der ihm im Wege geſtanden, und den er auf einer andern Stelle ſeines Gutes zu ſehen gewünſcht hätte, nicht allein nach jenem Orte hingeſchafft, ſondern ihn dabei noch über eine Mauer weggehoben, die zwiſchen den beiden Stellen befindlich geweſen wäre. Es fehlte nicht viel, daß auch dieſe Neuigkeit ihre Glaubigen fand.

22.

Jüdiſches Zoll-, Geleit- und Nahrungsgeld.

Mendelsſohn wurde einſt mit Lavater wider ſeinen Willen in einen öffentlichen Schriftwechſel verwickelt, weil der letztere ihn durchaus zum Chriſtenthum bekehren wollte. Dieſer Streit war dem jüdiſchen Weiſen höchſt unangenehm, und griff ihn dermaßen an, daß ſeine ſchwache Geſundheit noch mehr dadurch zerrüttet wurde. Nachdem er ſich einigermaßen erholt hatte, beſchloß er, durch eine Reiſe ſich zu zerſtreuen und zu ſtärken. Er verließ deswegen Berlin in Geſellſchaft ſeiner Gattin Sara, ſeines Schwiegerſohnes David Itzig Friedländer, ſeiner Tochter Eva, und einem Mädchen Hannah. In dieſer Geſellſchaft kam er am Abend des ſechszehnten Auguſtes 1776 in Dresden an.

Fremde Juden mußten damals in Dresden Zoll und Geleite, auch, wenn ſie ſich über einige Tage aufhielten, Nahrungsgeld an die Generalaccis-Einnahme

bezahlen. Mendelsſohn lachte laut, als am Morgen nach ſeiner Ankunft der allgemeine Judenaufwärter Löbel Schir zu ihm kam und zwanzig Groſchen verlangte, um für ihn und ſeine Geſellſchaft einen Zoll= und Geleitszettel zu holen, ohne welchen ſie, wie er ſagte, nicht weiter reiſen könnten. „Der Verfaſſer des Phädon ſich verzollen, gleich dem Ochſen, das iſt luſtig!“ ſagte er bitter zu Sara; zu ſeinem Schwiegerſohne aber ſpöttiſch: „Nun ſeh' ich erſt ein, wie gut Lavater es mit mir meinte; wär' ich Chriſt geworden, ſo könnt' ich heute zwanzig Groſchen erſparen. Doch (fuhr er ernſt fort) Jude iſt Jude, ob er mit Philoſophemen oder alten Kleidern handelt; gehorche ich den moſaiſchen Geſetzen, ſo muß ich auch den ſächſiſchen Folge leiſten.“ Damit zahlte er die zwanzig Groſchen, und Löbel Schir eilte, den Verfaſſer des Phädon nebſt den Seinigen zu verzollen. Als Jener auf der Zoll= und Geleits=Expedition die fünf jüdiſchen Perſonen nennt, die aus Berlin kommen und über Meißen nach Leipzig wollen, ſtutzt der Einnehmer doch etwas bei dem Namen Mendelsſohn. „Wie iſt mir doch! — Mendelsſohn aus Berlin — von dem Mauſchel ſoll ich was gehört haben; hat er nicht Bücher geſchrieben?“

„Und was für welche?“ ſagte Löbel Schir, begierig zu nennen, was ihm davon bekannt war — doch

„Jude iſt Jude, fiel ihm der Einnehmer ins Wort, ſchweig, Mauſchel! denn hier haben wir keine Zeit, auf dich zu hören,“ ſchrieb den Geleitszettel, und ſtrich ſtumm zwanzig Groſchen dafür ein.

Mendelsſohn beſuchte am Morgen ſeiner Verzollung die kurfürſtliche, damals noch in einem Salon des Zwingers aufgeſtellte, oder vielmehr eingeklemmte Bibliothek, denn das Lokal war ſo beſchränkt, daß die

Bücher wie die Heringe eingeſchichtet waren, und manches Werk einzig um deswillen nicht gut zu benutzen war, weil es zu viel Mühe machte, es zu Tage zu fördern. Der Bibliothekar Daßdorf konnte ſich nicht glücklich genug ſchätzen, den berühmten Mendelsſohn in ſeinem Muſentempel zu ſehen, erſchöpfte ſich ganz in Lobeserhebungen über Mendelsſohns Verdienſte um die Literatur, zeigte ihm mit unermüdlicher Geduld alle Schätze der Bibliothek und fragte ihn endlich, wie es ihm in Dresden gefalle?

„Ihre Stadt iſt herrlich, antwortete Mendelsſohn, Ihr Land noch herrlicher, Ihr Kurfürſt das Herrlichſte, was ich, nächſt unſerm Friedrich, kenne; aber“ — hier machte der Philoſoph lächelnd eine Pauſe.

„Nun, und was mißfällt Ihnen bei uns?“ fragte Daßdorf.

„Daß die Geſetze hier berliner Juden und polniſche Ochſen im Range gleichſtellen.“ Und nun erzählte Mendelsſohn die Geſchichte mit dem Geleitszettel und den zwanzig Groſchen.

Daßdorf ſtand dabei wie auf Kohlen, entſchuldigte den Einnehmer theils mit ſtrenger Pflichterfüllung, theils mit Mangel an Kenntniß der Literatur, und tröſtete Mendelsſohn, daß der Schnitzer gewiß gut gemacht werden ſolle. Jener aber bat, einer Sache nicht weiter zu gedenken, die kaum der Rede werth ſey, und ging.

Der Bibliothekar Daßdorf war für alles, was auf Literatur Beziehung hatte, mit Enthuſiasmus eingenommen. Ihn ſchmerzte die Kränkung, die dem jüdiſchen Weiſen widerfahren war, tief in der Seele. Kaum hatte ſich dieſer entfernt, ſo nahm er haſtig Hut und Stock, und eilte die Zwingertreppe hinab, um die ihm ſo ärgerliche Geſchichte gleich bei der rechten Behörde

anzubringen, nemlich bei dem geheimen Finanzrath Freiherrn von Ferber, in deſſen Hauſe er Hofmeiſter geweſen war.

Ferber, nicht blos ein tüchtiger Staatsmann, ſondern auch ein Freund und Kenner der Literatur, fand die Geſchichte ebenfalls höchſt ärgerlich. Er theilte ganz Daßdorf's Furcht, daß die berliner Gelehrten ſich gewiß in öffentlichen Blättern darüber luſtig machen würden, und eilte, ſogleich den Kabinetsminiſter Freiherrn von Gutſchmid davon in Kenntniß zu ſezzen. Der Erfolg war, wie er ſich denken ließ. Sogleich am nächſten Morgen ward dem geheimen Finanz-Collegium, mittelſt allerhöchſten Reſcripts, anbefohlen, dem berliner Gelehrten, moſaiſcher Religion, Herrn Moſes Mendelsſohn, die ihm abverlangten zwanzig Groſchen zurück — und ihm zugleich zu erkennen zu geben, daß er mit ſeiner Familie in Dresden nach Belieben ſich aufhalten könne, ohne die mindeſten Abgaben deshalb zu entrichten.

Mendelsſohn freute ſich der Auszeichnung, die ihm die Regierung angedeihen ließ. Die zwanzig Groſchen nahm er aber nicht zurück, ſondern ſchenkte ſie, mit einer viermal ſo ſtarken Beilage, der Armenkaſſe. Weit froher aber noch war Daßdorf, dem, wie er nachher oft verſicherte, dieſe „entſetzliche Geſchichte“ eine ſchlafloſe Nacht gemacht hatte.

23.

Das Gaſtmahl.

Ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode wollte der alte blinde franzöſiſche Dichter Delille noch einmal

bei einem in Paris berühmten Traiteur auf dem Boulevard du Temple, zum blauen Zifferblatte, ſpeiſen, wo er ſonſt mit ſo vielem Vergnügen das Volk beiſammen geſehen hatte. Er bat daher ſeine Frau dringend, ihn doch noch einmal dahin zu führen, und ihm die Freude genießen zu laſſen, das Pariſer Volk in ſeiner ganzen Fröhlichkeit, wo nicht zu ſehen, doch zu behorchen.

Madame Delille war willig, dem heißen Wunſche ihres Mannes Genüge zu leiſten; jedoch fürchtete ſie, der weite Weg, das Gedränge, der Lärm u. ſ. w. möchten dem ſchwächlichen Greiſe ſchaden; ſie ſann daher auf ein Mittel, ihm ſeine faſt kindiſche Freude zu verſchaffen, ohne ihn der geringſten Unbequemlichkeit auszuſetzen. Sie traf mit Delille's Freunden die Uebereinkunft, daß ſie den alten Dichter zu Einem unter ihnen führen wollten, als ob ſie ihn zum blauen Zifferblatt führten, und daß ſie gewiſſe Rollen untereinander vertheilen würden, damit der Greis in dem Irthume bleibe, er befinde ſich mitten unter dem Volke im blauen Zifferblatte. Dieß geſchah; das Haus des Theater-Dichters Picard ward zum Schauplatz gewählt. Es wurden viele Herren und Damen eingeladen, und verſchiedene kleine Tiſche in einem großen Saale vertheilt. Unter den Gäſten befanden ſich mehrere Schauſpieler des Theatre françois, mehrere große Künſtler und Schriftſteller.

An dem beſtimmten Tage trat Madame Delille mit ihrem Manne die Reiſe nach dem vorgeblichen Traiteurhauſe an, und erſchien mit ihm in dem Saale, wo die glänzendſte Geſellſchaft ſie erwartete. Der blinde Delille, der nichts ſehen konnte, und nur ein verworrenes Geräuſch von allerhand Stimmen hörte, gab ſchon ſeiner Gefährtin ſeine Freude über die große Volksmenge zu erkennen, und bat ſie, ein Tiſchchen in

einer Ecke des Saales auszuſuchen, damit ſie ungeſtört alles anhören könnten. Delille forderte dann von einem vorgeblichen Aufwärter, deſſen Rolle der Schauſpieler Baptiſte übernommen hatte, ſeine Lieblingsſpeiſen, gerade als ob er bei einem Traiteur ſpeiſete, ließ es ſich wohlſchmecken, und ergötzte ſich herzlich über die ſonderbaren Geſpräche, die an den Tiſchen um ihn her geführt wurden. An dem einen wurde ein Langes und ein Breites über Handelsgeſchäfte geſprochen; an einem andern überließen ſich drei junge Weiber, die Delille für Frucht= und Fiſchweiber hielt, der Unbändigkeit ihrer Zungen, fielen mit den ſonderbarſten Redensarten über ihre Nachbarn und Nachbarinnen her, und ſchonten keines ihrer Bekannten. An einem andern Tiſche war das Geſpräch für Delille weit anziehender. Mehrere ſehr gebildete Menſchen ſtritten um den Vorzug in Betreff von Delille's Werken. Der Eine zog ſein Gedicht, l' homme des champs, der Andere ſeine l' imagination, ein Dritter ſein Pitié, ein Vierter ſeine Ueberſetzung der Aeneide vor. Ein Jeder gab ſeine Gründe an, und es entſpann ſich ein gelehrter Streit, der Delille auf's Innigſte rührte. Zuletzt ſtand einer von den Gelehrten auf, nahm ſein Glas und ſagte: „Mit dem Vorzug ſey es, wie es wolle: genug, Delille iſt einer der größten franzöſiſchen Dichter. Laßt uns auf ſeine Geſundheit trinken, als ob er hier zugegen wäre.“ — „Nun, riefen Alle, die Gläſer aneinander ſtoßend: Es lebe hoch unſer großer Dichter Delille!“

Der Greis konnte es nicht mehr aushalten im Saale. Ach, wenn ſie mich nur nicht erkennen, ſagte er leiſe zu ſeiner Frau, und bat ſie, da die Mahlzeit vorbei war, ſachte mit ihm davon zu ſchleichen. Doch ehe er fortging, drückte er dem vermeintlichen Aufwärter

ein Stück Geldes in die Hand, und ſagte dabei: dieß wäre ein Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit für die gute Aufwartung. Er wollte ſeine Zeche bezahlen; allein es erſchien die vorgebliche Gaſtwirthin und erklärte, ſie könne nichts annehmen. Die Ehre, Delille bewirthet zu haben, ſey hinlängliche Vergütung für ſie. Delille gab nach, zumal da ſeine Frau ihm dazu rieth. Dieſe ſchlug ihm nun vor, im türkiſchen Garten auf dem Boulevard Kaffe zu trinken. Der Greis nahm es willig an; man führte ihn in den Garten am Hauſe, hier glaubte er wieder an den verworrenen Stimmen die Gegenwart des Volkes zu erkennen, und ſchob ſeinen Hut in die Augen, damit ihn Niemand erkennen möchte. Ein neuer Aufwärter frug ihn, was er verlange, und nannte ihm allerhand Leckereien her; unter andern eine Crême à la Jacques Delille. „Wie? rief Delille, Crême à la Jacques Delille! Was iſt denn das?“ „O, antwortete der falſche Aufwärter, das iſt eine köſtliche Crême, welche von dem berühmten Dichter Delille ihren Namen bekommen hat. Schon dieſer Name allein verſchafft uns einen großen Abſatz davon.“ Als er noch ſprach, ließ ſich eine Harfe hören, und dabei eine Stimme, die ein Lied von Jacques le maseur ſang. Dieſer Geburtsname Delille's machte den guten Greis auf's Neue ſtutzig; er horchte hin, und hörte nun auf die ſchmeichelhafteſte Art ſein glänzendes Dichterleben herſingen. Er ward bis zum Weinen gerührt, vermuthete nun aber, dieß müſſe zuvor veranſtaltet worden ſeyn. Man wollte ihm nichts mehr verhehlen, und entdeckte ihm, daß er ſich nicht in einem öffentlichen Garten, ſondern im Garten ſeines Freundes Picard mitten unter ſeinen Bekannten befinde, und mit ihnen geſpeiſt habe. Jeder nahm ſeine natürliche Stimme wieder an, und gab ſich ihm zu erkennen.

„Ach Gott! ſagte der bewegte Greis: ſo viele Leute, um einen armen Greis zu vergnügen! Wie ſoll ich Ihnen das vergüten!“ Nun ward das Geſpräch allgemein. Delille ward fröhlich, und erſt als der Abend herannahte, trennte er ſich von der liebenswürdigen Geſellſchaft, nachdem er ihr herzlich für die ihm gemachte Freude gedankt hatte.

24.

Die Tänzerinnen.

Der berühmte Komponiſt Gretry (geboren zu Lüttich 1741, geſtorben zu Ermenonville unfern Paris in der ſogenannten Eremitage, welche einſt Rouſſeau bewohnte 1813,) erzählt in den Memoiren über ſein Leben, die er 1790 herausgab, folgenden Vorfall:

Unter den verſchiedenen Ereigniſſen meines Lebens hat folgendes den tiefſten und erſchütterndſten Eindruck auf mich gemacht. Meine drei Töchter, damals in ihrem fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebenzehnten Lebensjahre, befanden ſich auf einer Winter-Soirée bei einer mir befreundeten Dame. Als ich nach beendigter Vorſtellung im italieniſchen Theater in den Geſellſchaftsſaal trat, um meine Töchter abzuholen, fand ich ſie tanzend, durch die Grazie ihrer Bewegungen Aller Blicke auf ſich ziehend, und ihre Mutter berauſcht von den Huldigungen, welche ihnen zu Theil wurden. Nicht ferne von mir, im Hintergrunde des Salons, ſtand ein Mann von finſterem Aeußern, der mit ernſten unverwandten Blicken meine Kinder betrachtete. Das allgemeine Intereſſe, welches ſie durch ihr anmuthiges

Weſen und ihren gefälligen Anſtand erweckten, ſchien ihn nicht zu berühren; er ſah fortwährend finſter, und ſich plötzlich gegen mich wendend ſagte er: „Kennen Sie vielleicht die drei hübſchen jungen Mädchen?“

Obwohl ich hinreichende Veranlaſſung hatte, mich als Vater zu erkennen zu geben, ſo verſchwieg ich dieß Verhältniß doch, ich weiß nicht recht warum, und antwortete: „Ich glaube, mein Herr, daß es Schweſtern ſind.“

„Das glaub' ich auch, ſagte er; ſchon ſeit geraumer Zeit ſeh' ich ihnen zu, denn es mögen jetzt wohl zwei Stunden ſeyn, daß ſie unausgeſetzt tanzen. Bemerken Sie wohl, welcher Beifall ihnen von allen Seiten gezollt wird, wie ſie von Jugendglanz und Liebreitz ſtrahlen?“

Mein Vaterherz klopfte bei dieſen Worten vor Entzücken; ich war im Begriff mich zu verrathen, als der Unbekannte mit lakoniſcher Kälte hinzufügte: „In drei Jahren, mein Herr, wird keines von dieſen Mädchen mehr am Leben ſeyn.“ Der prophetiſche Ton, mit dem er dieſe Worte ausſprach, machte mich erbeben. Hierauf entfernte ſich der Fremde; ich wollte ihm folgen, aber wie feſt gebannt konnt' ich nicht von der Stelle. Vergeblich erkundigte ich mich bei mehreren Perſonen nach ſeinem Namen; man wußte nur ſo viel, daß er ein Schüler Lavaters ſey. Der Entſetzliche hatte nur zu wahr geſprochen; drei Jahre ſpäter hatte ich keine Kinder mehr!

25.

Der Profeſſor und die Studenten.

Profeſſor . . . in . . . hatte ſein Zinsgetreide erhalten, aber nicht gleich abladen, ſondern in den Hof fahren laſſen. Hier bemerkten es einige froh gelaunte, auch kraftvolle und unternehmende Studenten, und waren den Augenblick eins, dem Profeſſor mit dem Wagen eine heimliche Freude zu machen. Der Hof des Hauſes, wo ſie wohnten, ſtand mit dem des Profeſſors durch eine Thüre in Verbindung, wozu ſie den Schlüſſel hatten. Des Letztern kleines und winklichtes Auditorium im Hintergebäude war nie verſchloſſen; denn, wer würde an alten Stühlen und leeren Tafeln ſich vergriffen haben? Hieher ſchafften die Studenten, als Finſterniß das Erdreich und Dunkel die Völker bedeckte, erſt die vollen Kornſäcke, zerlegten dann den Wagen, ſchafften die Bretter und Räder einzeln in den Hörſaal, ſetzten ſie hier wieder zuſammen, luden darauf das geſammte Zinsgetreide, und verſahen dann das ſchwarze Brett mit einem unbändig großen Anſchlage des Inhalts:

„Prof. . . . wird heute ſeinen verehrten Auditoren mechaniſche Experimente zeigen, und unter andern lehren, wie ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, d. h. wie man große Körper unverſehrt durch kleine Oeffnungen bringen könne.“

Prof. . . ., der ſeit Menſchengedenken nur Hebraica und Graeca geleſen hatte, auf einmal mit mechaniſchen Experimenten auftretend, mußte natürlich Aufſehn erregen. Schaarenweiſe und erwartungsvoll ſtrömte das Studentenvölkchen dem Hörſaale zu, und fand beim Eintritte natürlich das Räthſel gelöſet. Alles lachte, niemand aber ging fort, denn Jeder wollte

den angekündigten Mechanikus erwarten. Der Profeſſor, welcher bis auf die letzte Minute ſich eifrig auf ſein Hebraicum präparirte, und in der Regel nicht ein Dutzend Zuhörer hatte, war nicht wenig erſtaunt, als ihm ſeine Gattin berichtete, daß heute eine Menge Zuhörer in's Haus ſtröme. Mit freudiger Erwartung, gleich den Studenten, begab auch er ſich endlich nach dem vollen Hörſaale.

Bis an die Treppe ſtanden dießmal die Zuhörer. Schmunzelnd und ſich vielfach verneigend ging der Profeſſor durch die mühſam geöffneten Reihen, und blickte in einer Art von Betäubung nicht eher um ſich, als bis er den Katheder erreicht hatte. Nun erblickte er den Wagen und konnte ſich das Räthſel löſen. Erbittert eröffnete er dieſesmal ſeinen Jeſajas mit den Worten: „Ihr Lotterbuben u. ſ. w.“

Im Augenblicke verſchwanden lachend die Zuhörer, und Niemand verblieb im Hörſaale, als — der Profeſſor und der Wagen.

26.

Folgen der Lottoſucht.

Zu B** in Weſtpreußen lebte ein ſchon bejahrter Mann als Rendant der dortigen anſehnlichen Provinzialkaſſe. Er war wegen ſeiner Kenntniſſe im Rechnungsweſen nicht nur, ſondern auch wegen ſeiner erprobten Genauigkeit und Ordnungsliebe zu dieſer Stelle befördert worden. Bei ſeinem anſehnlichen Gehalte lebte er, der ein Hausvater war, ſehr beſchränkt, und hatte kein koſtſpieliges Steckenpferd. Sein einziger Aufwand

beſtand darin, daß er Abends, wenn ſeine Dienſtgeſchäfte beendet waren, eine Reſource beſuchte, dort eine Flaſche Bier trank, und ein frugales Abendeſſen, das nur wenige Groſchen koſtete, verzehrte. Er galt allgemein für einen Mann, deſſen Sparſamkeit faſt die Grenze des Geitzes berührte. Er genoß daher auf ſeinem Poſten das volle Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten, und ſelbſt der in der entfernten Reſidenz lebende Chef des Departements, der Staatsminiſter v. G., achtete ihn als einen Beamten von erprobter Rechtlichkeit. Deſſen ungeachtet wurde an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten eine unmittelbare Denunciation wider dieſen Rendanten eingereicht, worin man ihn großer Kaſſendefecte beſchuldigte.

Der König fertigte dieſe Denunciation dem Miniſter v. G. mittelſt einer Kabinetsordre zu, worin er ihm auftrug, ſogleich eine genaue Unterſuchung darüber zu veranlaſſen, und ihm von dem Erfolg Bericht zu erſtatten. Den Miniſter befremdete dieß nicht wenig, denn eine ſolche Unterſuchung ſtand mit den Zeugniſſen, die der Rendant fortdauernd von ſeinen Vorgeſetzten erhalten hatte, mit der eingezogenen Lebensweiſe deſſelben, und mit den Dechargen der oberſten Rechnungsbehörden in geradem Widerſpruch, da letztere die Kaſſenverwaltung des Denunciaten für muſterhaft erklärt hatten. Um indeſſen recht genau und gewiſſenhaft dem Befehle des Königs zu genügen, beſchloß der Miniſter ſelbſt nach B** zu reiſen, und ſich der Kaſſen-Reviſion mit einem im Kaſſen- und Rechnungsweſen vorzüglich erfahrnen Offizianten ſeines Departements zu unterziehen. Ganz unerwartet traf er des Abends an dem Orte ſeiner Beſtimmung ein, und ſogleich am folgenden Morgen früh ſchickte er zu dem Rendanten, und ließ ihn zu ſich beſcheiden.

Der Rendant erſchien. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln bei ſolchen Beſuchen ſagte der Miniſter zu ihm: „Ich muß Ihnen nur ſagen, Herr Rendant, daß ich lediglich Ihretwegen dieſe weite Reiſe gemacht habe.“ Der Rendant ſtutzte. „Ein lichtſcheuer Verleumder, fuhr der Miniſter fort, hat Sie bei des Königs Majeſtät anonym eines Kaſſendefects beſchuldigt, und ich habe von ſeiner Majeſtät unmittelbar den Auftrag erhalten, die Sache auf das Genaueſte zu unterſuchen. Ich bin überzeugt, daß Ihnen zu viel geſchieht, aber um einen evidenten Beweis von Ihrer Unſchuld zu erhalten, werden Sie mit mir und einem mitgebrachten Rathe ſogleich nach der Kaſſe gehen, und uns die Bücher vorlegen und die Beſtände vorzeigen.“

Der Rendant war zwar erſchrocken und ängſtlich, indeß ſchob er dieß, nachdem er ſich in etwas gefaßt hatte, auf Rechnung der Ueberraſchung, die ihm eine ſolche Denunciation verurſacht habe, und ſuchte weiter keine Ausflüchte, dieſe Reviſion zu verzögern. Der Miniſter, ſein Begleiter und der Rendant begaben ſich unverzüglich nach der Kaſſe. Der Letztere legte die ſämmtlichen Bücher vor; man fand alles in der größten Ordnung. Nun wurden die Kaſſen und Schränke, in welchen ſich die baaren Beſtände befanden, aufgeſchloſſen. „Hier iſt Silbergeld, ſagte der Rendant; hier ſind die Goldrollen.“ Der Miniſter griff auf's Gerathewohl nach ein Paar Beuteln mit Silbergeld. Sie wurden in ſeiner Gegenwart entſiegelt und geöffnet. Man fand die bezeichneten Münzſorten, und beim Ueberzählen fehlte nicht das Mindeſte. Eben ſo nahm der Miniſter einige Goldrollen. Er zerbrach ſie, und es befanden ſich darin die bemerkten Goldſtücke vollzählig. Es wurde darüber eine Verhandlung aufgenommen,

und der Miniſter ſagte zu dem Rendanten: „Ich hab' es mir gleich gedacht, daß nichts bei der Unterſuchung herauskommen würde. Ein heimtückiſcher Feind hat Ihnen ſchaden wollen, aber er hat ſeinen Zweck verfehlt. Sie ſind völlig gerechtfertiget, und ich werde dieß zu Ihrer Ehre Seiner Majeſtät berichten.“ Der Miniſter reiſete wieder fort, ſtattete hierauf ſeinen Bericht ab, und dieſer Vorfall trug noch mehr dazu bei, den Rendanten in dem Vertrauen ſeiner Obern zu befeſtigen.

Bald darauf brach im Jahr 1794 die Inſurrektion in Polen und den ehemals dazu gehörigen Provinzen aus. Man hielt die königlichen Kaſſen in der dortigen Gegend nicht mehr für ſicher, und ein dort kommandirender General bekam Befehl, ſie in Empfang zu nehmen, und unter ſicherer Eſkorte nach der Reſidenz transportiren zu laſſen. Dieſem Befehl zufolge mußte nun auch der Rendant zu B** die ſämmtlichen Kaſſenbücher nebſt den Beſtänden, gehörig verpackt, abliefern. Er that dieß. Den Tag darauf vermißte man ihn, und nach einiger Zeit fand man ihn im Waſſerkanal, wo er ſich ſelbſt hineingeſtürzt hatte.

Jedermann erſtaunte über dieſen Selbſtmord, und konnte ſich die Veranlaſſung dazu nicht erklären. Es ergaben ſich aber, als die Kaſſe an Ort und Stelle gebracht und ausgeſchüttet wurde, ſehr große Defecte, denn man fand viele Rollen und Kaſſenbeutel, ſtatt mit Gold und Silber, mit Bleiſtücken angefüllt, wodurch er die Reviſoren immer getäuſcht hatte. Schon bei der Anweſenheit des Miniſters war dieß der Fall geweſen, und durch ein ſonderbares Ungefähr hatte dieſer gerade Rollen mit Goldſtücken und Beutel mit Silbermünzen ergriffen. Wäre dieß Ereigniß nicht eingetreten, ſo würde der Rendant unfehlbar ſeine treuloſe Spiegelfech-

Bayerische Staatsbibliothek München

terei noch länger getrieben haben. Lediglich die Begierde reich zu werden, hatte ihn zu dieſem Verbrechen verleitet; er hatte ſich leidenſchaftlich dem Lottoſpiel ergeben, und dieß immer geſteigert, aber dabei die Vorſicht gebraucht, bei keinem Lotterie-Einnehmer ſeines Wohnorts, ſondern bei auswärtigen zu ſpielen. Nach ſeinem Tode machte ſich ſein anonymer Denunciant kund; es war ein Lotto-Einnehmer, bei dem er ſeit Jahren beſtändig Looſe genommen und ſehr große Summen verſpielt hatte, ohne nur je einen bedeutenden Gewinn zu machen. „Ich ahnete nichts Gutes, ſagte er, aber da ich meinen Argwohn mit nichts beweiſen konnte, ſo wagte ich es nicht, mich namhaft zu machen.“

27.

Der uneigennützige Tonſetzer.

Mozart war ſehr uneigennützig, und wußte den Werth des Geldes ſehr wenig zu ſchätzen. Daher kam es, daß er für ſeine Klavierſtücke bei weitem nicht ſo viel einnahm, als man glauben ſollte; ja die meiſten derſelben trugen ihm nicht einen Kreutzer ein. Er ſchrieb ſie aus Gefälligkeit gegen Bekannte, die etwas Eigenhändiges, und zwar zu ihrem Gebrauch, von ihm haben wollten. Aus dem Letztern kann man ſich erklären, warum nicht wenige von ſeinen Kompoſitionen, beſonders unter ſeinen Soloklavierſachen, ſeiner unwürdig ſind. Er mußte ſich, wenn er befriedigen wollte, nach der Faſſungskraft, nach der Liebhaberei, nach den Fähigkeiten und Fingerfertigkeiten derer richten, für die

er hinwarf. Es wußten ſich dann ehrloſe Muſikalienhändler Abſchriften zu verſchaffen, druckten, ohne Mozarten zu fragen, friſch ab, und machten die einträglichſten Geſchäfte, ohne dem zu danken, dem ſie ihr Einkommen ſchuldig waren.

Einſt kam ein Freund zu Mozart, und ſagte zu ihm: „Der A — hat wieder eine Partie Variationen für's Klavier von Ihnen gedruckt. Wiſſen Sie davon?"

Mozart. Nein.

Freund. Warum legen Sie ihm aber nicht das Handwerk?

Moz. Ei, was ſoll man viel Redens machen? Er iſt ein Lump!

Fr. Es iſt aber hier nicht blos um das Geld, ſondern auch um Ihre Ehre zu thun.

Moz. Nun — wer mich nach ſolchen Bagatellen beurtheilt, iſt auch ein Lump! Nichts mehr davon!

Ein Schauſpieldirektor war theils durch eigene Schuld, theils durch Mangel an Unterſtützung des Publikums, ganz herabgekommen. Halb verzweifelt kam er zu Mozart, erzählte ſeine Umſtände und ſchloß damit, daß nur Er ihn retten könne.

„Ich?" ſagte Mozart. „Womit?"

Direktor. Schreiben Sie eine Oper für mich, ganz im Geſchmack des heutigen **er Publikums. Sie können dabei dem Kenner und Ihrem Ruhme auch das Ihrige geben, aber ſorgen Sie vornehmlich auch für die niedrigern Menſchen aller Stände. Ich will Ihnen den Text beſorgen, will Dekorationen ſchaffen, u. ſ. w. Alles, wie man's jetzt haben will.

Moz. Gut, ich will's übernehmen.

Dir. Was verlangen Sie Honorarium?

Moz. Sie haben ja nichts! Nun, wir wollen's ſo machen. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine

Partitur; geben Sie mir dafür, was Sie können und wollen; aber unter der Bedingung, daß Sie mir dafür ſtehen, daß ſie nicht abgeſchrieben werde. Macht die Oper Aufſehen, ſo verkaufe ich ſie an andere Direktionen. So wird Ihnen geholfen, und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen.

Der Theaterdirektor ſchloß den Vertrag mit Entzücken und mit den heiligſten Betheurungen. Mozart ſchrieb emſig, gut und ganz nach dem Willen des Mannes. Man gab die Oper; der Zulauf war groß, ihr Ruf flog in Deutſchland umher, und nach wenigen Wochen gab man ſie ſchon auf auswärtigen Theatern, ohne daß ein einziges die Partitur von Mozarten erhalten hatte. Der Theaterdirektor hatte ſie dorthin verkauft.

Bei einer der Sonntagsmuſiken, die bei Mozart gehalten wurden, war ein polniſcher Graf zugegen, der über ein neues Quintett mit Blasinſtrumenten und Klavier, ſo wie alle Zuhörer, auf's Höchſte entzückt wurde. Der Graf bezeugte Mozarten dieſes und äußerte den Wunſch, daß er gelegentlich ein Terzett für die Flöte für ihn komponiren möchte. Mozart verſprach, es gelegentlich thun zu wollen. Der Graf ſchickte Mozarten, ſobald er nach Hauſe kam, hundert halbe Souveraind'or's (333 Kaiſergulden), mit einem ſehr verbindlichen Billet, das nur wiederholte Dankſagungen für das genoſſene Vergnügen enthielt, und das beikommende Geld für einen bloßen Tribut der Bewunderung, für eine gütige Erkenntlichkeit gegen Mozart's ihm bewieſene Höflichkeit, ausgab.

Mozart war erkenntlich, und ſchickte dem Grafen die Original-Partitur des erwähnten Quintetts, wozu er, da das Geld ohne Bedingung eines Gegengeſchenks geſendet worden, keineswegs verbunden war,

und erzählte ſeinen Freunden mit Rührung das ſchöne Verfahren des Grafen. Der Graf verreiſte, kam nach einem Jahre wieder zu Mozarten, und fragte nach ſeinem Terzette. Mozart entſchuldigte, daß er nicht ſogleich dienen konnte, damit, daß er ſich noch nicht ſo aufgelegt gefühlt hätte, um etwas zu komponiren, das des Grafen würdig wäre. Der Graf erwiederte: „So mögen Sie ſich jetzt aufgelegt fühlen, mir die hundert Souveraind'or's, die ich Ihnen dafür vorausbezahlte, wieder zu geben.“ — Mozart gab ihm das Geld. Der Graf nahm es, behielt die Original-Partitur, und einige Zeit darauf erſchien das Quintett als Klavier-Quartett mit Begleitung einer Geige, Bratſche und Violoncell, ohne Mozart's Wiſſen.

Mozart ließ ſich nicht durch Undankbarkeit von weitern Dienſten und Gefälligkeiten abhalten; kaum Minuten lang wurde er darüber unwillig. Als er die Betrügerei des Theaterdirektors, von dem oben die Rede war, erfuhr, ſagte er weiter nichts, als: „der Lump,“ — und damit war es vergeſſen. — Ein Anderer, der vermöge ſeines Amts jährlich zwölf Violinduette liefern mußte, verlor die Luſt und die Ideen, die zwei letzten zu ſchreiben. Er bat Mozarten um die Gefälligkeit, ihm auszuhelfen. Mozart ſchrieb die fehlenden Duette ſogleich. Auch ſie wurden nach etlichen Jahren ohne ſein Wiſſen als Mozartiſche Arbeiten bekannt gemacht, und doch diente er dem Manne ſpäterhin noch einmal.

28.

Vatermord.

In England gerieth ein Mann in Verdacht, ſeinen eigenen Vater ermordet zu haben. Er wurde ver-

haftet, vor Gericht gezogen, und auf die Ausſage ſei- ner Schweſter zum Tode verurtheilt. Die Letztere ließ ſich beim Zeugenverhör vernehmen, wie folgt:

Ihr Vater habe ein kleines Eigenthum gehabt, von dem er, nebſt ſeinem übrigen Verdienſt, ganz be- quem hätte leben können. Ihr Bruder, der geſetzmäßige Erbe der Grundſtücke, habe aber ſchon lange den Wunſch geäußert, in den Beſitz des Vermögens ſeines Vaters zu kommen. Wahrſcheinlich aus dieſem Grunde, und damit der Greis ſich zu Tode grämen möchte, habe er ſich in hohem Grade ungehorſam und widerſpenſtig gegen denſelben betragen. An dem Abende, an wel- chem der Mord verübt worden, ſey der Verſtorbene aus dem Hauſe gegangen, um in einem nicht weit ent- fernten Stalle eine Kuh zu melken. Auch ſie ſey an jenem Abende ausgegangen, um eine Freundin zu be- ſuchen und die Nacht bei dieſer zuzubringen. Ihr Bru- der allein ſey zu Hauſe geblieben. Am andern Mor- gen, da ſie bei ihrer Rückkehr weder den Vater noch den Bruder angetroffen, ſey ſie ſehr erſchrocken gewe- ſen, und habe einige Nachbarn herbeigerufen, um ſich mit ihnen zu berathen. In Begleitung derſelben ſey ſie nach dem Kuhſtalle gegangen, wo ſie ihren Vater auf die unmenſchlichſte Weiſe ermordet gefunden habe, in- dem ſein Haupt faſt ganz zerſchmettert geweſen wäre. Man habe gleich Verdacht gegen ihren Bruder geſchöpft, und da der Boden mit etwas Schnee bedeckt geweſen ſey, in dem man Fußſtapfen zu und von dem Stalle geſehen, ſo wäre man übereingekommen, einen von ih- res Bruders Schuhen zu nehmen, um zu ſehen, ob die- ſer genau in die Schneeſpuren paſſe — und leider ſey dieß der Fall geweſen. Hierauf wären ſie ſogleich nach der Kammer des Gefangenen gegangen, und nach flei- ßigem Suchen hätten ſie in einem geheimen Schieb-

ſache einen Hammer gefunden, an welchem nicht nur einige Tropfen Blut, ſondern auch in einem Riß in dem Stiele etwas Gehirn geklebt habe.

Dieſe ganze Auſſage, in ſofern ſie das Finden des Erſchlagenen und des Hammers betraf, wurde von den Nachbarn, welche die Anklägerin herbeigerufen hatte, eidlich bekräftiget. Nach dieſen Anzeichen ſprachen die Richter das Schuldig aus, und der Gefangene wurde zum Tode verurtheilt, ob er gleich die That bis zu ſeinem letzten Augenblicke beharrlich läugnete.

Ungefähr vier Jahre nachher wurde die Anklägerin krank. Da ſie ihr nahes Ende vorher ſah, geſtand ſie, daß ſie, von Vater und Bruder beleidiget, beſchloſſen habe, beide aus der Welt zu ſchaffen. Sie ſey daher dem Erſtern, mit dem Hammer und in den Schuhen ihres Bruders, in den Stall gefolgt, habe ihm die Hirnſchaale eingeſchlagen, und den Hammer dahin gelegt, wo man ihn gefunden hätte. Ihr Bruder ſey übrigens ganz unſchuldig an der That geweſen, für welche er habe büßen müßen. Das abſcheuliche Weib wurde ſogleich gefänglich eingezogen, ſtarb aber, ehe es vor Gericht gebracht werden konnte.

29.

Ein Mörder, der ſich ſelbſt entdeckt.

In einem kleinen niederſächſiſchen Landſtädtchen ward ein ziemlich wohlhabender Schuhmachermeiſter, während der Abweſenheit ſeiner Familie, ermordet. Eine für die Umſtände des Mannes nicht unbeträchtliche

Summe, in einem Wandſchranke aufbewahrt, war dabei geraubt worden, ſo daß ſich deutlich ergab, der Mord ſey aus Raubluſt verübt worden. Der Ermordete war ganz allein im Hauſe geweſen, weil wegen des Sonntags auch ſeine Geſellen ſich ein Vergnügen machten; das Haus lag ſehr einſam am äußerſten Ende des Städtchens, umgeben von einem Garten, der mehrere Zugänge, auch einen von der großen Heerſtraße, hatte. Der Thäter war daher ſchwer auszumitteln, ſo große Mühe man ſich auch gab, ihm auf die Spur zu kommen. Zwar nahm man die Geſellen feſt, auf die ein Verdacht fallen konnte, obgleich ſie nicht im Hauſe geweſen waren; aber ſie konnten ſämmtlich mehrere Orte anzeigen, wo ſie den Tag über ſich aufgehalten hatten, und da es an hinreichenden Beweiſen gegen ſie fehlte, gab man ſie nach und nach, wiewohl nicht ohne ſtärkern Verdacht gegen Einen von ihnen, bei dem man mehr Geld fand, als man bei ihm vermuthet hatte, frei. Er wies einen Brief vor, worin ſeine Mutter ihm verſprach, ihm eine kleine Summe von ihrem Erſparten zu ſchicken, und die betrübte Wittwe des Ermordeten erinnerte ſich ſelbſt, daß er mit der Poſt etwas Geld empfangen habe. Man konnte ihn mit Fug nicht länger gefangen halten, und die Wittwe entſchloß ſich ſogar, da er ein ſehr geſchickter und fleißiger Arbeiter war, ihn in ihrem Geſchäfte bei ſich zu behalten. Er arbeitete alſo mit mehreren andern Geſellen nach wie vor bei ihr, und ſie hatte durchaus keine Klage gegen ihn zu führen. An einem Morgen ſaß er ſo mit den Andern; einer der Mitgeſellen hatte ihm ſeinen Hammer genommen, und er verlangte ihn zurück. Dieſer ſagte, ihm einen andern reichend, der in einem Breterborte ſtack, worein die Schuhmacher ihre Geräthſchaften zu ſtecken pflegen: „Hier iſt ein anderer Ham-

mer.“ Der Geſell ſah den Hammer an, erbleichte, und brach, wie mit ſich ſelbſt ſprechend, in die Worte aus: „Den kann ich ja nicht nehmen, denn mit dem hab' ich den Meiſter erſchlagen.“ — Starres Entſetzen feſſelte die Anweſenden; dann ſprang man hinzu und ergriff den Erſchrockenen, der erſt jetzt inne ward, daß er ſich ſelbſt verrathen habe. Er ließ ſich geduldig gefangen nehmen, und geſtand dem Richter ſogleich ſein Verbrechen, da Läugnen ihm nichts mehr helfen konnte.

30.

Der Menſchenſchlächter.

Niemals hat die ruſſiſche Armee einen ſtrengern und grauſamern Anführer gehabt, als den Fürſten Potemkin, den Liebling der Kaiſerin Katharina der Zweiten. Krankheiten unter den Soldaten, ſchlechte Witterung, Mangel an Lebensmitteln hinderten ihn nicht, gezwungene Märſche anzubefehlen. Kein General durfte ſich unterſtehen, nur ein Haar breit von ſeiner Ordre abzuweichen, wenn auch die Natur ſelber vor deren Vollziehung ſchauderte. Dem Fürſten Repnin begegnete dieſes, als er den ausdrücklichen Befehl von Potemkin erhielt, Iſmailow am ſiebenzehnten December 1790 mit Sturm einzunehmen, und keinem Türken Pardon zu geben. Obgleich den Ruſſen zweimal der Sturm von den Türken abgeſchlagen wurde, ſo mußte der General Suwarow ihn doch zum drittenmal erneuern, wodurch die Feſtung genommen, und die aus achtzehntauſend Mann beſtehende Beſatzung

nebſt allen Einwohnern, bis auf den Kommandanten und einige Paſcha's, niedergehauen ward.

Zu dieſer empörenden Greuelthat ſoll Potemkin — durch eine Galanterie veranlaßt worden ſeyn. Eine ſchöne polniſche Fürſtin machte ihm in Jaſſy einen Beſuch, und als ſie des Abends bei ihm ſpeiste, fiel die Unterredung am Ende der Mahlzeit auf die Belagerung der Feſtung Iſmail. Die Fürſtin ſchien an ihrer Einnahme zu zweifeln, weil der Großvezier mit hundert und fünfzigtauſend Mann nur zwei bis drei Tagreiſen davon entfernt war.

Potemkin, über den Zweifel der Dame empfindlich, rief aus: „Immerhin, Madame! Ich ſteh' Ihnen dafür, in zweimal vierundzwanzig Stunden iſt die Feſtung erobert. Aber zuvor dieß geſchieht, muß ich mit einer Dame eine Wette eingehen, denn dieſe bringt mir Glück." — „Fürſt, antwortete die Dame, wenn Sie Iſmail mit Sturm einnehmen wollten, würden Sie ſehr viele Leute aufzuopfern genöthigt ſeyn." — „Kleinigkeit, erwiederte Potemkin, Rußland hat Menſchen genug." — Die Dame ging die Wette ein, und Potemkin gewann ſie. Siebentauſend Ruſſen nach ihrer Angabe, vielleicht ſiebenzehntauſend der Wahrheit nach, und ſiebenundzwanzigtauſend Türken kamen vor und in dieſer Feſtung um. Das ſind vierundvierzigtauſend Menſchen, die Potemkin erwürgen ließ, — um die Gunſt einer ſchönen Prinzeſſin zu gewinnen.

31.

Unglücklicher Kampf.

Im Jahre 1792 wurden bei einem Feſte zu Liſſabon auch Stierkämpfe angeordnet. Ein Neger hatte wenige Tage zuvor zugeſehen, und machte ſich verbindlich, das wüthendſte und furchtbarſte dieſer Thiere eher zu ermüden als zu tödten; überdieß wollte er, während des ganzen Kampfes, nur einen Dolch als Waffe haben, den er erſt beim Schluß benutzen würde.

Allgemeines Gelächter erfolgte auf dieſen Vorſchlag; man geſtattete aber den Verſuch, um nur das Vergnügen zu genießen, einen Neger von einem wüthenden Stiere todtſtampfen zu ſehen. Der Schwarze erſchien in der Arena, und verneigte ſich gegen die Zuſchauer, die ihm durch Ziſchen und Verwünſchungen antworteten.

Als man den Stier einließ, verſuchte der Neger erſt deſſen Aufmerkſamkeit durch Zuſammenklatſchen der Hände und nachahmendes Gebrüll auf ſich zu ziehen; es glückte ihm auch vortrefflich, und das ſchnell wüthend gemachte Thier rannte mehrmals auf ihn los. Sein geſchicktes Ausweichen mußte es natürlich nur noch mehr aufbringen. Nachdem er die Anweſenden eine Zeit lang ſo unterhalten hatte, empfing er den vollen Anlauf des Stiers auf ſeiner Bruſt, wand die Arme um deſſen Hörner, und indem er ſich überſchlug, ſaß er im Nu auf des Thieres Rücken, das mit verzweifelten Sätzen hin und her ſprang. —

So ſehr nun aber vorher das Publikum gegen ihn geſtimmt war, ſo ſehr ward es jetzt für ihn eingenommen, und von allen Seiten ertönten nur Vivats und Bravos.

Der Stier, wie der Neger verſprochen hatte,

ermüdete, viele Stimmen begannen ſchon „baſta“ zu rufen, und der Siegende ſtreckte ſeinen Gegner mit einem einzigen Dolchſtoß zu Boden und ſprang von ſeinem Sitze herab. Jetzt regnete ein dichter Goldhagel in die Arena, und eines überbot das andere an Freigebigkeit. Der Neger aber, der vor dem Stier ſaß, hatte eine Hand ruhig über eines von deſſen Hörnern gelegt, und ſchien nicht zu wiſſen, was um ihn vorging. Indem ſprang das todtgeglaubte Thier von neuem und zum letzten Male auf. — Es zeigte ſein Ende an, aber auch das des kühnen Siegers, denn mit von dem Horne, worauf ſeine Hand lag, durchbohrtem Herzen, ſank er neben dem hinſtürzenden Thiere nieder.

32.

Beſtrafte Angeberei.

Als der General Pichegrü nach Maſtricht kam, ſuchte er ſeine Truppen, ſo gut es ſich thun ließ, dort einzuquartieren. Ein ſehr reicher, vom Schwindel der Revolution ergriffener, hämiſcher und geiziger Kaufmann ging gleich zu Pichegrü und händigte ihm ein Verzeichniß der dortigen Oraniſchgeſinnten Einwohner ein, bei welchen zwar Soldaten einquartiert waren, aber ſeiner Meinung nach nicht genug, um ſie für die Anhänglichkeit an das Haus Oranien recht büßen zu laſſen.

„Die Nachricht iſt mir recht angenehm, ſagte Pichegrü: Sie haben doch auch Einquartierung, Bürger?“

Bürger. Allerdings, Herr General.

Pichegrü. Wie viel Mann?

Bürger. Vier.

Pichegrü. Es iſt gut.

Der Angeber entfernte ſich. Kaum war er wieder in ſeiner Wohnung, ſo erſchienen noch vierzig Mann, die bei ihm Quartier verlangten. Er beſah die Einquartierungszettel und wollte ſeinen Augen nicht trauen. Spornſtreichs lief er wieder zu Pichegrü, und, vorgelaſſen, ſagte er zu ihm: „Herr General, nothwendig muß ein Irthum bei dem Einquartierungs-Bureau ſtatt gefunden haben. Außer den vier Mann, die man mir eingelegt, kommen nun noch vierzig mit Einquartierungs-Zetteln, auf mich lautend, in mein Haus geſtürmt.

„Nein, dabei waltet kein Irthum ob, antwortete Pichegrü kalt und ernſt, ich habe meine Soldaten von den verwünſchten Oraniſchgeſinnten wegnehmen laſſen, denn dort hätten ſie es unſtreitig nicht zum Beſten gehabt, und ſie bei einem Patrioten, wie Sie ſind, unterbringen laſſen; Sie werden meine Leute gewiß recht gut und reichlich verpflegen. Sehen Sie zu, Bürger, ob Sie nicht noch doppelt ſo viel in Ihrem Hauſe aufnehmen können, das ſollte mir viel Vergnügen machen.“

Beſchämt mußte ſich der Kaufmann entfernen, und ſich der ſtarken Einquartierung geduldig unterwerfen.

33.

Rettung und Dank.

Bei einem franzöſiſchen Regimente, das 178— in Lyon einrückte, befand ſich ein junger Militair, der wegen Krankheit im Wirthshauſe zurückbleiben mußte, als ſein Regiment weiter marſchirte. Er hatte wenig Geld

bei ſich, und die Koſten ſeiner Krankheit hatten ſeine kleine Baarſchaft bald erſchöpft. Seine hartherzige Wirthin ſchaffte ihn in eine Bodenkammer, wo ein Strohſack und ein Stuhl das ganze Geräthe ausmachten, und ein wenig Gerſtenſchleim ſeine einzige Nahrung war.

Im erſten Stockwerk des Hauſes wohnten zwei Genferinnen, Frau und Fräulein Agier, die ſich ihrer Geſundheit wegen eine zeitlang in Lyon aufhielten. Beide waren ſchon bejahrt, und Fräulein Agier beinahe fünfzig Jahre alt. Das Schickſal des jungen Kriegsmannes hatte die Theilnahme aller Hausgenoſſen erweckt, und auch Fräulein Agier erfuhr durch ihr Kammermädchen ſeine hülfloſe Lage und die Grauſamkeit der Wirthin, die ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, ihn in's Spital zu ſchicken. Es gelang dem Mädchen, ihre Gebieterin zur Theilnahme zu bewegen. Das Fräulein ließ ſogleich einen Arzt holen, erklärte ſich gegen die Wirthin bereit, alle Koſten der Verpflegung zu tragen, und verlangte, der Kranke ſollte ſogleich in ein bequemes Zimmer geſchafft werden.

Von nun an wurde die menſchenfreundliche Abigail die Pflegerin ihres Schützlings. Seine Krankheit, die durch Vernachläſſigung gefährlicher geworden war, hatte ihn ſo ſehr geſchwächt, daß er in der heftigſten Fieberhitze lag, als der Arzt erſchien, und während man ihn in ein anderes Gemach ſchaffte. Als er wieder zur Beſinnung gekommen war, wunderte er ſich nicht wenig über das wohleingerichtete Zimmer, in welchem er ſich befand. Er glaubte zu träumen. An ſeinem Bette ſaß ſeine treue Pflegerin, welche auf ſeine Frage blos antwortete, ein theilnehmender Freund hätte befohlen, ihn ſorgfältig zu pflegen. Tage und Wochen gingen vorüber, bis endlich der junge Kriegsmann, als er ſich

erholt hatte, dringender zu wiſſen wünſchte, wem er ſo viele Wohlthaten verdanke. Es war in ſeinen Zügen etwas, das Ehrerbietung, vielleicht Furcht erweckte, und die Kammerjungfer nannte ihre Gebieterin, und ſprach mit aller Schonung von dem traurigen Zuſtande, worin ſie ihn gefunden hatte. Der junge Mann wünſchte Fräulein Agier zu ſehen, um ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Er war noch nicht im Stande, das Bette zu verlaſſen, und durfte eben ſo wenig leſen, aber er war ſo weit hergeſtellt, daß er ſchon das Läſtige des einſamen Krankenlagers fühlte. Fräulein Agier gewährte ſeinen Wunſch und machte ihm einen Beſuch. Sie blieb nur einige Augenblicke, verſprach aber, bald wieder zu kommen, ihm auch einige Bücher nach ſeiner Wahl zu bringen, und erbot ſich, ihm vorzuleſen, bis es ihm erlaubt wäre, ſich ſelbſt mit Leſen zu unterhalten.

Der junge Krieger nahm den Vorſchlag freudig an; er wählte Turenne's Leben und ein Werk über Geometrie. Das Fräulein brachte täglich einige Stunden bei dem Kranken zu, der ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, und ſie oft mit Bemerkungen unterbrach, die immer verſtändig, und zuweilen ſehr überraſchend waren. Er ſchien nicht ſehr zutraulich zu ſeyn, und erſt nach einiger Zeit ließ er ſich einſt, als ob ſein kriegeriſcher Eifer ihn unwillkührlich hingeriſſen hätte, über ſeine Entwürfe aus. Das Fräulein hörte ihm lächelnd zu, und ſagte: „Ei ja, ich glaube es wohl, wir werden Sie bald als Oberſten begrüßen." — „Oberſt, erwiederte er faſt unwillig, nein General, vielleicht" — Er ſchwieg, als ob er erſchrocken wäre vor der Aeußerung, die er thun wollte, und vielleicht machte er ſich auch in ſeinem Innern einen Vorwurf über dasjenige, was er ſchon geſagt hatte. „Ich habe bis jetzt, hob

das Fräulein wieder an, Sie noch nie nach Ihrer Heimath und nach Ihrer Familie gefragt. Nach Ihrer Ausſprache muß ich Sie für einen Ausländer halten, obgleich Sie in einem franzöſiſchen Regimente dienen.“ — „Ich bin ein Korſe, antwortete der Soldat, und mein Name iſt Napoleon Bonaparte.“

Das Fräulein nahm von Tag zu Tag mehr Antheil an ihrem Pflegling, und als er völlig geneſen war, verſah ſie ihn mit Kleidung und dem nöthigen Reiſegelde. Beim Abſchiede von ſeiner Wohlthäterin war er ſehr bewegt. „Glauben Sie, ſprach er, ich werde nie vergeſſen, was ſie für mich gethan haben. Sie ſollen von mir hören.“ Er reiſte ab, das Fräulein aber ging mit ihrer Mutter nach Genf zurück.

Bonaparte’s Name wurde bald berühmt, und Fräulein Agier freute ſich über die glückliche Laufbahn ihres Schützlings, der ſie indeß gänzlich vergeſſen zu haben ſchien. Jahre vergingen, bis kurz vor der Schlacht bei Marengo Bonaparte durch Nyon im Waadtlande kam, wo er aber nur wenige Stunden ſich aufhalten konnte. Ein Adjutant kam nach Genf mit dem Auftrage, eine gewiſſe, ſehr alte und häßliche Agier aufzuſuchen und in’s Hauptquartier zu bringen. Der Adjutant fand das Fräulein. Sie war halb blind und ging nur ſelten aus, aber der Name ihres Helden ſchien ihr friſche Kraft zu geben, und ſie machte ſich ſogleich mit dem Adjutanten auf den Weg. Bonaparte erwartete ſie ungeduldig, und ritt ihr mit ſeinem Stabe bis Verſois entgegen. Als er den Wagen erblickte, ſprengte er voran, ſie zu begrüßen. „Sie ſehen hier meine Wohlthäterin, ſprach er zu ſeinen Begleitern, ihr verdanke ich mein Leben. Ich war von Allen verlaſſen, als ſie mir Beiſtand gab. Es iſt mein Glück und mein Stolz, ihr verpflichtet zu ſeyn, und ich werd’ es nie vergeſſen.“

Das

Das Fräulein brachte zwei Stunden bei Bonaparte im Gaſthofe zu Nyon zu, wo er von ſeinen Entwürfen mit ihr ſprach, und wie er in Lyon von ihr geſchieden war, ſagte er beim Abſchiede wieder: „Sie ſollen von mir hören.“

Von der Zeit an bis zu ſeiner Krönung empfing ſie nie wieder ein Zeichen ſeines Andenkens; vierzehn Tage vor dieſer Feierlichkeit aber erhielt ſie einen Beſuch vom General Hulin. Er bat ſie, mit ihm nach Paris zu reiſen, da Napoleon beſchloſſen hätte, ſie ſollte Zeugin ſeiner Herrlichkeit ſeyn. Der General hatte die genaueſten Weiſungen, und Fräulein Agier ſollte nichts mitnehmen, als was durchaus unentbehrlich auf der Reiſe wäre. Ihres hohen Alters und ihrer Kränklichkeit ungeachtet, reiſete ſie am folgenden Tage mit dem General ab. Bei ihrer Ankunft in Paris mußte ſie in einem Hauſe auf dem Carouſſel-Platze, den Tuilerien gegenüber, abſteigen. Sie fand eine Dienerſchaft in Napoleons Livree, ein vollkommen eingerichtetes Hausweſen, und der Inhalt wohlverſehener Kleiderſchränke bewies ihr, daß Napoleon ſich ſogar ihrer Lieblingsfarben erinnert hätte. Er hatte an alles gedacht, was ihr Vergnügen machen konnte. Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm. Außer den Koſten ihres Hausweſens, das er beſorgen ließ, erhielt ſie ein Jahrgeld von ſechstauſend Franken. Er zeigte ihr immer die ausgezeichnetſte Achtung, und zog ſie oft in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Nach ſeinem Falle verlor ſie ihr Haus und die übrigen Vortheile, die er ihr zugeſichert hatte. Man vermuthet indeſſen nicht ohne Grund, daß ſie von ſeinen Bevollmächtigten bis zu ihrem Tode 1822 ihr Jahrgeld regelmäßig erhalten habe. Daß ſie immer mit Enthuſiasmus, ja ſelbſt mit Begeiſterung von ihrem Helden geſprochen habe, läßt ſich denken.

34.

Der franzöſiſche Müller.

In der Gegend von Liegnitz lag nach dem Frieden von Tilſit ein junger franzöſiſcher Soldat bei einem der reichſten Mühlenbeſitzer im Quartier. Da ſein Aufenthalt hier länger als ein Jahr dauerte, ſo verwendete der junge Menſch ſeine Zeit vorzüglich auf die Erlernung der deutſchen Sprache und des Müllerhandwerks. In jener ſtand ihm die ausgezeichnet ſchöne Tochter des Hauſes, in dieſem der Vater bei. Bei ſeiner Gelehrigkeit und ſeinem Eifer brachte er es in beiden bald ſehr weit. Die Zeit erſchien endlich, wo das Regiment nach Spanien aufbrechen mußte. „Dich verliere ich ſehr ungern, ſagte der Müller, als er es erfuhr, du biſt ein durchaus braver und rechtſchaffener Burſche, kein Anderer wäre jemals mein Schwiegerſohn geworden, als du!“. Der Soldat horchte hoch auf, und meinte, daß er ſich, wenn das Ernſt ſey, alle Mühe geben würde, ſeinen Abſchied zu erhalten, ſobald das Regiment nach Paris käme. Er trennte ſich mit ſchwerem Herzen von dem Hauſe, wo es ihm ſo wohl gegangen, und wo er einem großen Glück ſo nahe geweſen war.

Es vergingen drei Monate, ehe der Müller und ſeine Tochter etwas von dem Soldaten erfuhren, ob er gleich verſprochen hatte, bald zu ſchreiben. Zu ihrer großen Freude erſchien er eines Abends unvermuthet ſelbſt. Mit vieler Mühe hatte er ſeinen Abſchied erhalten und kam jetzt, um in Schleſien zu leben und zu ſterben. In kurzer Zeit war er mit Hannchen verbunden, und der Vater übergab ihm die Mühle. Im Jahre 1813 hatte ihm ſeine Gattin bereits mit drei muntern Kindern beſchenkt. Er wurde in der ganzen Gegend ungemein geachtet und geliebt, indem er blos die Tugenden ſeines

alten Vaterlandes behalten, und ſie mit denen ſeines neuen Vaterlandes vereinigt hatte. Als ſich in dieſem Jahre Preußen gegen Frankreich erklärte, war er einer der eifrigſten Patrioten in Schleſien. Da die dortige Gegend nach der Schlacht bei Bautzen der Kriegsſchauplatz wurde, ſo leiſtete er ihr die erſprießlichſten Dienſte durch ſeine Mutterſprache. Keiner zeigte einen ſo wüthenden Haß gegen ſeine Nation, als er, und es ſchmerzte ihn ſehr, ihr ehedem angehört zu haben. Mancher Nachzügler und Plünderer fand unter ſeinen Händen den Tod, und er war allemal der Erſte und Muthigſte, der ſeine Nachbarn anführte, wenn ſich einzelne Schwärme franzöſiſchen Raubgeſindels dem Dorfe näherten. Ihm allein beinahe dankten die Einwohner die Verſchonung ihres Eigenthums in dieſer Schreckenszeit.

35.

Weibliche Aufopferung.

Als die verbündeten Mächte in dem Völkerkrieg gegen Frankreich über den Rhein gekommen waren, hatte ſich der wilde Geiſt der Inſurrektion über jene Gegend verbreitet. Auf allen Seiten waren die vordringenden Heerhaufen von Verräthern umlagert. Zahlloſe Schaaren durchſtreiften das Land nach allen Richtungen, und es mußten die ſtrengſten Mäßregeln dagegen ergriffen werden. Wer (gleichviel auf dem Verſuch oder der That) ertappt wurde, mußte durch den Strang oder die Kugel ſterben. Deſſen ungeachtet mehrte ſich von Tag zu Tag die Zahl dieſer unglücklichen Opfer einer mißverſtandenen Vaterlandsliebe.

Bei dem Heerhaufen des wackern Generals von K. wurde einſt in ſpäter Nacht ein junger Landmann eingebracht. Da man unwiderlegliche Beweiſe des Spionirens bei ihm vorfand, ſo fiel das Urtheil dahin aus, daß er des Morgens mit dem Früheſten erſchoſſen werden ſollte. Nicht lange darauf kam ſeine Frau, ein junges, reizendes Weib, mit einem kleinen lieblichen Kinde auf dem Arme, und bat, bei dem Feldherrn vorgelaſſen zu werden. Es geſchah, wie dieſer noch ſchlief, und man wird wohl denken, daß ſie nichts geſpart haben wird, den Feldherrn zur Begnadigung ihres Mannes zu bewegen; allein alle ihre Bitten und Vorſtellungen waren vergebens. Sie ſagte darauf mit einer ſcheinbaren Kälte, die den alten Krieger in Verwunderung ſetzte: da ihr Mann rettungslos verloren ſey, ſo bitte ſie ſich nur die Gnade aus, ihn noch einmal ſehen zu dürfen, um ſeinen Segen für ihr armes, bald vaterloſes Kind zu holen. Nach einigem Bedenken geſtand ihr der General dieſe Bitte zu, und kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, ſo erhielt er die Meldung, ſie habe den Unglücklichen, den man in eine Scheune verſperrt hatte, wieder verlaſſen.

Mit dem früheſten Morgen wurde der Arme zum Tode geführt Bei einer ſolchen Gelegenheit werden nicht viel Umſtände gemacht. Ein Detaſchement Füſeliers rückte mit einer halben Eskadron Kavallerie vor das Dorf, und ſchon war man zur Exekution bereit, als der General von K. zufällig dazu kam. Allein wie erſtaunte dieſer, als er in dem Todeskandidaten die Frau des Schuldigen erkannte! Schon hielt ſie das Tuch in der Hand, um ſich die Augen damit zu verbinden, als das „Halt!“ des Generals das wahrhaft ſchröcklich-ſchöne Räthſel löſte. Die ſeltene Heldin wurde, wie es zu erwarten war, mit einer väterlichen Lehre, die

ihre Augen mit Thränen füllte, nach der Heimath entlaſſen. Da ihr Mann ſpät Nachts eingebracht worden, und die Prozedur ſeiner Unterſuchung ſehr kurz war, ſo hatte man ihn nicht ſehr ſcharf ins Auge gefaßt, und dadurch war die Verwechslung erleichtert worden.

36.

Weiblicher Heldenmuth.

In dem Freiheitskampfe der Griechen gegen ihre Unterdrücker, zeichneten ſich beſonders die Bewohner der kleinen Inſel Ipſara, durch außerordentlichen Heldenmuth und Todesverachtung aus. In beider Hinſicht wetteiferten die Frauen mit den Männern.

Als die türkiſchen Horden die Inſel ſtürmten, floh eine Schaar Frauen, welche mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit gekämpft hatten, nach dem Geſtade des Meeres. Von der Menge uberwältigt, vertheidigten ſie ſich noch immer, und die Barbaren, über die Kühnheit eines Geſchlechts, welches ſie verachteten, in Erſtaunen geſetzt, trauten kaum ihren eigenen Augen. Unterdeſſen verdoppelten ſie ihre Anſtrengung; die Frauen von Ipſara, keine Hülfe mehr erwartend und kraftlos, dem Feinde länger zu widerſtehen, faſſen den greßherzigen Entſchluß, ſich durch einen freiwilligen Tod einer barbariſchen Mißhandlung zu entziehen. Sie drängen ſich am Ufer zuſammen; die Wogen ſchäumen um den Felſen, auf welchem ſie vereinigt ſind. Die Muſelmänner dringen vor und haben nur noch einen Schritt zu thun, um ihre Beute zu faſſen. Da werfen die Ipſariotinnen ihre Waffen weg, zeigen den lüſternen Türken ihren Schmuck

und Reichthum; in der einen Hand dieſen, in der andern ihre Kinder, ſtürzen ſie ſich mit dem Koſtbarſten und Theuerſten in die Tiefe des Meeres.

Während dieſer Schreckensſcene floh eine andere Schaar Männer und Frauen mit ihren Kindern nach einer andern Richtung, von den Barbaren verfolgt. Die Frauen waren in der Mitte des Zuges, die Greiſe und Jünglinge deckten ihn; aber verloren war, wer dem Zuge nicht folgen konnte. Eine Dame, mit den erſten Familien von Ipſara verwandt, ſah ſich von den Ihrigen in der Mitte dieſer flüchtigen Schaar getrennt, ihr Gemahl kämpfte auf einem andern Punkte; ihre Brüder waren ſchon gefallen; ihr Vater befehligte ein Schiff. Sie hatte keine unnöthige Laſt; ihre Reichthümer waren ſchon die Beute des Feindes geworden, aber ſie hatte vier kleine Kinder bei ſich. Sie trug ſie abwechſelnd und ſah ſich vergeblich nach einer Unterſtützung um. Alle Mütter unterlagen unter derſelben Bürde; die Krieger hatten ihre Waffen und vollauf zu thun, den Feind etwas aufzuhalten. Die Unglückliche, von der Anſtrengung erſchöpft, ſieht ſich genöthigt zwei ihrer Kinder im Stich zu laſſen, um ſich mit den beiden übrigen zu retten; doch ſie kann ſich nicht dazu entſchließen; ſie nimmt alle ihre Kräfte zuſammen, läuft noch weiter und ſchleppt den älteſten Sohn nach, den die Felſenſpitzen ſchon ganz verwundet haben; endlich fällt ſie faſt leblos zu Boden Man hebt ſie auf und ermuntert ſie zu folgen; ſie ſchleppt ſich einen Augenblick fort und fällt von Neuem nieder. Es iſt um ſie geſchehen; der Hauptzug iſt ſchon vorüber; ihre Kinder ſtürzen ſich auf ihre Bruſt, die Krieger ziehen vorüber: es ſind nur noch zwanzig, kaum hinreichend, den Rückzug zu decken. Die unglückliche Mutter verlangt keine Hülfe von ihnen, ſie bittet ſie nur um den Tod für ſich und ihre Kinder.

„O meine Brüder,“ ruft ſie aus, „gebet mich der Wuth der Feinde nicht Preis! tödtet mich; ich kann noch glücklich ſterben!“ Die Krieger ſchaudern zurück. Sie wollen ſie in ihren Armen wegtragen. Die Türken nahen; zwei Krieger fallen ihr zur Seite, die übrigen ſuchen die Barbaren zurückzudrängen; bald umringt die Unglückliche eine wüthende Schaar. Sie ſieht die Türken noch einige Schritte entfernt, und dieſer Anblick gibt ihr einen Theil ihrer Kräfte wieder; die Verzweiflung nimmt ihr die Beſinnung. Sie ſtürzt auf die Waffe des Chriſten, der noch in Zuckungen neben ihr liegt. „Gott, ruft ſie aus, nimm die Kinder und verzeihe der Mutter!“ Bei dieſen Worten erſchlägt ſie dieſelben, und ganz mit ihrem Blute benetzt, ſtürzt ſie ſich auf die Barbaren; dieſe ſuchen vergeblich ihren Hieben auszuweichen; ſie wollen dieſelbe lebendig gefangen nehmen; aber die Ipſariotin iſt nicht mehr: ſo viele und ſo große Anſtrengungen haben ſie erſchöpft; ſie fällt ohne Wunden mitten in ihrem Laufe, die Türken werfen ſich über ſie her, ergreifen aber nur einen Leichnam.

37.

Der König und der Bauer.

Der König Maximilian Joſeph von Bayern unterhielt ſich gerne mit Perſonen jeden Standes, und äußerte überall eine ſeltene Herzensgüte und aufrichtiges Wohlwollen. Auf ſeinen Spaziergängen, die er ohne Begleitung machte, ſprach er oft unbekannt mit Bürgern und Bauern, was manchen komiſchen Auftritt herbeiführte. In der früheren Zeit ſeiner Regierung

pflegte er mehrere Jahre lang, des Sonnabends gewöhnlich die große Getreideſchranne in München zu beſuchen. Einfach angezogen, mitten unter den Bauern aus allen Gegenden, welche da ihr Getreide verkauften, unterhielt er ſich unter dieſem Gewühle um ſo lieber mit allerlei Bauernvolk, da er ſelten oder gar nicht erkannt wurde, indem ihn die Bauern nur für einen Käufer oder angeſehenen Händler anſahen. Einſtmals fragte er einen Bauer aus dem Unterlande: „Nun Landsmann, wie geht's heute, geht dein Getreide gut ab?“

Bauer. So, ſo, das Getreide will nicht viel gelten.

König. Warum, wo fehlt's denn?

Bauer. Das macht der große Bauer.

König. Wer iſt denn der Kerl?

Bauer. Wer wird's ſeyn, der König mit ſeinem Rentamtskaſten. Der ſchlägt alles Getreide los, und verkauft brav, daß wir mit unſerm Getreide ſitzen bleiben.

König. Ja, der König braucht aber auch Geld, und macht's mit ſeinem Getreide, wie ihr Bauern.

Bauer. Nichts für ungut, ihr Gnaden, es iſt ſo: Der König ſoll ſein Getreide, wie ſonſt, behalten, daß, wenn Noth im Lande wird, die königlichen Kaſten noch etwas haben, ſo aber hat dann Keiner mehr etwas, weil die Bauern verkaufen müſſen, um zahlen zu können.

König. Der Himmel wird ſchon für's Beſſere ſorgen, und der König wird auch ſehen, was zu thun iſt.

Bauer. Ach mein, was weiß der König von ſeinen Getreidekäſten, der kann ſich um ſo etwas nicht bekümmern, der gute Herr hat andere Sachen genug im Kopf.

König. Kennſt du den König?

Bauer. Hab' ihn noch nie geſehen, wird ſich ſchon einmal Gelegenheit geben. Ich wollt' ihm ſchon das Rechte ſagen.

Der König wollte eben weiter ſprechen, als ein Bürger, den König bemerkend, ihn mit einem: „Guten Morgen, Eure Majeſtät!“ begrüßte, und tief ſeinen Hut zog. Der Bauer ſchaute allenthalben ſchnell um, um nach dem König zu ſehen, und fragte voll Begierde den bei ihm ſtehenden Monarchen: „Wo iſt denn da Seine Majeſtät unſer König Max?“ Dieſer konnte nun nicht anders, als dem Bauern ſich freundlich zu erkennen zu geben. Der Bauer machte nun eine wunderliche Gebährde, in der größten Verlegenheit über das von ihm Geſagte, und mit ängſtlichen Worten wollte er den König um Vergebung bitten, als dieſer dem Verzagten gütig auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Hat mich gefreut, dich zu ſehen, verkauf brav, komm bald auf die Schranne, dann reden wir wieder von dem großen Bauer.“

Der König ging, der Bauer aber ſtand noch lange in der demüthigſten Stellung, bis er endlich ſeinen Hut wieder auf den Kopf drückte und laut rief: „Nun, das iſt ein Herr zum gern haben, redet mit mir, als wenn ich ſeines gleichen wäre; einen Metzen vertrink ich heute auf ſeine Geſundheit,“ was auch geſchah.

Zweite Reihe.

Seltene und ſeltſame Menſchen und menſchliche Schickſale.

1.

Leonhard Thurneiſer, ein Wundermann.

Leonhard Thurneiſer oder Thurnhäuſer, genannt zum Thurn, ſah zuerſt das Weltlicht zu Baſel am ſechsten Auguſt 1531. Sein Vater war ein Goldſchmidt und Steinſchneider, und der Sohn widmete ſich eben dieſer Profeſſion von frühen Jahren an. In Muſeſtunden ſammlete er öfters Kräuter für einen Basler Arzt, von dem er die Schriften des Paracelſus zum Leſen erhielt. Einige anatomiſche Tafeln, die er wahrſcheinlich zu ſehen bekam, nährten ſeine Liebe zu den mediciniſchen Wiſſenſchaften, allein einen ſchulmäßigen Unterricht darin erhielt er nicht, und erſt in ſeinem fünfzigſten Jahre fing er an Latein zu lernen.

Ein unbeſonnenes Ehebündniß, das Thurneiſer ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre mit einer Wittwe ſchloß, verwickelte ihn bald in mannigfaches Ungemach. Er gerieth in Schulden, und eine grobe Betrügerei,

wo er Zinn mit Gold überzogen und für Gold ausgegeben hatte, nöthigte ihn, ſeine Vaterſtadt heimlich zu verlaſſen. Zuerſt wandte er ſich nach Strasburg und von da nach Conſtanz, wo er auf ſeiner Profeſſion Tag und Nacht ſo emſig arbeitete, daß er ſich in Kurzem einige hundert Thaler erwarb. Allein eine Krankheit, in die er fiel, brachte ihn ſo zurück, daß er die Stadt eben ſo arm verließ, als er ſie betreten hatte. Jetzt wandte er ſich nach England, und von da nach Frankreich, kam 1552 zurück, und wurde Schütze im Heere des kriegeriſchen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den er auf ſeinen Streifzügen begleitete. Er gerieth in Gefangenſchaft, arbeitete nach ſeiner Befreiung in nordiſchen Bergwerken und Schmelzhütten, und kam 1555 abermals nach Strasburg, wo er mit Wappenſtechen und Goldſchmidt-Arbeiten einiges Geld verdiente.

Indeſſen hatte ſeine Frau in Baſel, wegen bösliche Verlaſſung, gegen ihn geklagt, und die Folge davon war, daß ihn der dortige Magiſtrat des Bürgerrechts verluſtig erklärte. Er verließ Strasburg, reiste nach Tyrol, und wurde Bergmann. Seine Geſchicklichkeit erwarb ihm ſo viel Vertrauen, daß ihm die Tyroler die Aufſicht über ihre Gewerke übertrugen. Dem zufolge zog er 1558 nach Tarenz im obern Innthale, legte eine Schmelz- und Schwefelhütte an, und erlangte den Ruhm eines einſichtsvollen und thätigen Bergbau-Direktors, ſo daß ihm der päbſtliche Nunzius und Biſchof zu Capo in Iſtrien, der gelehrte Hieronymus Cardanus und Andere ihre Verwunderung und ihren Beifall bezeugten. Der Graf Ladislaus von Hag übertrug ihm die Aufſicht über die Bergwerke ſeiner Grafſchaft, und der Kaiſer Ferdinand, dem er empfohlen wurde, bezeugte ſich ſehr gnädig gegen ihn. Am meiſten aber zeichnete ihn der Erzherzog Ferdinand, des

Kaiſers Sohn aus, der Wiſſenſchaften und beſonders bergmänniſche liebte. Dieſer letztere ſandte ihn 1560 nach Schottland und den arkadiſchen Inſeln, um die dortigen Bleiminen näher zu unterſuchen. Im folgenden Jahre begab ſich Thurneiſer nach Spanien und Portugal, dann nach Afrika, unterſuchte beſonders die Barbarei und die Merkwürdigkeiten Aethiopiens, und verweilte auch einige Zeit in Egypten. Von da zog er nach Aſien, Syrien und Paläſtina, und beſuchte die griechiſchen Geiſtlichen auf dem Berge Athos und auf dem Sinai, wo er den Orden der heiligen Katharina erhielt. Die Rückreiſe wählte er über Kandia und Griechenland, Italien und Ungarn. Auf dieſer Reiſe bemühte er ſich, Sprachen und beſonders Arzneiwiſſenſchaft zu erlernen, Schriften und Receptbücher zu ſammeln, nach welchen er kurirte.

Thurneiſer galt, als er 1566 von ſeinen Reiſen zurückkam, für einen ſehr geſchickten und glücklichen Arzt, und ſein Ruf wuchs mit jedem Jahre. Eine zeitlang ſetzte er daneben ſeine bergmänniſchen Arbeiten fort, und contrahirte mit der tyroliſchen Kammer auf geläuterten Schwefel. Der Erzherzog ſandte ihn nach Ungarn und Böhmen, um die daſigen Bergwerke zu unterſuchen, und er blieb bis 1569 in den Dienſten dieſes Fürſten. Indeſſen zog er ſich durch ſeinen Stolz die Ungunſt der Hofleute zu, und da ihm überdieß die bergmänniſchen Arbeiten allmählich entleideten, ſo unternahm er eine Reiſe durch Deutſchland, um deſſen Heilquellen zu unterſuchen. Er kam auf dieſer Reiſe nach Münſter, und ließ daſelbſt auf eigene Koſten ſeine Archidora (Grundlehren der Aſtrologie, Alchymie ꝛc.) 1570 mit Holzſchnitten drucken. Der Ruf, den er ſich erworben hatte, war bereits ſo verbreitet, daß mehrere Fürſten und Könige, namentlich der König in Schweden,

in alchymiſchen Angelegenheiten ſich an ihn wandten. Der damalige gelehrte Biſchof von Münſter, Graf von Hoya, der zugleich Biſchof von Osnabrück und Paderborn war, ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt, allein Thurneiſer fand dieſe Stelle ſeinen Wünſchen nicht entſprechend, und wandte ſich nach Frankfurt an der Oder. Er wählte dieſe Stadt zu ſeinem Aufenthalte, um mehrere Schriften durch den Druck bekannt zu machen. Eine ſehr gut eingerichtete Druckerei, mehrere geſchickte Zeichner und Formſchneider aus Albrecht Dürers und Lukas Kranachs Schule, die er dort antraf, erleichterten ihm die Ausführung ſeiner Plane. Sein erſtes Werk, welches er daſelbſt unter dem Titel „Piſon" drucken ließ, und das von den Eigenſchaften der Waſſer, Flüſſe und Quellen handelt, wurde, noch ehe es vollendet war, die Quelle ſeines glänzenden Glücks.

Der Kurfürſt Johann Georg von Brandenburg kam im Anfange des Jahres 1571 mit ſeiner Gemahlin und dem Hofe nach Frankfurt, um ſich huldigen zu laſſen. Hier hörte er von dem Wundermann und geſchickten Arzte, der ſich in dieſer Stadt befände und der vieles Aufſehen machte. Man berichtete ihm, daß dieſer vielerfahrene, tiefgelehrte Kenner der Natur und ihrer Geheimniſſe eben jetzt ein Buch drucken ließe, worin ganz unentdeckte Reichthümer der Flüſſe in der Mark Brandenburg ans Licht gezogen würden. Wirklich ſpricht Thurneiſer in ſeinem Werke von dem Goldſande in der Spree, von Saphiren bei dem Dorfe Buchholz bei Berlin, von Rubinen bei Storkow, und von andern verborgenen Schätzen in der Mark. Da er auch den Hofleuten des Kurfürſten, die gerne auf ihren Gütern ergiebige Bergwerke angelegt hätten, große Ausbeute verſprach, ſo empfahlen ſie ihn ihrem Herrn auf's Angelegentlichſte.

Die Kurfürſtin hatte öfters Anfälle von Krankheitsübeln, die kein Arzt aus dem Grunde zu heilen vermochte. Da ſie auch in Frankfurt davon befallen wurde, ſo berief der Kurfürſt Thurneiſern, um ihn wegen des Uebelbefindens ſeiner Gemahlin zu befragen. Der Arzt erſchien und erklärte, daß die Krankheit ihren Grund in einigen Fehlern habe, die im Innern des Körpers verborgen wären. Der Kurfürſt und ſeine Gemahlin vernahmen mit Verwunderung, was er ſagte, und zweifelten nicht an der Richtigkeit ſeiner Erklärungen. Er gab Arznei, die Geneſung erfolgte, und von der Zeit an nahm ihn der Kurfürſt als Leibarzt in ſeine Dienſte. Da die kurfürſtliche Familie noch an andere Orte zur Huldigungs-Annahme reiste, ſo mußte ſie der glückliche Arzt überall hin begleiten. In Berlin wurde ihm, nach der Rückkehr, das graue Kloſter zur Wohnung eingerichtet.

Vortrefflich wußte ſich Thurneiſer in ſeine neue Lage zu finden, und aus ihr mannigfachen Nutzen zu ziehen. Er war ein talentvoller, gewandter Mann, und nur durch den Geiſt ſeiner Zeit in einigen Stücken verſchroben, und dem Irwahne preis gegeben. Als Freund der Mathematik und Aſtronomie verfiel er auf Aſtrologie, Nativitäts-Stellung und Wetter-Prophezeihung. Bei einem hohen Grade von Selbſtvertrauen, bei ſeinen chemiſchen und mediciniſchen Kenntniſſen und einem geſunden Scharfblick wurde er ein glücklicher Arzt. Er hatte ein gutes äußerliches Anſehen, das viel verſprach. Der Anſtand einer deutſch-ſchweizeriſchen Ehrlichkeit erweckte das Vertrauen derer, welche ärztliche Hülfe bei ihm ſuchten. Seine Weltkenntniß, die er ſich auf Reiſen und an Höfen erworben hatte, machte, daß er die Schwächen und Neigungen großer Herren bald ausforſchte, und ſich klüglich betrug gegen die, an deren

Gunſt ihm gelegen war. Auf eine ſeltſame Weiſe erwarb er ſich den Ruf eines der größten Gelehrten ſeiner Zeit dadurch, daß er die Alphabete von zwei und dreißig europäiſchen Dialekten und acht und ſechzig fremden Sprachen herausgab. Er redete mit vieler Leichtigkeit und Anmuth einige Sprachen, und überhaupt wußte er ſich mündlich beſſer auszudrücken, als im Schreiben. Klüglich gab er ſeinen Unterredungen eine ſolche Wendung, und wußte das, was er geſehen, geleſen oder gehört hatte, ſo anzubringen, daß man bei ſeiner myſtiſchen Sprache immer größere und tiefere Geheimniſſe erwartete. Fremde von den höchſten Ständen und aus allen Orten ſtrömten herbei, um bei ihm Heilmittel zu holen und Geheimniſſe zu erlernen; darunter fehlten auch nicht Wunderſüchtige, gleich den Roſenkreutzern und Adepten.

Für die Hofdamen war Thurneiſer ein beſonders willkommener Arzt. Der feine Mann gab ihnen Schönheitsöl, wohlriechende Waſſer und ſeltene Schminke, und verordnete, ſtatt der ekelhaften Abkochungen der Galeriſten, paracelſiſche Arzneimittel mit pomphaften Namen, Goldtinktur, Magisterium solis, Aurum potabile und dergleichen, was ihm viel Geld einbrachte.

Unbegrenzt war die Thätigkeit des nie zu ermüdenden Mannes, und immer ſteckte ſein Kopf voll von Projekten. Um ſeine eigenen Schriften drucken zu laſſen, legte er im grauen Kloſter eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Formſchneiderei an, hatte ein weitläuftiges Laboratorium und unterhielt überhaupt mehr als zweihundert Perſonen in ſeinem Dienſte. Der Gewinn, den er daraus zog, war ſehr anſehnlich, und ſetzte ihn in den Stand, nicht nur auf einem hohen Fuße zu leben, ſondern auch ſich anſehnliche Reichthümer zu erwerben. Der Jahresgehalt, den ihm der Kurfürſt

reichte, belief ſich auf 1352 Thaler, für die damalige Zeit ſehr viel; dazu kamen noch Naturalien und Fourage für vier Pferde, Freiwohnung und öfters anſehnliche Geſchenke von verſchiedenen Seiten. Seine ärztlichen Arkana und der Umſtand, daß er meiſt nur Goldtinkturen, Perlenextracte und andere theuere Mittel, die er ſelbſt bereitete, ſeinen Patienten gab, brachten ihm beträchtliche Summen ein. Außerdem aber eröffnete er ſich noch verſchiedene andere, zum Theil ſehr heterogene, Erwerbsquellen. Er verkaufte metallene Talismane, legte ſich auf's Nativitätſtellen, errichtete eine Art von Leihhaus, und trieb einen anſehnlichen Wucher mit Pfändern. Die Markgräfin Eleonore, Gemahlin des Kurprinzen, hatte zu Halle ein Laboratorium angelegt, und Thurneiſer erhielt den Auftrag, es zu dirigiren. Er gab ſogenannte Praktiken oder aſtronomiſche Kalender heraus, die außerordentlichen Abſatz fanden. Da die Prophezeihungen in ſehr zweideutigen Ausdrücken abgefaßt waren, ſo verkaufte er fürſtlichen Perſonen einige Exemplare davon, die durchſchoſſen waren, und wo er dann die Erläuterung der dunkeln Ausdrücke hinzuſchrieb. Stand Unglück bevor, ſo ſchickte er Talismane mit, um es abzuwenden, die ihm ebenfalls ungemein theuer bezahlt wurden. Kurz, Thurneiſer war in dem Beſitz ungewöhnlicher Reichthümer, bekleidete eine anſehnliche Ehrenſtelle, und genoß des Vertrauens ſeines Fürſten in hohem Maße.

Natürlich war es, daß der gemeine Mann von einem ſo räthſelhaften Chemiker, der, wie es hieß, unermeßliche Reichthümer beſaß, zu wiſſen glaubte, daß es mit ihm und dem grauen Kloſter gar nicht richtig ſey. Thurneiſer ſollte einſt mit drei ſchwarzen Mönchen am Tiſche geſeſſen haben, dieſe ſollten einen kurfürſtlichen Pagen, der dazu gekommen, und nachher

einen kurfürſtlichen Trabanten, der Jenen aufſuchte, häßlich zugerichtet haben. Sein großer ſchwarzer Hund, den er liebte, war nichts anders, als, wie man ſagte „der Böſe, Gott ſey bei uns!“ Er hatte auch einen verdächtigen Vogel, der unter Fiſchen im Waſſer lebte. Desgleichen beſaß er einen Spiritus familiaris in einem Glaſe. Er ſollte Gold machen — kurz Thurneiſer im grauen Kloſter war in den Augen des Volks ein Hexenmeiſter, Geiſterbanner, Beſitzer des Steins der Weiſen, ein anderer Doktor Fauſt. Noch jetzt befindet ſich im königlichen Kunſtkabinet zu Berlin im Schloſſe ein eiſerner Nagel, deſſen Hälfte Thurneiſer durch ſeine Tinktur in Gold verwandelt haben ſoll. Das Wahre davon beſteht aber darin, daß es ein Kunſtſtück des Schmelzens dieſer beiden nicht leicht vereinbaren Metalle iſt, welches man damals nicht ſo kennen mochte, als jetzt. Der vermeinte Spiritus familiaris war ein großer Skorpion in einem Glaſe voll Baumöl, den Thurneiſer nebſt mehreren Curioſitäten aufbewahrte, und das Doppelglas mit dem verdächtigen Vogel hatte er auf der Glashütte zu Grimnitz anfertigen laſſen. Die neun Centner Silbergeſchirre, die er haben ſollte, und alle Koſtbarkeiten, die er wirklich hatte, erklärten ſich ohne einen Spiritus familiaris und Lapis philosophorum, den man ihm zuſchrieb.

Alles Glück der Erde iſt dem Wechſel unterworfen! Das erfuhr auch Thurneiſer auf eine höchſt ſchmerzvolle Weiſe. Nur bis zum Jahr 1582 dauerte die Herrlichkeit, die ihn umgab, und die ihn zu einem Gegenſtand der Bewunderung und des Neides machte. Von dem genannten Jahre an vereinigte ſich alles Unglück, um ihn von der höchſten Stufe des Glücks in das tiefſte Elend zu ſtürzen.

Die Geſchäftigkeit des nie raſtenden Mannes war

zu vielſeitig und ausgedehnt, als daß er überall hätte mit eigenen Augen ſehen und Schaden verhüten können. Ein betrügeriſcher Bruder, untreue Diener in den verſchiedenen kaufmänniſchen Anlagen der Druckerei, Schriftgießerei und Formſchneiderei, koſtſpielige Prozeſſe und ein großer Diebſtahl, den er einſt während ſeiner Abweſenheit erlitt, verminderten ſein Vermögen. Ein gelehrter und aufgeklärter Mann, Kaſpar Hoffmann, Profeſſor in Frankfurt, gab einen ſehr wohlgeſchriebenen Traktat von der einreißenden Barbarei heraus, worin er die Thorheit des paracelſiſchen Charlatans aufzudecken ſuchte. Die Hofleute und ſelbſt der Kurfürſt waren dadurch aufmerkſam geworden, und Thurneiſer verlor viel von ſeinem Anſehen. Doktor Joel, Profeſſor in Greifswalde, gab eine Schrift heraus, worin er den Wunderarzt der Zauberei und des Bündniſſes mit dem Teufel beſchuldigte. Dieſe Schrift beſtärkte den gemeinen Mann in ſeiner Meinung, und machte dem Thurneiſer ſo viel Verdruß, daß ihm ſelbſt der Aufenthalt in Berlin zuwider wurde. Bei ſeinem unruhigen und nirgend Raſt findenden Sinn, bei eingetretener Hypochondrie und ſeinem Hange zu myſtiſcher Schwärmerei, ergriff ihn plötzlich das Heimweh mit ſolcher Gewalt, daß er nicht länger zu bleiben vermochte. Er reiſete gegen das Ende des Jahres 1579 nach Baſel, blieb daſelbſt bis gegen die Mitte 1580, und faßte den Entſchluß, ſobald die Zeit ſeines Uebereinkommens mit dem Kurfürſten abgelaufen wäre, ſich daſelbſt häuslich niederzulaſſen, und ſeine andern Schriften herauszugeben. Das Bürgerrecht in Baſel, welches er wieder zu erlangen ſuchte, wurde ihm zwar nicht bewilligt, dagegen legte die Republik ſeinem Aufenthalte keine Schwierigkeit in den Weg. Er kaufte ein anſehnliches Haus, worin er ſogleich zu laboriren anfing, und heirathete ein Fräu-

lein, das er nicht kannte. Um ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, reiste er allein nach Berlin, und ſchickte zuerſt ſeine beſten Sachen auf neun Wagen nach Baſel, und dann auch die übrigen, und zwar alles in der größten Uebereilung.

Obgleich Thurneiſers Anſehen in Berlin nicht mehr das frühere war, ſo hatte er doch noch immer viele Freunde und Verehrer ſeiner Kunſt, die ihn ungern verloren. Dieſe ſuchten ihn zu bereden, ſeinen Aufenthalt wenigſtens zu verlängern und ſeine Frau zu ſich kommen zu laſſen. Er gab nach, ließ ſie kommen, allein jetzt machte er die ſchmerzliche Entdeckung, daß er ein unzüchtiges Weib geheirathet hätte, mit der er es nur drei Wochen aushielt. Er ſchickte ſie wieder ihrem Vater zurück, ohne ſich in Berlin ſcheiden zu laſſen. Ihre Eltern, aus vornehmer adeliger Familie, bewirkten es, daß die Tochter als rechtmäßige, aber ungerechter Weiſe verſtoßene Ehefrau in das Thurneiſerſche Haus und ganze Vermögen in Baſel eingeſetzt, und der Mann als ſträflich verdammt wurde, weil er nicht gleich auf die Citation erſchienen war. Thurneiſer konnte wegen Unpäßlichkeit, und wegen ſeiner in Berlin fortdauernden Geſchäfte, nicht dahin reiſen, und nahm einen dortigen Mandatarius an, der die Vertheidigung nicht gut beſorgte. Thurneiſer proteſtirte gegen das tumultuariſche Verfahren, ſchimpfte aber ſo ſehr gegen die dortigen Stadt- und Ehegerichte, daß er ſeinen Gegnern dadurch neue Waffen in die Hand gab. Er wurde für einen Verläumder erklärt. Die Antworten der Baſeler auf die Verwendung des Kurfürſten wurden bis 1584 in die Länge gezogen, und viele Exceptionen nach dem dortigen Eherechte gemacht.

In dieſer Zeit reiſete der Kurfürſt zur Vermählung ſeiner Tochter an den Kurfürſten Chriſtian zu Sachſen,

nach Dresden, und hieß den Leibarzt mitgehen. Dieſer ſagte, er wolle in einigen Tagen nachkommen. Thurneiſer reiſete wirklich ab, allein, wie man nachher erfuhr, — nach Italien. Er kam nicht wieder. Der eigentliche Grund ſeiner Entweichung iſt ein Räthſel geblieben, auch weiß man von ſeinen fernern Schickſalen nicht viel mehr, als daß er ſich in Florenz mit Transmutationsproceſſen abgab. Allein ſein Glücksſtern war untergegangen, und er ſtarb in Dürftigkeit in einem Kloſter unfern Kölln am Rhein am achten Julius des Jahres 1596.

2.

Das Leben eines rohen Wüſtlings, genannt der Marquis von Brunoy.

In einer Gallerie von Menſchen, die ſich durch Thorheit, Rohheit des Betragens, abentheuerliche Liebhabereien, unſinnige Verſchwendung und eine Art von wahnſinnigem Taumel auszeichneten, darf der Marquis von Brunoy nicht fehlen. Das Leben eines ſolchen Ausgearteten bietet dem Beobachter des menſchlichen Thuns und Treibens eine ſchmerzliche Wahrnehmung dar. Ein Glück für die Menſchheit, daß ſolche Erſcheinungen zu den Seltenheiten gehören, und ſchon in dieſer Hinſicht berückſichtigt zu werden verdienen.

Der Marquis von Brunoy ſtammte von einer Familie ab, die ſich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch glückliche Finanz- und Handlungsſpekulationen, Wechſelgeſchäfte und Lieferungen im Kriege unermeßliche Reichthümer, den Adel und andere ehrende Auszeichnungen erworben hatte. Sein Vater, deſſen

einziger Sohn er war, ſtarb 1766 als königlich franzöſiſcher Staatsrath, Hofbankier und königlicher Schatzmeiſter, als Graf von Sampigny, Baron von Dagouville, Herr von Brunoy und vielen andern Herrſchaften. Seine Reichthümer, die ſich auf viele Millionen beliefen, ſtellten die bügerliche Abkunft in Schatten, und verſchafften ihm eine Gemahlin aus einer der größten Familien Frankreichs: die Tochter des Grafen von Bethelne, Herzogs von Sully. Dieſe gebar im Jahr 1748 den Sohn, von dem hier die Rede iſt, und der, als der einzige, mit der äußerſten Zärtlichkeit gepflegt wurde. Aber dieſe Zärtlichkeit war nicht mit Weisheit gepart, denn die ſchwache Mutter ließ ihrem Lieblinge in allen Stücken ſeinen Willen, und that nichts, um ſeine verkehrten Neigungen weiſe zu lenken. Dieß wäre um ſo nöthiger geweſen, da dieſer künftige Erbe unermeßlicher Güter ſich ſchon in ſeiner erſten Jugend als der zügelloſeſte, bösartigſte Knabe zeigte. Ohne Umſtände, und ohne Unterſchied des Standes kratzte, biß und gab er Fußſtöße allen Perſonen, die ihm mißfielen. Sein Hofmeiſter, ein verdienſtvoller Gelehrter von ſanftem Charakter, ließ kein Mittel unverſucht, die Bosheiten des wilden Buben zu beſchränken; aber das war ganz vergebens, vielmehr wurde auch er wie die andern von ſeinem Zöglinge gemißhandelt, und endlich ſogar in Gegenwart von zwanzig Perſonen mit einem Meſſer in den Leib geſtochen. Ein Glück, daß die Wunde nicht gefährlich war.

Seinem eigenen Verlangen gemäß thaten die bekümmerten Eltern nunmehr ihren Sohn auf ein Seminarium. Hier betrug er ſich aber durchaus nicht beſſer, und beging viele tolle Streiche. Schon damals entwickelte ſich bei ihm ein ſeltſamer Hang, der bald zur Leidenſchaft wurde, und der ihn zu einer Menge

Thorheiten und zur Verſchwendung großer Summen verleitete. Dieſe Leidenſchaft beſtand in der Veranſtaltung kirchlicher Ceremonien, denen durchaus kein vernünftiger Zweck zum Grunde lag.

Da die Eltern verzweifelten, ihren Sohn durch Vorſtellungen und Bitten auf vernünftige Wege zu bringen, ſo wollten ſie es verſuchen, ob nicht eine ſchöne ſanftmüthige Frau den ſiebenzehnjährigen Wildfang bändigen könnte. Ein liebenswürdiges aber armes Mädchen aus der Familie Eſçars, einer der älteſten des Königreichs, wurde dazu auserſehen. Der Sohn gab ſeine Einwilligung, und die Koſten der Vermählung und der Brautgeſchenke beliefen ſich auf ſiebenmalhunderttauſend Livres. Die Abſicht, aus welcher die Eltern dieſe Verbindung veranſtalteten, wurde nicht erreicht. Von dem Hochzeittage an behandelte der neue Ehemann ſeine junge Gemahlin, die ihm gar nicht aufgedrungen worden war, mit der größten Gleichgültigkeit, ja ſogar mit Verachtung, und brachte auch nicht eine einzige Nacht an ihrer Seite zu. Die dringendſten Vorſtellungen und Bitten ſeiner Mutter waren eben ſo fruchtlos, als die Liebkoſungen und Thränen einer ſchönen Frau. Unter dem Vorwande, daß es einem Manne nicht zieme, ein Sklave der Societätsgeſetze oder der Schönheit zu ſeyn, entfernte er ſich von ſeiner Gattin. Und um dieſe Entfernung entſcheidend zu machen, ließ er in ſeinem Hotel eine Trennungsmauer aufführen, die von der Erde bis zum Dache hinauf lief. Es erfolgten hierauf empörende häusliche Scenen, die ſo weit gingen, daß der Pfarrer des Kirchſpiels Conflans, wo dieſe Auftritte ſich ereigneten, dem tollen Marquis den Beſuch ſeiner Kirche unterſagte. Aus Rache wählte dieſer nun die Kirche von

Brunoy zum Schauplatz ſeiner religiöſen Ausſchweifungen und ſeiner tollen Ceremonienſucht.

Der Marquis war ein Sonderling, man möchte ſagen einzig in ſeiner Art. Die Wolluſt feſſelte ihn eben ſo wenig, als der Ehrgeitz oder die Eitelkeit. Keine Art von Luxus hatte für ihn einen Reitz, weder prächtige Caroſſen noch ſchöne Pferde, weder Jagdequipagen noch Werke der Kunſt, weder Bücher noch Schauſpiele. Es fehlte ihm aber weder an Verſtand noch an Kenntniſſen, und er wußte ſich ſowohl im Geſpräch als in Briefen ſehr gut auszudrücken. Er ſprach als ein Weiſer, und handelte als ein Wahnſinniger. Sein Schloß war voller Weiber und Mädchen, die mit ſeinen Leuten hauſeten und das ſchändlichſte Leben führten, ohne daß er es geahndet hätte. Seine Gemüthsart war heftig und auffahrend, ſobald er aber den geringſten Widerſtand fand, zeigte er Schwachheit und Feigherzigkeit. Ohne freigebig zu ſeyn, ſpendete er das Geld mit vollen Händen aus. Dabei war er gegen ſich ſelbſt filzig, und ſeine Kleidungsſtücke waren faſt immer ſchlecht, abgenutzt, zerriſſen und ſchmutzig. Die Strümpfe hingen ihm auf die kothigen Schuhe herab, welche nie geputzt wurden. Oft ging er blos in der Weſte, ohne Halsbinde, mit einem ſehr ſchmutzigen Hemde umher, das er gewöhnlich nur einmal in drei Wochen wechſelte. Seine Haare wurden ſelten gekämmt, und hingen ihm wie einem Wilden um den Kopf herum. Dieſe unſaubere Lebensart blieb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Sein Körper war immer mit Geſchwüren bedeckt, ſeine Füße waren geſchwollen und das Geſicht bleich wie der Tod. Dennoch wollte er nichts von Aerzten hören, und als ihm einer, den er achtete, einſt ein Rezept verſchrieb, ſagte er: „Ich werde Ihre Medicin nehmen, aber

nicht anders, als täglich mit ſechs Bouteillen Wein und einigen Gläſern Liqueur;“ denn den Wein liebte er ſehr. Ein Vomitiv, zu dem er ſich einſt bereden ließ, nahm er mit Champagnerwein. Oft ging er auch mit ſeinen Tiſchfreunden einen Wettkampf ein, wer am meiſten ſaufen könnte, und gewöhnlich trug er den Sieg davon. Während er an ſeine Kameraden große Summen verſchwendete, ließ er ſeine Arbeitsleute unbezahlt, und blieb gleichgültig bei ihrer Noth. Für ſeine Bedienten, Gärtner und Bauern ließ er koſtbare, mit goldenen und ſilbernen Treſſen beſetzte Kleider machen, und als der Hof beim Tode der Gemahlin Ludwigs des Fünfzehnten die Trauer anlegte, bekamen vierzehn ſeiner Diener und Knechte vier vollſtändige Trauerkleider, die ihm fünfzigtauſend Livres koſteten. Die Rechnungen über das, was zwei Schneider für dieſe Art Leute, in Dienſten des jungen Verſchwenders, in einer Zeit von vier Jahren, gemacht hatten, betrugen die ungeheure Summe von 538,176 Livres.

An dem Umgange mit verſtändigen, gebildeten Menſchen fand der Marquis durchaus kein Wohlgefallen, und ſeine Verwandten waren ihm ſo zuwider, daß er ihnen auf alle Art auswich. Dagegen waren die Bedienten, die Küchenjungen und Bauern in Brunoy ſeine Herzensfreunde und täglichen Tiſchgenoſſen. Auch fremde Bediente und Leute aus dem Pöbel, die gerade bei der Hand waren, wurden eingeladen. Seine Haushälterin, die ſich mit ihren zwei Töchtern aus Reſpekt nicht mit zu Tiſche ſetzen wollte, wurde blos dieſerhalb aus dem Schloſſe gejagt. Eines Tages machte er im Walde von Sonart die Bekanntſchaft eines Kutſchers und zweier Jäger, die zu Fontainebleau wohnten, und zwei Tage nachher wanderte er zu Fuß dahin — um mit ihnen zu eſſen.

Der Gram über die Verkehrtheit eines Sohns, der keiner Vorſtellung Gehör gab, ſtürzte den Vater ins Grab. Dieß erregte bei dem erſtern durchaus keine Betrübniß. Sehr kaltblütig half er den Tapezirern die Wände ſchwarz bekleiden, ließ eine ungeheure Quantität Dinte in den Schloßkanal werfen, die Bäume ſeines Gartens mit Flören überziehen, und am Begräbnißtage die Springbrunnen in ſeinen Gärten öffnen. Indeſſen wurde in ſeinem Hotel in Paris ein ſehr prächtiges Apartement nach ſeiner Idee fantaſtiſch erbaut und möblirt. Tag und Nacht mußte daran gearbeitet werden, und er ſelbſt war immer dabei zugegen, die Arbeiter anzutreiben, wobei er alle Nächte auf einem elenden Gurtbette mitten unter dem Schutte ſchlief. Am nemlichen Tage aber, da alles fertig war, verließ er auf einmal Paris, um für immer in Brunoy ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Er kam wirklich nie wieder in die Hauptſtadt, und ſchlief in dem ſo leidenſchaftlich gebauten, mit ſo großen Koſten verzierten Schloſſe nicht eine Nacht.

Viele Perſonen, ſelbſt von ſeiner eigenen Familie, hielten den Marquis ſchon damals für wahnſinnig, und riethen der Mutter, ihn als einen ſinnloſen Verſchwender unter Curatel zu ſetzen. Da dieſe aber aus übergroßer Zärtlichkeit gegen ihren Sohn zu nichts ſtimmen wollte, was ihn kränken könnte, ſo ſetzte er ſeine Thorheiten fort. Die vertrauteſten Theilhaber an allem, was er vornahm, waren: Sené, der Sohn eines Steinpflaſterers; Thonel, ein Tiſchler; Chalandre, ein Wagenmacher; Marechal, der Sohn eines Taſchners, und ein Abbé, der Sohn eines Dorfbarbiers. Mit dieſen hielt er ſeine Bacchanalien, zu denen auch Fremde Zutritt hatten, nachdem ſie vorher die Ceremonie ihrer Aufnahme beſtanden hatten, die darin beſtand,

daß ſie ſich ganz mit Wein begießen laſſen mußten. Die genannten fünf Menſchen verließen ihn nie, weder bei Tag noch bei Nacht; ſie begleiteten ihn in's Wirthshaus wie in die Kirche, und wenn er ausfuhr, ſtiegen ſie mit ihm in ſeine Caroſſe. Dabei gab er ihnen anſehnliche Summen Geldes und für hundertundfünfzigtauſend Livres Verſchreibungen. Seine Mutter hoffte ihn zu einer Aenderung ſeines Betragens zu bewegen, wenn ſie ſeine ſaubern Geſellſchafter von ihm entfernte. Sie erbat ſich daher von der Regierung den Befehl aus, den Sené, als den ärgſten, zu verhaften. Es geſchah, und der Menſch wurde in's Gefängniß abgeführt. Darüber gerieth aber der Marquis in eine ſolche Wuth, daß er die heftigſten Schmähungen gegen ſeine Mutter ausſtieß, und ſich zu ermorden drohte, wenn man ſeinen Freund nicht losließe, ohne den er gar nicht leben könnte. Voll Angſt, die Drohung möchte in Erfüllung gehen, bat die Mutter um ſchleunige Loslaſſung des Gefangenen. Bald darauf heirathete die Schweſter dieſes Sené und die Schweſter des Marechal; bei dieſer Gelegenheit gab der Marquis dem Pöbel des Orts und der umliegenden Gegend Feſte, die acht Tage lang dauerten. Man ſaß an Tafeln, jede von hundert und funfzig Couverts, wobei fünfunddreißig große Weinfäſſer ausgeleert wurden. Alle Straßen, durch die der Hochzeitzug ging, wurden mit Sand beſtreut, der, in Menge herbeigeſchafft, große Koſten verurſachte. Jede Braut erhielt eine koſtbare Ausſteuer in vielen Kleidern, Spitzen, Kleinodien ꝛc. ꝛc., und überdieß einen Brautſchatz von zwanzigtauſend Livres.

So viel Genuß die Vertrauten des Marquis in der unzertrennlichen Verbindung mit ihm hatten, ſo mußten ſie ſich auch manches Herbe von ihm gefallen

laſſen. Dahin gehörte beſonders dieß, daß er ſie zuweilen auf die entſetzlichſte Art prügelte. Selbſt andere Menſchen waren nicht ſicher vor den Ausbrüchen ſeiner rohen Brutalität. So ging er einſt, von ſeiner Rotte begleitet, zu einem Krämer, und verlangte Branntwein. Da es dieſer auf eine höfliche Art verweigerte, fiel der Marquis über ihn her, und mißhandelte ihn auf's Gröblichſte. Es kam zur Klage, und die Sache wurde mit 3367 Livres abgethan. Ein andermal hielt er einen durch Brunoy paſſirenden Reiſenden an, ließ ihn eigenmächtig in den Kerker ſeines Schloſſes einſperren, und zwölf Tage gefangen ſitzen.

Das Vermögen und die Beſitzungen des Marquis waren zu groß, als daß er ſie ſelbſt hätte verwalten können. Mit ſeiner Zuſtimmung wurden ihm daher, unter dem Namen Conſeil, eine Art Vormünder geſetzt. Dieſe kauften ihm das Gut Varige, das einen wackern Verwalter hatte, der ſchon ſechsunddreißig Jahre lang dieſem Amte vorſtand. Brunoy kam mit ſeiner Bande nach Varige, und machte auch dieſen Ort zum Schauplatz ſeiner Zügelloſigkeiten. Der ſechzigjährige Verwalter ſollte durchaus Theil daran nehmen, allein alles Zureden des Marquis war vergebens; er blieb in ſeinen gewohnten ehrfurchtsvollen Schranken. Dieß zog ihm den ganzen Haß des Marquis und ſeiner Spiesgeſellen zu. Er ließ Wache kommen und ihn nebſt ſeiner Frau, die noch unangekleidet war, aus ihren Zimmern ſtoßen. Darauf wurden die Schränke geöffnet, alle Papiere und Gelder herausgenommen, und die Unſchuldigen mußten noch fünf Tage in enger Verwahrung zubringen.

Ein gleiches Schickſal hatte eine Gärtnersfrau, die fünfundzwanzig Jahre lang in ſeinem und der Familie Dienſten geweſen war. Eines Tages, da er auf

ſie unwillig wurde, ließ er ſie zum Schloſſe hinaus-ſchleppen, ihre Mobilien zum Fenſter hinauswerfen, und da er ihr kleines Kind im Bette fand, riß er es ſelbſt nackend heraus, und warf es unter dem größten Jammergeſchrei auf die Straße. Das erſchrockene Kind raffte ſich auf, und verſteckte ſich in einem nahe liegenden Walde, wo man es erſt vierundzwanzig Stunden nachher wieder fand.

Nichts war empörender, als die Orgien des rohen Wüſtlings. Im größten Uebermaß wurde dabei ein Getränk von ſeiner eigenen Erfindung, das aus den ſtärkſten Flüſſigkeiten gemiſcht war, genoſſen. Wer zu Boden ſank, oder wer vor der Zeit zu ſaufen aufhörte, wurde von den andern mit Ruthen gepeitſcht, und oft traf den Marquis ſelbſt dieſes Loos. Zuweilen wurde auch derjenige, der nicht mehr trinken konnte oder wollte, an einen Bettpfoſten gebunden, und ihm dann mit Gewalt das Getränk in den Hals geſtürzt. Alle dutzten ſich bei dieſen Gelagen, bei denen auch jeder einen eigenen Saufnamen hatte.

Die originellſten von allen Thorheiten, welche der Marquis beging, waren diejenigen, welche kirchliche Ceremonien, Proceſſionen und dergleichen betrafen. Sie fingen klein an, wurden aber immer weiter ausgedehnt. Als ſeinem Freunde, dem Tiſchler, ein kleines Kind ſtarb, übernahm er die Beerdigung. Er ließ mit allen Glocken läuten, und zwar ſo anhaltend, als ob eine wichtige Nationalangelegenheit gefeiert würde. Ein anſehnliches Gefolge von Chorknaben, Sängern und Prieſtern mußte der Leiche in einem Zuge, den der Marquis ſelbſt mit dem Hute unter dem Arm anführte, zu Grabe begleiten. Als bald darauf die Mutter ſeines Freundes Marechal ſtarb, legte er mit ſeinem ganzen Hauſe die tiefſte Trauer an, die dreizehn Mo-

nate getragen werden mußte. Das Leichenbegängniß war fürſtlich, die Kirche prächtig erleuchtet und ſchwarz ausgeſchlagen, dabei ein Catafalk mit Sammt bedeckt und einem ſilbernen Crucifix, das er dazu ſchenkte, ein Epitaph von Bronze u. dgl., ſo daß die Koſten an dreißigtauſend Livres betrugen. Bei dem Tode eines Faßbinders, der in ſeinem Dorfe wohnte, ließ er die Kirche bis an die Decke mit weißem Gaze de St. Cyr ausſchlagen, worauf ſchwarze und ſilberne Thränen geſtickt waren. Er ſelbſt half die Zeuche verſchneiden. Bei der Beerdigung wurde mit acht Glocken von Mittag bis Abend gegen zehn Uhr geläutet; und außer den zu Brunoy ſelbſt veranſtalteten Ceremonien wurden auch in vier benachbarten Kirchſpielen für die Seele dieſes Faßbinders feierliche Todtenmeſſen gehalten.

Eine ſeltſame Verwandlung ging mit der vorher armen Kirche in Brunoy vor. Durch koſtbare Geſchenke aller Art von den beſten Meiſtern verfertigt, wurde ſie wie eine Kathedralkirche ausgeſchmückt. Der Thronhimmel allein, ein Meiſterſtück des berühmten Gerard, koſtete dreißigtauſend Livres ohne die Vergoldung. Und damit die neugeſchmückte Kirche auch würdig bedient würde, ſtellte der Marquis auf ſeine Koſten eine Menge Perſonen bei derſelben an: einen Vikarius und vier andere Prieſter, ſechzehn Sänger, achtzehn Chorknaben, einen Organiſten, acht Glöckner und einen Oberglöckner. Mit ſeinem Pfarrer machte er den Vertrag, daß er ihm für jährliche zwölftauſend Livres zwölf Canonici verſchaffen mußte, um dadurch den Kirchendienſt gelegentlich mehr Prunk zu geben. Er ließ in Paris zwei ungeheure Glocken verfertigen, da aber die Mauern der Kirche ſie nicht zu tragen vermochten, ſo ließ er neben derſelben noch einen andern Thurm bauen und acht Glocken darin aufhängen; auch

machte er dem benachbarten elenden Flecken Perigny, worin ſich nicht mehr als achtzehn Feuerſtellen befanden, ein Geſchenk mit vier großen Glocken. Am liebſten waren ihm Beerdigungen, und wenn ſich in Bruncy keine fanden, ſo ſuchte er deren in den umliegenden Kirchſpielen auf, wobei er öft drei bis vier Meilen zu Fuße ging. Bisweilen wohnte er an einem Tage zwei bis drei Leichenbegängniſſen bei, wobei er von einem Dorfe zum andern lief, und bald eine Kerze und bald ein Kreutz trug. Zu Conflans nahm er eines Tages den Sarg eines Kindes ſelbſt unter den Arm, und trug ihn auf den Kirchhof. Sobald er von einem Sterbenden hörte, eilte er zu ihm hin — nicht um ihm oder ſeinen Verwandten einige Erleichterung zu verſchaffen; nein! dieß that er nie, wenn er auch darum gebeten wurde, und die Dürftigkeit überall in die Augen fiel; ſondern nur, um den letzten Hauch des Kranken abzuwarten. Dann eilte er fort, holte Kerzen und Kreutz, und beſtellte den Sarg. Bald genügten ihm dieſe Dienſtleiſtungen, wenn eine Beerdigung vorkam, nicht mehr. Es wandelte ihn die Luſt an, ſelbſt Todtengräber zu werden. Zu dieſem Behuf ließ er ſich einen langen ſchwarzen Mantel machen, den er jedesmal anlegte, wenn er an einer Gruft arbeitete. Auſſer den Beerdigungen hatten Kindtaufen und Trauungen für ihn den größten Reitz. Nie fehlte er, wenn dergleichen vorfielen; auch baten ihn alle Bauern in ſeinem Dorfe und der ganzen umliegenden Gegend zu Gevattern, welches er nie ausſchlug. Die mit ihm ſtehende Bauernmagd mußte ſich neben ihn in ſeine mit ſechs Pferden beſpannte Caroſſe ſetzen, und ſo fuhr er mit ihr nach dem Tauforte. War die Ceremonie zu Ende, ſo aß er gewöhnlich bei dem Vater des Täuflings zu Mittage. Dieſe armen Menſchen thaten was ſie nur vermochten, ihren vorneh-

men Gevatter zu bewirthen, er war aber ſo verworfen, daß er ihnen nie das kleinſte Geſchenk für den drückenden Aufwand machte.

Den Fronleichnamstag feierte der Marquis in den Jahren 1772 und 1773 auf eine ſo prachtvolle und außerordentliche Art, daß ganz Paris herbeiſtrömte, und die Thorheit eines Menſchen anſtäunte, der, ohne ein Frömmler zu ſeyn oder den Luxus zu lieben, ſolche Feſte veranſtaltete. Fünfzig Fäſſer Wein wurden im Park aufgeſtellt, um den Durſt der Proceſſionsmänner, der niedern Geiſtlichkeit, der Sänger, Muſikanten ꝛc. ꝛc. zu löſchen. Da man ihm vorſtellte, daß man ſich in der Hitze des Tages nach andern Getränken ſehnen würde, ſo ließ er mehrere Wagen, mit Citronenkiſten beladen, aus Paris kommen, und eine ſo ungeheure Quantität Limonade machen, daß dieſer Artikel allein fünfzehntauſend Livres koſtete. Um ſein Dorf und die Kirche zu dieſem Feſte recht köſtlich zu ſchmücken, hatte er ſchon lange zuvor die Decorationsmaler der Oper und andere Künſtler zu Rathe gezogen. Die Bauernhäuſer wurden durch eine Allee von Bäumen und angelegten Sträuchen verdeckt, und reitzende Perſpective gemacht. In dieſer Allee waren zehn Altäre, einige ganz aus natürlichen Blumen, andere aus Muſchelwerk geformt; noch andere waren mit den reichſten Tapeten oder mit geſtickten Mouſſelin auf einem roſenfarbenen Grunde, bedeckt. Durch dieſe Allee kam man zum Schloſſe. Hier befand ſich der Marquis in einem ſchwarzen abgetragenen Kleide, voller Schmutz und mit fliegenden Haaren, umringt von dreihundert Bauern, die mit zur Prozeſſion beſtimmt waren, und insgeſammt prächtige Chorröcke trugen. Es hatte viel Mühe gekoſtet, dieſe Bauern ihre Rollen zu lehren, und ihnen den nöthigen Anſtand zu geben. Der Marquis bewies eine Thätigkeit

und Geduld, die nicht zu ermüden war, um dieſe rohen Menſchen zum Tragen der Rauchfäſſer und Blumen-Körbe abzurichten. Er hatte aus Paris eine Menge Friſeurs kommen laſſen, ſie zu friſiren und zu raſiren. Jeder Bauer bekam für ſeinen Dienſt zwölf Livres, und dieſelbe Belohnung erhielten auch eine Menge Seminariſten, die in mehr als hundert Kutſchen aus Paris gebracht wurden. Dieſe, ſo wie alle Geiſtlichen, welche ſich beim Feſte einfanden, hatten das Recht, an den prächtigen Gaſtmälern Theil zu nehmen.

Auf ein Zeichen, das der Marquis gab, ſetzte ſich die Proceſſion in Bewegung. Die bäuriſchen Chordiener hatte er, nach Größe und Farben, in zwei Reihen geſtellt, und ohne Aufhören rief er: „Hieher die Rothen! — Hieher die Blauen!" Es war nicht möglich, das gewaltige Zudrängen der Zuſchauer abzuhalten; ſie gingen durch die Linie, und ſetzten alles in Verwirrung. Der Marquis hatte einige Schweitzer zur Erhaltung der Ruhe kommen laſſen; mit dieſen ſtürzte er ſich auf die Eindringenden und ſchlug um ſich her, bis endlich alles wieder in eine Art von Ordnung kam. Nun erfolgte ein zweites Signal, alle Glocken wurden geläutet, und die Proceſſion begann, die der Marquis ſelbſt anführte.

Zuerſt wurde eine große, ſehr prächtige Fahne von grünem Sammt, reich mit Gold geſtickt, und mit goldenen Quaſten behangen, vor dem Zuge hergetragen. Hierauf kamen die Livreebedienten mit großen Wachskerzen in der Hand, auf welche die ebenfalls Kerzen tragenden, maskirten Bauern folgten, die ſehr unharmoniſch ihren gelernten Chorgeſang abbrüllten. Hinter dieſem Zuge kamen Paarweiſe die Bauernweiber und Mädchen, ſämmtlich weiß gekleidet. Nun kam das überaus prächtige, zu dieſem Feſt verfertigte, Kreutz,

und

und eine aus mehr als fünfhundert Perſonen beſtehende Cleriſey, alle in den koſtbarſten Chorkleidern, wobei zu gleicher Zeit über hundert Rauchfäſſer geſchwenkt wurden. Darauf wurde der prächtige, mit Carmoſinſammt und goldenen Quaſten behangene, mit Gold und Silber geſtickte, und mit großen weißen Federbüſchen gezierte Thronhimmel getragen, an deſſen Seite der Marquis ging, der mit Händen und Füßen zur Muſik den Takt ſchlug. Die Kleidung des Pfarrers, der die Monſtranze trug, war über alle Maßen prächtig, mit farbigem Golde geſtickt, und mit Granaten, Rubinen, Amethyſten und Perlen eingefaßt. Am Schloſſe befand ſich der Hauptaltar, und nahe bei demſelben ein großes Amphitheater, worauf fünftauſend Blumentöpfe und tauſend Roſenſtöcke geſtellt waren. Um dieſen Blumenberg gegen die Volksmenge zu ſichern, waren auf das Schloßdach viele Männer mit Waſſerſpritzen geſtellt, um diejenigen, die zu nahe kämen, einzuweichen. Dieſe Annäherung blieb dennoch bei dem entſetzlichen Gedränge und der Menſchenmaſſe nicht aus, ſo daß Hunderte wider ihren Willen über die bezeichneten Linien gewaltſam hinausgedrängt wurden. Nun ergoß ſich der künſtliche Platzregen, der alles einwäſſerte und einen fürchterlichen Tumult veranlaßte, wobei das Geſchrei und das Fluchen der Gebadeten mit den Gebeten der entfernten Andächtigen einen ſeltſamen Contraſt bildete.

Indeſſen langte die Proceſſion in der Kirche an, wo der Marquis zugleich die Function des Ceremonienmeiſters, die des Küſters und des Vorſängers übernahm. Als hier alles beendigt war, zog die ganze Cohorte auf's Schloß, wo reichlich beſetzte Tafeln der Ankommenden warteten. Die Ehrentafel beſtand aus ſechzig Couverts; an dieſer nahm der Marquis mit ſeinen Hausfreunden und mit dem Ausſchuß ſeiner Muſikanten,

Prieſter und Chorknaben Platz. An die andern Tafeln ſetzte ſich wer da wollte. Niemand wurde zugelaſſen, als Leute vom Pöbel; Standesperſonen ließ der Marquis geradezu abweiſen. Selbſt ſeiner eigenen Gemahlin, die fortdauernd von ihm getrennt lebte, jetzt aber mit einer auserwählten Geſellſchaft von Freunden nach Brunoy gekommen war, dieß Feſt mit anzuſehen, wurde, auch nur als Zuſchauerin, der Eintritt in den Speiſeſaal verweigert.

Nach Tiſche wurde die Kirche wieder geöffnet, und nun ſah man einen poſſirlichen Kirchendienſt. Die vom Weine ganz benebelten Sänger konnten wohl plärren, aber nicht ſingen; die Muſikanten ſchlugen ſich untereinander, und die Chorknaben ſchliefen ein, während der Marquis wie ein Unſinniger in der Kirche umherlief, und nicht wußte, was er thun ſollte, bis ein beſonderer Vorfall ſeine Thätigkeit wieder anfeuerte, und ihr eine andere Richtung gab. Man brachte ihm die Nachricht, daß eben jetzt ein Bauer aus Brunoy einem andern eine Kuh geſtohlen habe. Sogleich beſchloß er, zur Ehre des Feſtes, den Dieb, mit einem Stricke um den Hals und mit einer Kerze in der Hand, zu den Füßen des Altars ſchleppen zu laſſen, um hier öffentlich Buße zu thun. Dieſes Skandal verhütete die anweſende Marechauſſee, die ſich des Verbrechers bemächtigte.

So wurde das Fronleichnamsfeſt in Brunoy, mit einem ungeheuren Aufwande, im Jahr 1772 gefeiert. Im folgenden Jahre fand eine eben ſo lächerliche und koſtſpielige Wiederholung ſtatt, die den Pariſern auf einige Tage Stoff genug zur geſellſchaftlichen Unterhaltung gab. Der Marquis ſorgte aber noch auf manche andere Art dafür, das Publikum durch ſeine Tollheiten zu beluſtigen. So ſchoß ihm z. B. einmal der Gedanke

in den Kopf, in Begleitung von andern fünfzig Pilgern, eine feierliche Wallfahrt nach Jeruſalem zum heiligen Grabe zu machen. Da er den ganzen Haufen der andächtigen Abentheurer während der Reiſe auf ſeine Koſten unterhalten wollte, und Jeder nach der Rückkunft eine Leibrente von vierhundert Livres bekommen ſollte, ſo kann man denken, wie groß der Zulauf aus Paris war, ſobald dieß Projekt dort ruchtbar wurde. Haufenweiſe ſtrömten Müßiggänger, liederliche Leute und Gauner nach Brunoy, um den Marquis nach Jeruſalem zu begleiten. Die Ausführung dieſes närriſchen, in Proſa und Verſen belachten Projekts mußte aber unterbleiben, weil der König dieſer Pilger-Carawane die nöthigen Päſſe verſagte.

Zu ſpät bereute es die Mutter dieſes einzigen ungerathenen Sohnes, daß ſie ihn von früher Kindheit an verzärtelt, und ihm in allen Stücken den Willen gelaſſen hatte. Da ihre Bitten und Vorſtellungen nichts über ihn vermochten, ſo warf ſie endlich der Kummer aufs Krankenbette, wo ſie vier Monate ſchmachtete, bis der Tod im Jahr 1772 ihre Leiden endigte. Der Marquis beſuchte ſie zweimal während ihrer Krankheit. Beim erſten Beſuche unterhielt er ſie mit der Erzählung eines prächtigen Leichenbegängniſſes, das er eben geſehen hatte, und das letztemal, wenige Tage vor ihrem Hinſcheiden, beſchrieb er ihr ihre eigene Beerdigung, und den ganzen Leichenzug, den er ihr ſelbſt zugedacht hatte. Auch war ſie noch nicht todt, als er ſchon alle Zurüſtungen zu ihrer Beiſetzung machte. Er kaufte ſchwarze Tapeten, ſorgte für ſchwarz überzogene Kutſchen, beſtimmte die Anzahl der benöthigten Wachskerzen, ſo wie ihre Länge und Dicke, und berechnete, wie viel Prieſter erforderlich wären. Mit der größten Ungeduld wartete er jetzt auf das Ende ſeiner Mutter,

und war ſehr vergnügt, als ihm ihr Hinſcheiden gemeldet wurde. Er ließ ſogleich die Leichenbeamten holen, zankte ſich mit ihnen über ihre Foderungen tüchtig herum, und da am Tage der Beerdigung der bleierne Sarg einen Riß bekam, ſo ließ er ihn in ſeiner Gegenwart löthen, zeigte dabei die größte Unempfindlichkeit, und kam nicht von der Stelle, bis alles fertig war.

Das Vermögen des Marquis belief ſich, noch beim Leben ſeiner Mutter, auf fünfundzwanzig Millionen Livres. Das Conſeil, welches alle andern Ausgaben für ihn beſtritt, gab ihm nur 428,685 Livres, allein das reichte bei ſeiner Verſchwendung nicht hin, und bei der Liquidirung ſeiner Schulden ergab ſich, daß er, ein Jahr in das andere gerechnet, noch 649,424 Livres jährlich durchgebracht hatte. Mit der größten Leichtigkeit unterzeichnete er alle Rechnungen, die ihm vorgelegt wurden, ohne ſie nur anzuſehen, und wenn er etwas aus der Hand kaufte, ſo gab er jeden Preis, den man foderte. Seine Verwandten wendeten ſich daher, nach der Mutter Tode, an die Regierung mit der Bitte, daß man ihn für unmündig erklären möchte. Er war aber dieſem Schlag durch eine Vorſtellung an die Regierung zuvorgekommen, worin er um ein Conſeil bat, das ihm in Verwaltung ſeines Vermögens beiſtehen möchte. Dieſes Conſeil, welches ihm der Staatsrath bewilligte, beſtand nicht aus Verwandten, ſondern ganz aus Rechtsgelehrten, die ihn, um ſeine Schulden zu tilgen, jährlich auf die Summe von ſechzigtauſend Livres einſchränkten. Dieſe Maßregel war um ſo nöthiger, da bereits viele Gläubiger, die er nicht hatte bezahlen wollen, um mehr als ſiebenmalhunderttauſend Livres klagbar geworden waren. Nach einer Verfügung der Regierung wurde auf ſeine Einkünfte Beſchlag gelegt, und ein Theil ſeiner Mobilien verkauft.

Allein dieß machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn; er fuhr nach ſeiner alten Weiſe fort, mit den liederlichſten Leuten aus der Hefe des Pöbels in vertrautem Umgange zu leben.

Um mehr Geld in die Hände zu bekommen, verkaufte der Marquis an ſeinen Schwager, den Grafen Escars, für viermalhundert und fünfzigtauſend Livres die Hofſtelle eines oberſten Maitre d'Hotel des Königs, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, und, ohne ſich um ſeine Vormünder zu bekümmern, unterzeichnete er für mehrere hunderttauſend Livres Donationen und Leibrenten. Sein theurer Sené erhielt eine ſolche Donation von einunddreißigtauſend achthundert und ſechzig Livres; ſein Freund Marechal, der auch ſein Schreiber war, vierunddreißigtauſend fünfhundert und ſechzig Livres, und dabei noch eine Leibrente von zweitauſendachthundert Livres; ſein Oberkoch eine von zwölfhundert, ſein Unterkoch eine von achthundert Livres; ſein Reitknecht ſechshundert, ſein Jäger eben ſo viel, ſein Kutſcher eine jährliche Leibrente von ſechstauſend Livres ꝛc. ꝛc. Es fanden ſich aus Paris auch Spieler bei ihm ein, die ihn betrogen, und ſich von ihm, zur Tilgung dieſer Spielſchulden, für achtmalhunderttauſend Livres Wechſel geben ließen. Das Parlament von Paris annullirte jedoch alle dieſe Wechſel, Donationen und Leibrenten.

Plötzlich kam dem Marquis der Gedanke in den Kopf, eine Reiſe nach London zu machen. Ohne ſich mit einem Paſſe zu verſehen, oder für hinreichendes Reiſegeld zu ſorgen, ging er, von ſeinen gewöhnlichen Hausfreunden und drei Bedienten begleitet, blos mit fünfzig Louisd'or im Beutel, dahin ab. Die Tavernen und Bierhäuſer waren in London ſein einziger Aufenthalt, wo er ſich oft herumprügelte. Er wollte hier ein

großes Haus machen, miethete ein ganzes Hotel, kaufte acht Pferde, ließ ſich prächtige Livreen verfertigen, und war auf dieſe Weiſe in wenigen Wochen ſeinen engliſchen Gläubigern zweitauſendfünfhundert Pfund Sterling ſchuldig. Indeß hatte er ſeine fünfzig Louisd'or längſt verzehrt, bekam kein Geld aus Paris, und befürchtete von ſeinen Gläubigern verhaftet zu werden. Er verließ daher London, wo er ſich nur 29 Tage aufgehalten hatte, in der größten Eile, und ging nach Frankreich zurück. Hier ſetzte er ſeine bisherige Lebensweiſe und ſeine Verſchwendung auf eine Art fort, die eine Kataſtrophe herbeiführen mußte.

Die Rechtsgelehrten, welche über den Marquis eine Art von Vormundſchaft führten, baten das Miniſterium, ihn einzuſperren. Der Generalprokurator berief die Verwandten deſſelben, meiſtens Perſonen von hohem Range, um ihre Meinung über dieſen Antrag zu vernehmen, man konnte aber über die zu nehmenden Maßregeln nicht einig werden. Die Verwandten der Marquiſe von Brunoy ſtimmten für eine Vormundſchaft, denn ſie wollten durchaus das Vermögen und die Rechte dieſer ſo ſchändlich verlaſſenen Dame in Sicherheit geſtellt wiſſen. Bei allen Mißhandlungen, die dieſe achtungswerthe Gattin von dem rohen Wüſtling, ihrem Gemahl, erdulden mußte, behauptete ſie immer ihren ſanften Charakter, und war nicht zu bewegen, irgend eine Erklärung zu ſeinem Nachtheil zu thun. Indeſſen fällte doch der Gerichtshof des Chatelet das Urtheil, daß ihm, als einem Wahnſinnigen, die Verwaltung ſeines Vermögens entzogen werden ſollte. Der Marquis appellirte von dieſem Ausſpruche ans Parlament, und legte demſelben ein Zeugniß von vierzig Einwohnern von Brunoy vor. Dieſe Menſchen liebten natürlich ihren Gutsherrn, der mit ihnen auf einem

ſo brüderlichen Fuß lebte, ihnen Schmauſereien, Feierkleider und religiöſe Feſte gab. Sie leugneten daher einſtimmig, in einer förmlichen Erklärung, ſeine Thorheiten, nannten ihn ihren Wohlthäter, ihren Vater, und ſagten alles, was er nur wünſchte. Auch die Bewohner der benachbarten Dörfer blieben nicht unthätig. Männer und Weiber, Beamte und Bauern liefen beſtändig in die Kirchen, um feierliche Gebete und Gelübde für ihren großmüthigen Nachbar zu thun, womit auch die Pfarrer übereinſtimmten. Dieſe vereinigten Zeugniſſe erhielten ein ſolches Gewicht, daß das Parlament die Verfügung des Chatelet niederſchlug.

Das Kirchdorf Brunoy, nur ein Paar Stunden von Paris entlegen, hatte eine ungemein reizende Lage. Schon in frühern Zeiten ſollen die Könige von Frankreich daſelbſt einen Palaſt gehabt haben; wenigſtens brachte Philipp der Sechste im Jahre 1346 daſelbſt einen großen Theil des Frühlings zu. Kunſt und Pracht hatten gewetteifert, die Schönheiten der Natur zu erhöhen, und den freundlichen Ort zu einem königlichen Wohnſitz zu geſtalten. Dieß bewog den älteſten Bruder Ludwig des Sechszehnten, den nachmaligen König Ludwig den Achtzehnten, im Jahre 1776 die Augen auf dieſen Ort zu werfen, als ihm die Gläubiger des Marquis die Ueberlaſſung des ſchönen Beſitzthums antrugen, unter der Bedingung, dieſes Wildfangs Schulden zu bezahlen, die ſich damals auf fünfzehn bis ſechszehn Millionen Livres beliefen. Einen gänzlichen eigenthümlichen Beſitz wollte der Prinz nicht annehmen, dagegen erbot er ſich, für den lebenslänglichen Genuß des Schloſſes, des Parks, der Gärten und der damit verbundenen Ländereien, einige Millionen in Leibrenten zu geben. Die Gläubiger waren mit dieſem Anerbieten zufrieden, und der Vertrag wurde geſchloſſen.

Der Onkel des Marquis, der Graf von Bethune, übernahm es, dem erſtern von der Uebereinkunft, die ſeine Gläubiger mit dem Bruder des Königs getroffen hatten, Nachricht zu geben. Er war darüber ſehr erſchüttert, brach in Thränen aus, und erklärte, daß er nimmermehr ſeine Zuſtimmung dazu geben würde. Man hatte dieß voraus geſehen, und da man erwartete, daß er ſich beſonders gegen ſeine ſogenannten Freunde über die Entziehung ſeines Lieblingsortes in laute Klagen ergießen würde, ſo waren in dieſer Hinſicht einige Vorkehrungen getroffen worden, welche die Klugheit an die Hand gab. Die Freunde des Marquis waren, durch Verſprechungen und Drohungen, gewonnen worden, und ſie beredeten ihn, ſeinen Kummer durch den Wein zu verjagen, wozu er ſich nicht lange bitten ließ. In der Trunkenheit wurde ihm die, in rechtlicher Form ausgefertigte, Ceſſionsakte vorgelegt. Ohne zu wiſſen was er that, ſchrieb er ſeinen Namen hin, und ſchlief gleich darauf ein. Bei ſeinem Erwachen erzählte er, es habe ihm geträumt, er habe Brunoy verkauft. Man verſicherte ihm hierauf, daß es kein Traum ſey, ſondern daß es ſich wirklich ſo verhalte. Abermals gerieth er darüber in die äußerſte Beſtürzung, brach in Thränen aus und verſicherte, lieber würde er ſich in Stücken verhauen laſſen, als den Ort übergeben.

Inzwiſchen kam wenige Tage nachher der Intendant des Prinzen nach Brunoy, und erſuchte den Marquis um baldige Räumung des Schloſſes. Dieſer betheuerte aber, daß er es nicht thun werde. Die Antwort war: man würde ihn mit Gewalt dazu zwingen, „Davor iſt mir nicht bange, rief der Marquis, denn meine Vaſallen werden mich gegen jede Gewalt zu vertheidigen wiſſen.“ Der Intendant nahm eine ernſte Miene an, und entgegnete: „Wenn Sie es mit dieſer

Drohung ernſtlich meinen, ſo wird bald Rath dagegen ſeyn. Man wird einige Kompagnien von der Garde nach Brunoy kommen laſſen, um hier auf Diſcretion zu leben." Bei dieſer Drohung erblaßte der Marquis; er ſtimmte auf einmal ſeinen Ton herab, und erbat ſich blos die Begünſtigung, einige Zimmer im Schloſſe behalten zu dürfen. Der Intendant konnte natürlich dieſen Wunſch nicht gewähren, vielmehr wurde der Ort ungeſäumt in Beſitz genommen, und bald darauf vom Könige zu einem Herzogthum erhoben. Dieſe Ehre rührte aber die Einwohner ſehr wenig, die mit ihrem bisherigen Gutsherrn freilich viel Genuß und ſinnliche Ergötzlichkeiten einbüßten. Sie waren untröſtlich, und trieben ihre Anhänglichkeit an den Marquis ſo weit, daß niemand dem Prinzen entgegen ging, als er zum erſtenmal nach Brunoy kam. Nicht einmal der Pfarrer zeigte ſich, der, dem Herkommen gemäß, den neuen Beſitzer mit ſeiner Cleriſey hätte bewillkommnen ſollen.

Schloß und Park wurden, nach Angabe des Prinzen, außerordentlich verſchönert, und erhielten eine gänz veränderte Geſtalt. Aber die Revolution, die ſo vieles zerſtörte, machte dieſer Herrlichkeit ein Ende. Der ganze Park wurde niedergehauen, das Schloß zerſtört, von der prächtigen Caſcade, einem hydrauliſchen Meiſterſtück des berühmten Laurent, blieb faſt keine Spur mehr übrig, und die marmornen Statüen und Vaſen, womit die Gärten verziert waren, wurden verkauft. Nach Napoleons Sturz ſorgte der vormalige Beſitzer, nunmehr Ludwig der Achtzehnte, für das ſchöne Gut zum zweitenmal, und ſchenkte es darauf dem Feldmarſchall Wellington.

Sobald Brunoy an den Prinzen übergeben war, unterſuchte das Parlament die Schulden des Marquis. Bei dieſer Unterſuchung kamen eine Menge ſchändlicher

Kunſtgriffe ans Licht, welche die Gläubiger angewendet hatten. Mehrere derſelben wurden beſtraft, und einer, um der Schande zu entgehen, ſchoß ſich eine Kugel durch den Kopf. Die Verwandten des Marquis, die mit Recht nichts Gutes von ihm hoffen durften, ruhten nun nicht eher, bis ſie von der Regierung ſeine Einſperrung bewirkt hatten. Er befand ſich auf ſeinem Schloſſe zu Varige, wo er ſeine alten Thorheiten fortſetzte und über neue brütete, als mitten in der Nacht ein Kommiſſair mit Gerichtsdienern in ſein Zimmer trat, ſich ſeiner Perſon bemächtigte, und ihn nach dem Priorat d'Elmont, bei St. Germain en Laye brachte. Es war ein Kloſter der Genovefer, wo Befehl gegeben wurde, ihn nicht aus den Mauern gehen, und mit keiner fremden Perſon ſprechen zu laſſen, übrigens aber ihn wohl zu behandeln. Um ihn zu zerſtreuen, vermochte die Familie zwei Offiziere, die im Hotel der Invaliden wohnten, zu ihm ins Kloſter zu ziehen. Jeder ſollte dafür jährlich ſechstauſend Livres erhalten, dem Marquis ſelbſt wurden zwölftauſend Livres ausgeſetzt. Dieſe Geſellſchafter waren aber überflüſſig, denn der Gefangene befand ſich ganz in ſeinem Elemente, in einem Kloſter, wo er beſtändig mit Geiſtlichen reden und ſich ſeinen angenehmſten Neigungen überlaſſen konnte. Beinahe den ganzen Tag brachte er in der Kirche oder in der Sakriſtei zu. Er läutete die Glocken, half die Altäre verzieren, zündete die Lichter an, und ſtritt oft mit dem kleinen Chorknaben um die Ehre, die Prieſter bei der Meſſe zu bedienen.

Zwei Jahre brachte der Marquis in dieſem Kloſter zu, wo er ſeine Gefangenſchaft ſo wenig fühlte, daß er ſie vielmehr liebgewann. Dennoch beſorgte ſeine Familie, er möchte hier auf's Entkommen denken, und ließ ihn daher nach Loges, ein im Walde von St. Ger-

main liegendes Kapuzinerkloſter bringen. Hier wurde er viel enger verwahrt, und wurde auch des Vergnügens beraubt, Küſter und Glöckner zu ſeyn, und den größten Theil des Tages in der Kirche zuzubringen. Darüber grämte er ſich ſo ſehr, daß er nach einigen Monaten in eine abzehrende Krankheit fiel, die ſeinem Leben im März 1781, im drei und dreißigſten Jahre ſeines Lebens, ein Ende machte. Als er merkte, daß ſein Ende nicht mehr ferne ſey, machte er ſelbſt, ſeiner alten Leidenſchaft getreu, die Verordnungen zu ſeinem Leichenbegängniß, und beſtimmte auf's Genaueſte, wo die Wände ſchwarz ausgeſchlagen, wie das Caſtrum doloris eingerichtet, wie viele Kerzen dabei brennen ſollten u. dergl. m. Endlich verordnete er auch noch, daß nach der Leichenceremonie alle Geiſtlichen aus der Gegend tüchtig auf ſein Andenken trinken ſollten.

3.

Der Räuber Angiolino.

Ein armer Bauer im Neapolitaniſchen, der Angiolino hieß, hatte faſt nichts Eigenes, ſondern alles, womit er ſich nährte, gehörte dem Gutsherrn ſeines Dorfes. Beſonders war ihm ein Mauleſel ſehr wichtig, den er bei ſeinen Arbeiten brauchte. Es war daher für ihn ein großes Unglück, als dieſes Thier ſtarb. Das Schickſal war aber mit dieſer Prüfung nicht zufrieden, denn ſein Gutsherr, dem der Eſel gehört hatte, war ein harter ſtrenger Mann, der das Thier durchaus bezahlt haben wollte. Keine Vorſtellungen, keine Bitten, kein Flehen half etwas; der arme Angiolino

wurde genöthiget, die wenigen Sachen, welche er noch in ſeinem Hauſe beſaß, zu verkaufen, um die Summe zu erlegen. Dieß brachte ihn zur Verzweiflung und erfüllte ihn, der ſich bisher ſtets als einen ſtillen ruhigen Unterthan gezeigt hatte, mit dem wüthendſten, unauslöſchlichſten Haſſe gegen alle Edelleute und Gutsbeſitzer, die den armen Landmann, beſonders in dieſem Königreiche, ſo drückten, daß er faſt nichts als ſein Leben für ſich übrig behielt.

Angiolino beſaß dabei einen ſehr guten natürlichen Verſtand. Er ſah, daß das Volk abſichtlich in Unwiſſenheit, Trägheit und Sclaverei erhalten wurde, und auch beſonders dieſe Herabwürdigung des Menſchenwohls konnte er den Vornehmen nicht vergeſſen. Er ſelbſt war ſchlecht unterrichtet, und da er nachher ſeinen Bauernſtand verließ, lernte er bald leſen und ſchreiben, und erwarb ſich hierin noch eine ſo große Fertigkeit, daß er einen vortrefflichen männlichen fließenden Ausdruck in ſeine Gewalt bekam.

Als ſein Hausgeräthe verkauft war, verließ er voll Verzweiflung ſein Dorf, und, angetrieben von Wuth und Rachſucht, die aus dem Gefühl der Unterdrückung entſprang, geſellte er ſich zu einigen Straßenräubern, die bald ſeine Talente, beſonders ſeinen unerſchütterlichen Muth anerkannten, ihn zu ihrem Anführer wählten, und ihm ſtrengen Gehorſam verſprachen. Er ſammelte nach und nach mehrere Leute unter ſeinem Befehle, die ſich aber unter ſeiner Gewalt ſehr von gewöhnlichen Räubern unterſchieden. Es waren zuletzt hundert und zwanzig Mann, die er im ſtrengſten Gehorſam zu erhalten wußte. Nie durften ſie einen gewaltſamen Einbruch machen, noch weniger geſtattete er, daß einer ſeiner Leute einen Mord beging; ſondern wenn er von einem Pächter, Beamten, Geiſtlichen oder Edel-

mann Geld haben wollte, ſo ſchrieb er ſehr höflich an ihn, und beſtimmte die Summe, verſprach dann auch oft, nie oder in einer gewiſſen Zeit nicht einzuſprechen. Nie brach er ſein Wort. Konnte oder wollte man die ganze Zahlung nicht leiſten, ſo nahm er ſie terminweiſe, und wenn die Hälfte oder ein Drittheil abgetragen war, ſo ſchenkte er oft das Uebrige. Wurde Jemand auf der Landſtraße beraubt, ſo nahm er ihm nie alles, gewöhnlich nur die Hälfte ſeiner Baarſchaft ab. Als er z. B. einſt einen Biſchof anhielt, ſo fragte er ihn, wie viel Seine Gnaden Geld bei ſich hätten? Auf ſeine Antwort: „Tauſend Goldmünzen,“ antwortete er: „Sie brauchen während Ihres Aufenthaltes in Neapel (wohin der Biſchof wollte) und zur Rückreiſe in Ihre Diöceſe nur die Hälfte von dieſem Gelde. Geben Sie mir fünfhundert Unzen, und Gott begleite Sie.“

Als ihm ein andermal ein reicher Benediktinerabt in die Hände fiel, der zweitauſend fünfhundert Unzen in Gold in ſeinem Felleiſen bei ſich führte, nahm er ebenfalls nur die Hälfte, und ſagte: „Ich brauche einen Theil dieſes Geldes zur Ausſtattung eines armen Mädchens, einen andern zur Unterſtützung gewiſſer dürftiger Landleute, und das Uebrige zu den Bedürfniſſen meiner Geſellſchaft.“ Oefters ſtahl er den Reichen, um den Armen zu geben; er drückte die Vornehmen, um den Niedrigen aufzuhelfen. Arme ließ er ungehindert ihre Straße ziehen, auch andere Reiſende, beſonders Ausländer. Den Letztern gab er zuweilen ſogar Bedeckung mit, damit ſie von keiner andern Bande angegriffen werden möchten.

Ueber alle Einnahmen und Ausgaben führte Angiolino eine ſehr genaue Rechnung, und er verlangte,

daß Jeder ſeiner Leute ſie nachſehen und unterſuchen möchte, um die Richtigkeit derſelben und den Zuſtand der Kaſſe zu kennen. Zu ſeiner Zeit unterblieben, aus Furcht vor ihm, ſehr viele Gewaltthätigkeiten, Bedrükkungen und Mißhandlungen, weil er nach allen Kräften das Unrecht ſtrafte und züchtigte. Auf dieſe Art erwarb er ſich die Achtung und das Zutrauen beſonders der niedern Volksklaſſen, und konnte es wagen, ſich mit ſeinem kleinen Haufen dreiſt in jedes Dorf oder in kleine Städte zu begeben. Mit Jubel eilten ihm ſogar viele Menſchen entgegen, und beeiferten ſich, ihm Ehre zu erweiſen; denn ſobald er an einen ſolchen Ort hinkam, errichtete er einen Gerichtshof, ließ ſich die Klagen der Gedrückten vortragen, und verrichtete das alte Geſchäft des Magiſtrats. Seine Ausſprüche und Urtheile ſollen immer, wenn er ſich nicht durch ſeinen Haß gegen die Vornehmen und Edelleute hinreißen ließ, ſehr billig und gerecht geweſen ſeyn. Dabei hatte man auch den Vortheil, daß man alle Koſten und Sporteln vor ſeinem Richterſtuhle ſparte. Alle dieſe Umſtände erwarben ihm allgemeine gute Aufnahme, und den Titel: König des platten Landes.

Angiolino war ſo wenig ehrgeizig, als eigennützig. Er erbot ſich gegen den König von Neapel in einer förmlichen Unterhandlung: alles Rauben zu unterlaſſen, und blos nach den Befehlen des Königs für die innere Ruhe des Landes zu ſorgen, wenn man ihm und ſeinen Leuten nur irgend einen nicht ehrloſen Rang verſtattete; dabei wolle er, ſo wie dieſe, mit einem geringen Sol.e zufrieden ſeyn. Aber ſein Vorſchlag wurde verworfen, und endlich bekam man ihn wirklich gefangen. Er ward in Ketten gelegt, wie ein gemeiner Räuber behandelt, und zum Tode verurtheilt. Auch hier

verlor er die Würde, die Faſſung und den Muth ſeines Geiſtes nicht. Ganz Neapel nahm Antheil an ſeinem Schickſale und beklagte ihn. Noch lange ſprachen viele Neapolitaner mit enthuſiaſtiſchem Feuer von ihm.

4.

Widerwärtigkeiten eines deutſchen Chriſtenſclaven unter den Türken.

(Von ihm ſelbſt beſchrieben.)

Drei Jahre lang war ich, Michael Heberer, zu Heidelberg Präceptor des Grafen Erich Bielke aus Schweden, und als dieſer nach Hauſe zog, in ſein Land, im Jahr 1582, trieb's mich fort, mit ſonderbarer Begierde, fremde Länder zu ſehen. Beſonders wollte es mich anmahnen, zu beſuchen das Königreich Frankreich. Dazu aber fand ich bald Gelegenheit. Es kam nemlich nach Heidelberg eine Edelfrau aus Burgund mit ihrem Junkherr, in deren Dienſte begab ich mich, und trat mit ihr in Gottes Namen die Reiſe nach Frankreich an, nachdem ich zuvor in meiner Vaterſtadt Bretten von Geſchwiſtern und Freunden Abſchied genommen hatte.

Die Reiſe ging über Speier, Raſtadt, Strasburg nach Burgund, in welchem Lande ich viel auf den Schlöſſern der Dame war, mit der ich reiſete, und derer ihrer Freunde. Endlich aber blieb ich zu Chameſſon bei einem Herrn von Toyre, wohl bei drei Jahren, und durchreiſete Frankreich mit ihm und Italien; davon hier viel zu ſagen wäre. Wir verweilten da lange in Paris,

welche Stadt ich nach Konſtantinepel für die ſchönſte und größte halte in Europa. Es trug ſich in Paris allerlei Unheimliches zu, welches in der erſten Zeit 1584 öffentlich auszubrechen drohte, da der König dem Volke eine Schatzung auflegen wollte, und ſeine alten Räthe nicht anhörte. Da ich Arges fürchtete, ſuchte ich aus Frankreich zu entkommen, und eilte nach Marſeille. Hier begann in der Nacht ein fürchterliches Blutbad. Der Bürgermeiſter Davies rannte ſeinen leiblichen Bruder, der Kommandant der Stadt war, mit Gewappneten an, und ließ ihn, in Gegenwart ſeiner Hausfrau und ſeines Geſindes, jämmerlich ermorden. Das geſchah des Nachts um neun Uhr, den neunten April, im Jahr 1585.

Tags darauf wurde unter Trompetenſchall in der ganzen Stadt verleſen und bekannt gemacht, auf Befehl des Königs: Alle Hugonotten oder Evangeliſchen ſollten umgebracht werden durch's Schwert, oder in's Gefängniß kommen. So ſollten auch alle diejenigen traktirt werden, die kein weißes Kreuz auf den Hüten trügen. Alſobald ging es in der Stadt an ein Würgen und Morden, daß davon nicht genug zu ſagen iſt. Noch ſtehen die Thränen mir in den Augen, wenn ich an dieſes abſcheuliche Blutbad denke. Da wurde mir und meinem Geſellen, dem Secretair Carré, gar nicht wohl zu Muthe. Wir verſteckten alle unſere Schreiben, kamen aber gut davon, weil wir bei der Wittwe eines Bäckers wohnten, die der Religion wegen in keinem Verdachte war. Ich kann aber nicht ſagen und beſchreiben, in welcher großen Angſt wir ſteckten. Sogleich hefteten wir uns weiße Kreuze auf die Hüte und verlangten, zu Schiffe zu gehen. Aber der Hafen war verſchloſſen. Ach, wie ſo mancher ehrliche Mann, wie ſo manche gute Frau wurde ermordet und in's Meer geſtürzt! Da nun der Jammer auf's Höchſte ſtieg, erlangte ein Maltheſer die

Erlaub-

Erlaubniß, in die See ſtechen zu dürfen. Die Ketten des Hafens wurden gehoben, und wir fuhren in der Nacht ab, jedoch mit ſtarkem Herzklopfen, unter großem Jammer und Geheul der Marſeiller Hugonotten und der armen, jämmerlich gemordeten Unſchuldigen. Alſo fuhren wir in Gottes Namen und in ſeinem gnädigen Schutz aus dieſem Blutbad, und hatten großes Mitleiden mit den armen, verfolgten Chriſten.

Wir lagen zu Toulon, als wir hörten, der böſe Bürgermeiſter der Stadt, Davies, ſey verhaftet und zu Marſeille die Ruhe wieder hergeſtellt worden. Da wir das hörten, waren wir ſehr froh, und ſegelten bei gutem Winde weiter. So kamen wir bei der Inſel Corſika vorbei, deren Einwohner ſind grobe, hartnäckige Leute, und ſtark und hart von Natur. Dann aber trieb uns der Wind vor der Inſel Elba vorbei, wo Stahl und Eiſen reichlich erzeugt wird, ſchlug uns über Sardinien hinaus, und warf uns an die afrikaniſche Küſte, wo wir bei Biſerte ankerten. Es mußte aber der Patron zum Dey nach Tunis, der ſtets fragte: ob kein Maltheſer-Ritter ſich auf dem Schiffe befände? Dieß wurde hartnäckig verneint, weil es uns ſonſt ſchlimm bekommen wäre, und nach mancherlei gereichten Geſchenken erhielten wir endlich erſt einen Paßport und konnten abſegeln. Da eilten wir nach Maltha. Ich ging zu meines ehemaligen Herrn von Toyer leiblichem Bruder, der Kommandeur war, und wurde von ihm ſehr wohl empfangen, aber ich ließ mich auch bereden, Kreuz- und Meerfahrten gegen die Barbaresken mitzumachen, was ich hätte ſollen bleiben laſſen.

Es waren vier Galeeren, die zuſammen fuhren, alle kampfluſtig wie ächte Maltheſer. Da gingen wir muthig in die See bis gegen Alexandrien. Unfern davon aber griffen wir mit hohem Muth zwei türkiſche

Schiffe an, enterten und eroberten dieſelben. Ich war gleichfalls einer der Enterer und focht mit großem Muth. Als wir aber unſre Beute unterſuchten, und ſo auf dem eroberten einen Schiffe waren, ſignaliſirte man zehn türkiſche Schiffe. Da zogen ſich die Maltheſer zurück und wir blieben auf dem eroberten Schiffe. Ach, welche Angſt und Noth uns damals traf, wage ich nicht zu beſchreiben. Da waren wir nun allein und ſahen uns verloren. Zwar ſpannten wir die Segel auf, und ſuchten zu entkommen; auch trieb der Wind uns gegen Cypern hin, und wir glaubten ſchon entkommen zu ſeyn; da wendete Gott es anders.

Es waren unſerer zwei und neunzig Chriſten auf dem Schiffe, und vier und neunzig Türken und Mohren, Männer und Weiber. Unter dieſen Allen ſprach man zwölf Sprachen; und nur ich war ein Deutſcher, und mein Unglücksgefährte, Georg Köpke, ein Pommer. Da wir nun ſo in der Irre umherſegelten, auf Geradewohl, mit wenigem Waſſer und ſchlimmem Muth, fing unſer Schiff an, mit Gewalt Waſſer zu ſchöpfen. Da hatten wir nun genug zu thun und zu arbeiten, die Gefahr des Verſinkens von uns abzuwenden. Nun aber geſchah es, daß trotz der Noth und Angſt, eine Beſtie von einem Menſchen, ein Cataneſer, dem ſchrecklichen Laſter der Sodomie dennoch nachhing; dieſer mußte alſo grauſam mit der Baſtonade beſtraft werden, und was uns auch traf in der Noth, das war ohne Zweifel ſein Werk. Von Hunger, Noth und dem grauſamſten Durſt von der Welt gequält, vom Sturm und Meer bedroht, ſegelten wir endlich nach zehn Tagen einem Lande zu, gleichviel, es ſey welches es wolle, unſer elendes Leben zu retten. Da ſprachen die Maltheſer-Ritter: Ihr wißt es, daß Maltheſer-Ritter nie erlöſet werden von der Gefangenſchaft, und müſſen alle darin ſterben. Des-

wegen wollen wir uns unſerm Schickſal überlaſſen. Wer aber ſich retten will, in der Barke, auf Flößen, oder ſonſt, der thue es und zaudere nicht. Da ſchwammen unſerer Viele zum Lande, und das Schiff ſegelte davon. Wir aber fielen alle, obgleich gerettet, in der Mohren Hände. Dieſe brachen hervor, nahmen uns Alles ab, was wir hatten und zogen uns ganz aus. Nun wurden wir getheilt und getrennt, dahin und dorthin geführt. Ich aber, der Pommer, ein Spanier, und zwei Franzoſen, wir wurden unter tüchtigen Streichen über den Sand gejagt und neben einer hohen Säule in eine Höhle geſteckt.

Aber der Statthalter von Alexandrien hatte davon gehört, machte ſich mit vielen Soldaten auf, und ließ uns alle aus unſern Höhlen hervorziehen. Sobald wir nun an's Tageslicht kamen, fragte der Statthalter, der ein Renegat war, in italieniſcher Sprache: ob ich ein Deutſcher ſey? Auf meiner Geſellen Ja, ſagte er: Biſt du auch ein lutheriſcher Hund, wie andere Deutſche? Ich that, als könnte ich ihn nicht verſtehen. Er aber ließ uns, unſerer dreißig, wie das Vieh, mit Stöcken durch die Stadt und in das Gefängniß am Bord des Meeres treiben. Hier wurden wir ſogleich in Eiſen geſchmiedet, und ich mit dem Pommer an einer Kette zuſammen. Dann bekamen wir zur Erquickung Zwieback und Waſſer. In einem ſolchen Gefängnißloche hatten wir zehn Tage gelegen, als man uns die Haare und den Bart abſchor. Dieſe Kränkung verdroß uns mehr, als das Gefängniß ſelbſt, und fiel uns ſehr hart und ſchwer. Ach! wie wollte uns ſo Alles nicht behagen! Selbſt ſtatt des Waſſers aus dem berühmten Nil, welches ſo herrlich, erlabend ſeyn ſoll, hätte ich lieber einen Schluck aus dem berühmten St. Petersbrunnen zu Heidelberg gehabt. Was aber konnte alles Wünſchen helfen?

So viele Seltenheiten auch in Alexandrien zu ſehen waren, ſo wollten mir doch alle nicht gefallen, und oft lag ich bei St. Katharinenkirche auf den Knieen und flehte zu Gott um meine Erlöſung. Zwar tröſteten mich einige griechiſche Chriſten; was war mir aber mit Troſte geholfen und wenn er vom Patriarchen ſelbſt gekommen wäre? — Dieſer war ein ſehr angeſehener Mann zu Alexandria. Er ſchrieb ſich alſo:

„Sylveſter, Papſt (Πάπα) und Patriarch zu Groß-Alexandrien, zu Lybien, Pentapolis, des Mohrenlandes, und von ganz Aegypten, ein Vater aller Väter, ein Hirt aller Hirten, ein hoher Prieſter aller hohen Prieſter, der dreizehnte Apoſtel, ein Richter des bewohnten Erdkreiſes.“

Sonſt ging er ziemlich gering gekleidet, war ein Mann von ſiebenzig Jahren, hatte wenig ſtudirt und kannte auch kein Latein. Dennoch lebte er in der Stadt, wo die ſiebenzig Dollmetſcher unter Ptolomäo Philadelpho das alte Teſtament in griechiſcher Sprache einſt ausarbeiteten, und wo 2300 Jahre vor Chriſti Geburt das herrliche Buch Jeſus Sirach geſchrieben, und wo 40 Jahre nach Chriſti Geburt der Evangeliſt St. Markus enthauptet wurde.

Da uns der Baſſa von Cairo haben wollte, ſo mußten wir uns härter ſchließen laſſen und wurden fortgeführt. Als wir nun nach Roſetta kamen, lobten Männer und Weiber Gott mit lauter Stimme, daß er uns habe gefangen nehmen laſſen, und gegeben habe in die Hände der Rechtgläubigen. Darauf ſpieen ſie uns in's Angeſicht und hießen uns Nazarener. Wir aber duldeten Alles gern und geduldig um unſers Herrn Chriſti willen. Als wir aber zum Gefängnißſtall geführt wurden, da fand ſich ein Venediger chriſtlicher Kaufmann, der ließ uns reichen auf ſeine Koſten friſches

Waſſer, Brod, Kukummern, Melonen und gebackene Fiſche, theilte es unter uns aus, und ermahnte uns zur Geduld mit chriſtlicher Ermahnung. Uns arme Verhungerte machte das ſchier lebendig; daher dankten wir Gott und prieſen den frommen Kaufmann von Herzen. Auch kamen franzöſiſche Kaufleute am folgenden Morgen, die uns erquickten. Deren einem gab ich Botſchaft an meinen Herrn Chameſſon mit, die er auch ausgerichtet hat. Nun aber mußten wir zu Schiffe und den Nil überfahren, dieſen herrlichen Fluß, der aus dem Paradies herausfließet und von Moſes Gihon genannt wird. Da fuhren wir hinab, und ſahen des türkiſchen, mohriſchen Volks gar viel, ſchwarz, braun, ein häßliches Volk und ſehr verhuret, davon ſich viel ſagen ließ.

Als wir nun nach Cairo kamen, ließ uns der Baſſa, einen jeden beſonders, fragen, nach Namen, Stand, Vaterland und Gewerbe eines jeden, durch den Trützelmann (Trucheman, Dragoman, d. i. Dollmetſcher). Dieſer ſagte uns auch, daß es uns gut gehen ſollte, wenn wir wollten Türken werden, aber dazu wollte ſich keiner entſchließen, ausgenommen zwei Franzoſen, ein Bäcker und ein Schneider; dieſe ließen ſich zu Türken machen. Wir aber wurden im Hofe des Baſſa ſehr hungrig und durſtig. Da kam ein Jude, fragte uns mancherlei, ermahnte uns zur Geduld und brachte einem Jeden ein Brod und eine Kanne mit Waſſer. Darauf wurden wir in's Gefängniß geführt, in einen finſtern, großen Thurm. Da lagen wir vier Tage, und wußten nicht was uns geſchehen ſollte. Aber aus dieſer Ungewißheit wurden wir bald geriſſen und zur Arbeit geführt. Ein altes Gebäude und Mauerwerk mußten wir niederreißen. Da gab es viel Arbeit, zu der wir jeden Morgen geführt wurden. Da wurden dann von uns mancherlei Streiche ausgeführt, welche ſonderlich die

Paſtetenmacher und Bäcker betrafen, weil ſie auf offenen Bänken ihr Backwerk auslegten. Was wir davon im Vorbeigehen erwiſchen konnten, das nahmen wir. Denn den Gefangenen iſt es in Aegypten erlaubt, zu nehmen, was ſie kriegen können, nur müßen ſie es klug machen. Als aber einſt ein Bäcker einen Sclaven erwiſchte, der Brod genommen hatte, ſchlug er mit einem Stecken auf uns los. Aber unſere Guardians oder Wächter ſchlugen den Bäcker zu Boden, und riefen: „Warte! du ſollſt dich nicht unterſtehen, des Großherrn Gefangene zu ſchlagen!“ Da hatte er ſeine Baſtonade dahin. Wir aber, wenn wir etwas nehmen konnten, theilten es mit den Wächtern. So ging Alles fort in ſeiner Ordnung.

Von den Pyramidalibus, den Sphingen, dem Nilo und ſeinem Waſſermeſſer könnte ich viel ſchreiben. Aber es ſey, da es ſchon Andere gethan haben, und auch von der Stadt Cairo, die an Größe nicht allein Rom und Paris, ſondern auch ſogar Konſtantinopel übertrifft. Es hat ſie der Türke erſt 1517 eingenommen. Dort herum befinden ſich mancherlei Thiere, unter denen die ſonderbarſten die Krokodille ſind, die man oft mit den Lindwürmern verglichen hat. Sie haben keine Zunge und thun großen Schaden an Menſchen und Vieh, zu Waſſer und zu Lande. Es iſt in Cairo gar viel zu ſehen und mancherlei, z. B. von Nürnberger Waaren, Dockenwerk, Spiegeln, Pfeifen und dergl.; daher nicht unbillig das Sprichwort: Nürnberger Tand geht durch alle Land.

Als wir nun ſechs Wochen alſo in Cairo gearbeitet hatten, mußten wir wieder nach Alexandrien wandern, um das traurige Loos der Galeerenſclaven anzutreten. Ach! welch ein Jammer, welch ein Leid war das! Da wurden wir auf eine Galeere geführt und angeſchmiedet. Da hätte einer das Weinen und Heulen hören ſollen. Es war zum Erbarmen; alſo, daß auch

unſerm Guardian (der ein Renegat und von Neapel gebürtig war) die Augen übergingen. Aus Barmherzigkeit ſchenkte er uns armen gefangenen Chriſten (denn es war Winter und kalt auf dem Waſſer) da wir ſo ganz nackend waren, je zwei und zweien, eine wollene Decke, und gebot uns, ſeiner in unſerm Gebet bei Gott zu gedenken. In die Galeere aber ſtieg ein vornehmer türkiſcher Herr ein, der wurde geführt als Cadi in die Stadt Sattalia, wohin wir ihn bald brachten. Aber auf dem Meere erhielten wir nichts als ſchlechten Zwieback und faules Waſſer, Schläge aber genug. — Da wir nun den Cadi an's Land geſetzt hatten, fuhren wir gerade auf die Inſel Cypern zu. Dort ankerten wir in dem Port, ſo man pflegt zu nennen: La Fontaine Amoureuse, bei dem Brunnen der Liebe. Hievon erzählt man dieſes: Vor Zeiten wollte die Tochter eines Königs von England wallfahrten nach dem heiligen Grabe. Da ſie nun kam auf die Inſel Cypern, ſah ſie der König, entbrannte zu ihr in unreiner Liebe und nothdrängte ſie. Damit dieſe That nie vergeſſen würde, und andern Herren und Potentaten zur Warnung, nicht das jus hospitii zu verlieren, welches wider geiſtliche und weltliche Rechte iſt, bleibt dem Brunnen der gedachte Name.

In Cypern aber hieß es, wir ſollten nach Barut. Dahin ruderten wir auch und kamen gegen den Libanon, wo der Baſſa die armen Maroniter-Chriſten verfolgte, und viel Geld erpreßte, weil er die Tochter des Sultans Amurath heirathen wollte und ſeinem Schwiegervater einen Königs-Stuhl von Gold verehrt hatte, der 600,000 Kronen werth geſchätzt wurde. Da die Verfolgung vorbei war, ſegelten wir gegen Tripoli in Syrien, und ich war vor Hunger und Durſt ſo matt, daß ich umfiel und bat, mich in's Waſſer zu werfen. Da half kein Flehen, kein Jammern und Klagen, und Niemand trö-

ſtete mich, als Gottes Wort allein. Als wir nun zu Tripoli Proviant genommen, fuhren wir gen Cypern und von da nach Alexandria. Hier wurden wir wieder in unſer altes Gefängniß geſteckt, einige Tage darauf aber von unſerm Patron, Mahomed Bey (einem Renegaten von der Inſel Pantaleria im mittelländiſchen Meere) gemuſtert. Da erhielt der türkiſche Kaiſer einen Theil der Gefangenen als Sclaven, und den andern bekam Mahomed ſelbſt, der ſich gar hoch zu Ehren geſchwungen hatte. Auch mich behielt er und meinen guten Landsmann, den Pommer. Aber es war unſer Herr ein Tyrann, der uns gar ſehr baſtoniren ließ und hart hielt. Dazu ſtacken wir in einem ſchrecklichen Kerker, waren Hunger, Kummer, Blöße und Lebensangſt preis gegeben, ſo daß von uns zehn Chriſten und vierzig Mohren ſtarben. Solches geſchah im Winter.

Als nun der Frühling des Jahres 1586 kam, lief ein türkiſches Schiff zu Alexandrien ein, auf welchem ſich Europäer befanden, die nach Jeruſalem gehen, und den Berg Sinai beſehen wollten. Dieſe ſtanden im Schutz und Geleite des türkiſchen Sultans und waren: Heinrich Graf zu Thurn, aus Mähren, Hektor Arnauer, aus Oeſterreich, Ambros Teſmar, aus Pommern, Karl Nützel, von Nürnberg, und Chriſtoph Wechſius, aus Thüringen. Dieſen war auf der Reiſe, ohne daß ſie es wußten, ihr Mantelſack aufgeſchnitten, und ihnen alle ihre Kleinodien, Schriften, Briefe und Päſſe nebſt 1000 Stück Dukaten entwendet worden. Dieſes wurden ſie in Alexandrien erſt gewahr und wußten nicht, was ſie thun oder machen ſollten. Deshalb ſuchten ſie Zuflucht bei dem venetianiſchen Conſul. Dieſer aber wußte alle Juden zu gewinnen, des Verkaufs der Kleinodien wegen, und es gelang, den Thäter zu entdecken, den der Cadi gleich

feſtnehmen ließ. Es war der Dieb der Diener des Schiffmanns, ein geborener Türke, der jedoch nur 600 Dukaten geſtohlen zu haben eingeſtand. Alles Andere habe er, ſagte er, in's Meer geworfen. Der Cadi verdammte den Dieb, die 600 Dukaten herauszugeben und ein Leibeigener der Deutſchen zu ſeyn. Daran war dieſen gar nicht gelegen, und ſie ließen ihn laufen, wohin er wollte.

Als dieſe Herren nun vernahmen, daß unter den Gefangenen ſich ein Paar Deutſche befänden, ſchickten ſie den Herrn Chriſtoph Wer ab, der durch Hülfe der Beſtechung des Guardians uns zu ſprechen bekam. Als er nun uns in Ketten geſchmiedet, ganz bloß und mit beſchorenen Köpfen ſah, gingen ihm die Augen über. Wie er nun mit uns deutſch ſprach, wurde er von unſern Klagen zu großer Bejammerniß bewogen, und verſtändigte ſich mit dem Guardian, durch eine gute Belohnung, daß wir die Erlaubniß erhielten, folgenden Tag in der Venediger Haus zu gehen, die deutſchen Herren zu ſprechen. Zu gleicher Zeit erfuhren wir, daß mit einem genueſiſchen Schiffe zwei Büchſenmeiſter, von Bremen gebürtig, gekommen wären, mit deren einem mein Kamerad, der Pommer, im Kriege in Portugal Bekanntſchaft gemacht hatte. Dieſe wünſchten wir auch zu ſprechen, weil mein Geſell hoffte, von ihnen eine Feile zu bekommen, uns aus den Ketten zu befreien. Am folgenden Tage erhielten wir Erlaubniß, in der Venediger Haus zu gehen; jedoch mußten wir, ein Jeder, dem Guardian zwei Aſper geben, und ein großer ſchwarzer Mohr begleitete uns. Da wir nun in der Venediger Haus kamen, empfingen uns die deutſchen Herren gar freundlich und hatten große Bedauerniß mit unſerm Zuſtande. Sagte der Nürnberger Herr Karl Nützel, wenn ihnen nicht ſolch Unglück mit dem Dieb-

ſtahl begegnet wär, wollten ſie uns wohl löſen. Darauf gaben ſie uns zu eſſen und zu trinken und verehrten uns zwei Reichsthaler, die wir mit großem Dank annahmen. Dann aber auch ſprachen wir die Bremer Büchſenmeiſter, deren einer, genannt Herr Bernhart, mir eine Feile zuſteckte, worüber ich gar große Freude hatte. Darauf mußten wir in unſer Gefängniß zurück und auf dem Seewerft täglich arbeiten.

Indeß kam das heilige Oſterfeſt herbei; da machte ich ein Carmen von der Auferſtehung unſers Herrn Jeſu Chriſti, in der Hoffnung, daſſelbe gut abzuſetzen. Deshalb ging ich, mit des Guardians erkaufter Erlaubniß, in das franzöſiſche Haus, das Carmen dem Conſul zu überreichen. Da traf ich zwei italiener Mönche an, die damals das Officium der Meſſe hielten. Dieſen übergab ich das Carmen, mit der Bitte, es dem Conſul zu überreichen, und für mich um ein Almoſen zu bitten; denn ich war nackend und bloß und ſchämte mich, ſelbſt zu dem Herrn zu gehen. Ich lief aber übel an. Denn die beiden Herren fratres ignorantiae, konnten kein Wort Latein und mochten das Carmen nicht übergeben, denn ſie verſtanden es ſelbſt nicht. So war meine Hoffnung ganz dahin. Als ich nun ganz traurig wieder zurückging, traf ich auf der Gaſſe einen franzöſiſchen Kaufmann an, dem ich das Carmen offerirte. Dieſer nahm es dankbar an und ſchenkte mir zwei Medin (Medin iſt eine ägyptiſche Münze, nach unſerm Gelde etwas über 6 Pfennige). Darüber erfreute ich mich gar höchlich. Ich kaufte Eier, Butter, Brod, Alles gar wohlfeil, dreißig Eier um zwei Kreutzer, und kam alſo wohlbeladen wieder zu meinem Geſellen. Da hielten wir unſer Oſterfeſt, dankten Gott und dem Herrn, der die Barmherzigkeit an mir gethan hatte.

De pane lucrando fing ich an Strümpfe zu ſtricken,

worüber mich Herr Wer fand, als er nach Oſtern mich im Gefängniß beſuchte. Die obgedachte Geſellſchaft kam von Jeruſalem zurück und ging nach Konſtantinopel, wo ſie für uns thun wollte, was ſie konnte, uns Arme zu erledigen. Indem aber kam unſer Patron zurück nach Alexandrien, um nach Konſtantinopel zu ſegeln. Da mußten wir zu Schiffe und wurden alle viſitirt, worüber mir gar ſehr Angſt wurde, denn ich hatte die Feile bei mir. Als aber mich der Guardian ſo klein und unanſehnlich ſah, ſprach er: „Troll dich fort, du dürre Schildkröte! du haſt an deiner Haut zu tragen;“ und ließ mich gar nicht viſitiren. Deß dankte ich Gott im Stillen.

Nach einem harten Sturm bei Samos kamen wir endlich in Konſtantinopel an und ſtiegen in der Vorſtadt Pera aus. Da entkam von uns ein Gefangener, ich weiß nicht wie, ein Grieche und blieb, durch Hülfe ſeiner Landsleute in Konſtantinopel unentdeckt, worüber unſer Patron, ein großer Geizhals, ſehr entrüſtet war und den Guardian in Ketten legen ließ. Seinen Kummer zu vermehren, hatten zwei Engländer unter uns ſich an ihren Conſul gewendet, und ehe man ſich es verſah, kam, geſchickt von dem türkiſchen Kaiſer, ein Aga mit einigen Janitſcharen und dem Hofmeiſter des engliſchen Ambaſſadeurs, die gefangenen Engländer zu befreien und abzuholen. Dieß mußte ſogleich geſchehen, und unſer Patron, vom Zorn ganz ergrimmt, wurde ſo wüthend, daß er die Kleider, wie halb unſinnig, vom Leibe warf. Wir aber wünſchten den Engländern Glück und Heil wegen ihrer Befreiung. Da kam noch dazu ein Schifflein mit Leuten von der deutſchen kaiſerlichen Botſchaft, die uns ſprechen wollten, aber der zornig wüthende Patron ließ es nicht zu. Sein Unmuth ging ſo weit, daß er noch dieſen Abend die Anker lichten

ließ und einen andern Platz ſuchte, wir Deutſchen aber wurden angeſchmiedet und durften nicht an's Land aus dem Schiffe gehen. Da aber eine große Theurung in Konſtantinopel einriß, ließ der Patron die Segel ſpannen und eilte nach Alexandrien zurück. Dabei ließ er uns tüchtig hungern, und Prügel bekamen wir ſtündlich, aber wenig, mit Schimmel bewachſenes Brod.

Inzwiſchen, als wir zu Alexandrien waren, kam von Cairo eine Sultanin, Gemahlin des türkiſchen Kaiſers dahin; die kam von Mekka von einer Wallfahrt, in Hoffnung, mehr Kinder zu bekommen. Dieſerwegen mußten wir unſre Galeere wieder armiren, auf welche die Sultanin ſammt ihren Frauenzimmern und Eunuchis, eitel Mohren, ganz verdeckt und verhüllt eintrat. Die Fahrt ging fort, des Windes wegen und eines Sturmes, ſehr langſam, und ſo kamen wir endlich nach Aſien hinüber, an einen Port, mit Namen Caco. Sobald wir aber wieder fortſegelten, erhob ſich wieder Sturm, worüber wir gar ſehr baſtonirt wurden. Das wollte die Sultanin nicht leiden, da wir Menſchen wären und kein Vieh, fürchtete des Himmels Zorn, ſchickte ihre Eunuchen und ließ uns erquicken mit Bisquit, Eſſig und Oel. Dieß ſtärkte uns alle gar wunderbar. Es hätte es keiner geglaubt, der es nicht verſuchte. Als wir Rhodus erreichten, und die Sultanin an's Land ſtieg, ließ dieſelbe die armen Chriſtenſclaven abermals erquicken mit Speiſe und Trank. Da wir nun nach Konſtantinopel kamen, ließ die Sultanin einem jeden Sclaven einen Zechin ausbezahlen, den aber unſer Guardian mit uns theilte.

Indeß hatte mein Geſell, der Pommer, ſich durchgefeilet, war an's Land geſchwommen und mit noch einem Gefangenen entflohen. Vergebens wurde er allenthalben geſucht und entkam. Da zerriß der Patron ſein

Kleid, ließ dem Guardian die Baſtonade geben, und ihn an die Stelle des entflohenen Pommers in Eiſen ſchließen, um deſſen Dienſt zu verſehen. Zu Konſtantinopel aber bekamen wir gar viel Landarbeit, bis wir wieder fortreiſeten und nach dem gelobten Lande gingen. In heißer Anrufung Gottes betete ich herzlich zu Jeruſalem, an heiliger Stätte, um meine Erlöſung; aber ich mußte wieder mit fort, nach Alexandria zurück, in großer Dienſtbarkeit und Sclaverei. Da aber unſer Patron verſchiedener Dinge wegen bei dem Baſſa zu Cairo angeklagt worden war, der ihm auch gar zu gern zu Leibe wollte, ſo ſuchte er ſich zu retten und ſchiffte allenthalben in Griechenland umher. So kamen wir gar nach Trapezunt und endlich wieder nach Konſtantinopel.

So ſehr ich auch ſchriftlich und mündlich den kaiſerlichen Orator, Herrn Doktor Betz, bat, meiner Erlöſung eingedenk zu ſeyn, ſo wenig fand ich bei ihm Erhörung, denn er war grauſam und ſo geizig, daß ſelbſt ſein Beichtvater nichts über ihn vermochte. Daher wendete ich mich an den franzöſiſchen Ambaſſadeur, Mr. de Savary, deſſen Herz Gott regierte, daß er mich loskaufte. Ach, was ich da empfand, als ich nach drei Jahren Sclaverei, endlich wieder frei war, das will ich keinem Menſchen ſagen, kann es auch nicht. — Genug kann ich die Güte des franzöſiſchen Ambaſſadeurs und aller derer, die in ſeinem Hauſe waren, nicht rühmen. Gott wird ihnen alles tauſendfach belohnen.

Michael Heberer reiste hierauf nach Maltha, von da durch Italien, Frankreich, Schweden, Deutſchland nach Heidelberg zurück, wo er den erſten Julius 1592 ankam und von dem Kurfürſten zum Kanzlei-Regiſtrator ernannt wurde.

5.

Der franzöſiſche Rückzug aus Moskau, von einem deutſchen Leidensgefährten beſchrieben.

Kein Sterblicher hatte, ſeit dem Verfalle des römiſchen Reichs, eine größere und ausgedehntere Macht beſeſſen, als der Kaiſer Napoleon, da er im Sommer des Jahres 1812 auszog, den Kaiſer Alexander von Rußland zu demüthigen, und ſeinem Reiche Geſetze vorzuſchreiben. Den Vorwand gab, wie ſonſt das Wohl und die Sicherheit Frankreichs, nunmehr das Wohl und die Sicherheit Europas. Durch den Fall Rußlands ſollte Europa für immer von der Gefahr befreit werden, die Barbarei über ſich einbrechen zu ſehen. Länder erobern und Völker bezwingen, war dem ehrgeitzigen Beherrſcher Frankreichs zum Bedürfniß geworden. Nie hatte die Welt ein Heer geſehen, an phyſiſcher und moraliſcher Kraft ſo gewaltig, als dasjenige, mit welchem er gegen Rußland ins Feld rückte. Aus der Zuſammenzählung der einzelnen Heermaſſen, deren eilf in der Schlachtlinie ſtanden, und die unaufhörliche Ergänzungen an ſich zogen, ergiebt ſich eine Summe von mehr als 575,000 Kriegern mit 1200 Kanonen, welchen gegenüber an 300,000 Ruſſen, in mehrere Haupt- und Reſerve-Heere getheilt, mit einer gleich großen Anzahl bewaffneter Landwehren und Freiwilliger, entgegen ſtanden. Allein gegen die überlegene Macht Frankreichs, meiſt aus trefflich geübten Streitern beſtehend, die tapferſten und größten Kriegsmeiſter vielleicht aller Zeiten an der Spitze, konnte Rußland ſein Heil nur in einem Vertheidigungskriege finden. Vermeidung der offenen Feldſchlacht, Rückzug in die unermeßliche Wildniß, Ermüdung des Feindes durch den kleinen Krieg, Zerſtörung der Städte, Dörfer und

Vorräthe, um den des Obdaches und der Erhaltungsmittel Beraubten, ohne ſchnellen Entſcheidungskampf, und je weiter er vorrückte, deſto ſicherer durch die unvermeidliche Noth und durch die Naturkraft zu verderben — das war der wohlberechnete Plan der ruſſiſchen Kriegshäupter.

Napoleon ging unvorſichtig in die Schlinge, die ihm gelegt wurde. Raſch vordringend, ohne Hauptſchlacht, welcher die Ruſſen auswichen, doch in einzelnen Gefechten ſiegreich, kam er nach Wilna, Witepsk und Smolensk.

Schon jetzt hatte das ſiegende Heer mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und dieſe Schwierigkeiten mehrten ſich mit jedem Tage durch die Flucht der öffentlichen Beamten, durch den Mangel an Fourage und durch die unaufhörlichen Regengüſſe. Die ohnehin ſchlechten Wege, die im Winter vortrefflich, im Sommer nur für die leichten Wagen der Landbewohner geeignet waren, wurden durch die ungeheure Menge ſchwerer Fuhrwerke nun vollends unbrauchbar. Auf der Straße von Wilna lagen die Leichen von mehr als 10,000 Pferden, die Menſchen aber häuften ſich in reißender Schnelligkeit in den Spitälern zuſammen. Indeſſen bot Napoleon allen Hinderniſſen der Natur Trotz, nach dem revolutionairen Grundſatze, daß man von Menſchen mehr fodern müſſe, als ſie leiſten können, um ſo viel als möglich von ihnen zu erlangen. Statt mit der Einnahme von Smolensk den Feldzug zu beendigen, wollte er den Reſt der Sommermonate benutzen, um Moskau, die alte Hauptſtadt des Reichs, zu erobern, und dort, nach mehrmals gelungener Erfahrung, den Frieden dictiren.

Das ruſſiſche Heer, ſeinem entworfenen Plane getreu, vermied fortdauernd eine Schlacht. So wie es aber langſam gegen Moskau zurückwich, wurden die

Brücken und Straßen und die Vorräthe jeder Art, die nicht ſchon früher entfernt worden waren, zerſtört, und die meiſten Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer folgten dem Zuge des Heeres, andere warfen ſich in die Wälder, nur leere Städte und rauchende Trümmer ließen ſie dem Feinde zurück. Alle Obrigkeiten und jede Ordnung löste ſich auf; nirgends fanden die Franzoſen, an wen ſie ſich wenden konnten, um Brandſchatzungen und gezwungene Lieferungen einzutreiben. Dazu ſahen ſie ſich ohne Unterlaß von leichten Truppen und bewaffneten Bauern umſchwärmt und beunruhigt; was irgend von dem Hauptzuge ſich trennte, fand unvermeidlichen Tod. So rückte das franzöſiſche Heer, unter großen Beſchwerden und täglichem Verluſt, bis zu dem Dorfe Borodino, etwa zwölf Meilen vor Moskau, vor. Bei dieſem Dorfe erwartete der ruſſiſche Oberfeldherr, Fürſt Kutuſow, die Franzoſen mit ſeiner ganzen Macht, weil die öffentliche Stimme in Rußland die Entſcheidung des Kampfes durch eine Hauptſchlacht verlangte. Die Ehre des Reichs ſchien es zu erfodern, die faſt für heilig gehaltene Hauptſtadt dem Feinde nicht Preis zu geben, ohne vorher zu ihrer Rettung das Aeußerſte zu verſuchen.

So wurde denn am ſiebenten September an der Moskwa, einem Flüßchen unfern des Kampfplatzes, jene große Schlacht geliefert, die ein Augenzeuge für die blutigſte ſeit der Erfindung des Schießpulvers erklärt hat. Am Abend dieſes ſchröcklichen Tages waren auf beiden Seiten mehr als 70,000 Menſchen theils getödtet, theils verwundet, aber nur wenige gefangen. Beide Theile behaupteten geſiegt zu haben; allein die Ruſſen, welche die Hauptpunkte ihrer verſchanzten Stellung verloren hatten, ſahen ſich zum Rückzuge genöthiget. Der Rückzug der Ruſſen geſchah geordnet und unver-

unverfolgt; doch konnte der anfangs gefaßte Plan, unter den Mauern Moskaus noch einmal ſich aufzuſtellen, nicht ausgeführt werden, weil die Feſtungswerke erſt im Werden, und keine Verſtärkungen zu erwarten waren. In einem gehaltenen Kriegsrathe machte Kutuſow bekannt, daß er mit dem Heer durch Moskau ziehen, die Stadt aber, nach einer mit dem Gouverneur Roſtopſchin getroffenen Uebereinkunft, in Flammen aufgehen werde. Der Feind ſollte an dem Orte, der ihm bei den beiſpielloſen Anſtrengungen dieſes Marſches als eine freudenreiche Erholungsſtätte vorgemalt worden war, nichts als eine von Menſchen und Vorräthen entblößte Wüſte finden.

Napoleon erſchien am vierzehnten September in der Nähe von Moskau, das im Glanze und Stolze voriger Jahrhunderte, in einem Umfange von ſechs deutſchen Meilen, mit 1600 Kirchen und 9000 Häuſern und Paläſten vor ihm ſich ausdehnte. Ohne Widerſtand zog der franzöſiſche Vortrab in die Stadt ein; alles öde und leer, von 350,000 Einwohnern waren nur 12 bis 15,000 Menſchen, zum Theil Ausländer, in der Stadt geblieben und auch dieſe in ihren Wohnungen verſchloſſen; alle Obrigkeiten, alle begüterten Einwohner, alle, die irgend Zeit zum Entfliehen gehabt, waren mit dem Heere gezogen. Wiewohl aber Vieles geflüchtet worden, war dennoch eine unermeßliche Beute in der Stadt, einer der größten und reichſten in Europa, aufgehäuft. Stutzig gemacht durch das tiefe, aller Orten herrſchende Stillſchweigen, durch die öde Leere der Gaſſen und Plätze, und Verrath und Hinterhalt fürchtend, zog der König von Neapel mit dem Vortrabe in geſchloſſenen Reihen gegen den Kreml, der alten Burg der ruſſiſchen Beherrſcher. Einige tauſend Einwohner, auf die feſten Mauern und Thürme

derſelben vertrauend, und aus Liebe zu ihrer Heimath zurückgeblieben, empfingen hier die Feinde mit einem lebhaften Feuer. Allein bald waren die Thore des Kreml's mit Kanonen geſprengt, ſtürmend drangen die Franzoſen ein, und der größte Theil der Vertheidiger fiel als Opfer ihres unbeſonnenen Muthes.

Inzwiſchen war Napoleon, von den Marſchällen begleitet, an der ſmolenskiſchen Vorſtadt angekommen, und erwartete dort, wie er gewohnt war, die Abgeordneten der Stadt und die Behörden. Niemand erſchien; vergeblich harrte er dieſen, vergeblich einen Theil des folgenden Tages. Endlich um drei Uhr des Nachmittags zog er, von ſeinen Garden umgeben, gefolgt von dem größten Theile des Heeres, in die große öde Stadt, gleichwie in ein weites, ſchauerliches Grab. Kein jubelnder Zuruf ertönte, keine wogende Menge drängte ſich um den gefürchteten Sieger; in dumpfer Stille ging der Zug nach dem Kreml. Schon ſtiegen hin und wieder einzelne mit Flammen untermiſchte Rauchſäulen langſam empor, und lagerten ſich in dicken Dampfwolken über die Stadt, die, wiewohl wüſte und menſchenleer, noch immer reiche Hülfsmittel darbot.

Starr und finſter war Napoleon bis zum Kreml gekommen; hier endlich brach ſein Unmuth in wilde Verwünſchungen gegen die Ruſſen aus; allein bald war ſeine ganze Aufmerkſamkeit durch die immer weiter um ſich greifende Feuersbrunſt gefeſſelt, die, indem ſie ihm den tiefen Racheplan der Ruſſen offenbarte, zugleich den furchtbaren Abgrund enthüllte, an deſſen Rand ihn ſein ungemeſſener Uebermuth geführt hatte. Schon in der nächſtvorhergehenden Nacht war auf das Aufſteigen mehrerer Feuerkugeln auf der ſüdlichen Seite der Stadt, eine Feuersbrunſt ausgebrochen, jedoch nach einigen Stunden wiederum gedämpft worden. Bald

ging aber in mehreren Quartieren von Neuem Feuer auf; an Löſchen war nicht gedacht, weder von den noch vorhandenen Einwohnern, welche die Furcht vor Mißhandlung und Plünderung in ihren Wohnungen zurückhielt, noch von den fremden Soldaten, denen die Verwirrung des Brandes willkommen war. So griff das Feuer ungeſtört immer weiter um ſich. Mit unglaublicher Gleichgültigkeit verließen die wenigen zurückgebliebenen Bewohner ihre Häuſer, wenn ſie das Feuer ergriff, und die Franzoſen in den entferntern Quartieren ſahen nicht weniger gleichgültig dem gräßlichen Schauſpiele zu. Als ſie endlich Anſtalt zum Löſchen machen wollten, fehlte es an Mitteln dazu, denn das Korps der Spritzenleute war, gleich den übrigen Genoſſen und Körperſchaften, abgezogen, und hatte alle ſeine Geräthſchaften mitgenommen. In der Meinung, daß dergleichen Feuer in der ungeheuren Wüſte von Straßen nicht viel zu bedeuten hätten, ließ man ihnen daher ihren Lauf. Aber plötzlich gab das Gerücht, daß die Stadt auf höhere Veranſtaltung von eigens dazu beſtellten Brandſtiftern in Flammen geſetzt werde, und zum gänzlichen Untergange beſtimmt ſey, der Sache ein ernſthafteres Anſehen. Da die Franzoſen behaupteten, mehrere ſolche Brandſtifter auf friſcher That ertappt zu haben, ließ Napoleon eine Anzahl aufgegriffener Ruſſen erſchießen, und die Leichname aufknüpfen, was die Scheuslichkeit des Anblicks der Straßen vermehrte, ohne dem Uebel Einhalt zu thun. Dieſes machte immer größere Fortſchritte, beſonders da ſich am zweiten Tage plötzlich ein fürchterlicher Sturm über die Stadt erhob. Jetzt brach das Feuer zugleich beinahe an fünfhundert Orten aus, geſchürt von den losgelaſſenen Verbrechern nicht nur, ſondern ſelbſt von den achtungswertheſten Bürgern, Edeln und Leibeigenen, Armen und

Reichen. Von einem Gefühle waren alle beſeelt, freudig zerſtörte Jeder ſeine Habe, damit dieſe nur nicht die verhaßten Fremdlinge bereichere, und bald ſtellte die ungeheure Stadt nur ein großes wogendes Feuermeer vor. So reißend ſchnell verbreitete ſich die Glut, daß die Truppen, die in den verlaſſenen Häuſern ihre Wohnung genommen hatten, zum Theil nur mühſam dem Verderben entrannen, während Andere in zerſtörendem Muthwillen noch die Glut zu vermehren bemüht waren.

Von einer Terraſſe des Kremls ſchaute Napoleon auf das Grauſen-erregende Schauſpiel, und äußerte ſeinen Schmerz, daß die Belohnung, die er ſeinen Tapfern verſprochen habe, verloren gehe. Als aber der entſetzliche Wirbel ſich jetzt auf ihn ſelber anwälzte, der Palaſt mitten im Feuerregen ſtand, und die Verbindung mit dem Heere abgeſchnitten zu ſeyn ſchien, da ergriff ihn die Angſt eines böſen Verhängniſſes, und eilfertig floh er voll Entſetzen, und nicht ohne Gefahr, nach einem benachbarten kaiſerlichen Luſtſchloſſe. Zugleich erlaubte er jetzt den Truppen eine achttägige Plünderung, wiewohl ſchon vorher die ungeduldige Raubſucht des wilden Heeres die Erlaubniß ihres Führers nicht abgewartet hatte.

Ein furchtbarer Tumult folgte nun auf die Stille, die bei der Beſitznahme geherrſcht hatte, und die Schrecken der Verwüſtung wurden durch die barbariſche Plünderung erhöhet. Nach einander wurden die verſchiedenen Schaaren des franzöſiſchen Heeres zur Beraubung des brennendes Moskaus losgelaſſen, zuerſt die Garden, dann die andern Truppen nach der Ordnung, zuletzt die Hülfsvölker. Die Verheerung und die Greuel ſtiegen mit jedem Tage, je mehr jede neue Schaar ſchon von ihren Vorgängern ausgeleert fand. Zugleich

aber wuchs mit jeder Stunde die Noth des Heeres; denn ſchon jetzt waren Roß und Mann in dem kläglichſten Zuſtande, ermattet und abgetrieben, zerriſſen und zerlumpt, ein buntſcheckiger Haufe, nur noch durch gleiche Raubſucht und gleiche Zügelloſigkeit vereint. Bald ſtellte ſich der Hunger mit allen ſeinen Schreckniſſen ein, und Mord, Schändung, Raub und Brand, und die Auflöſung jeder Ordnung und jeder Scheu machten Moskau in dieſen Tagen zu einem Schauplatze namenloſer Greuel. Endlich nach zwei Wochen legte ſich die erſte Wuth; ein Schatten von Ordnung kehrte zurück, doch hörten einzelne Gewaltthaten nicht auf. Ueber zwei Drittel der Stadt waren von den Flammen verzehrt, die Straßen und öffentlichen Plätze mit Leichen von Menſchen und Thieren überſäet; nur der Kreml ſtand noch und ein Theil der Häuſer jenſeit der Moskwa.

So ſah Napoleon die heiß erſehnte Siegesfrucht in dem Augenblicke, da er ſie erhaſchte, ſich entriſſen. Der Plan des Feldzuges war vereitelt. Moskau bot keinen Stützpunkt zu fernern Unternehmungen, keine Erhaltungsquelle für ein Winterlager mehr dar; und durch Verbrennung der Hauptſtadt hatten die Ruſſen den Entſchluß kund gethan, ihr Reich auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Dennoch ſchmeichelte ſich Napoleon, in faſt unbegreiflicher Verblendung, mit der Hoffnung, den Frieden zu dictiren, und verlor darüber eine koſtbare Zeit, die er zum ſchleunigen Rückzug hätte benutzen ſollen. Umgeben von ſeinen Marſchällen und Heerführern und von Gauklern und Sängern, hauſte er im Kreml, und ſann auf Plane, die Leibeigenen durch trügliche Vorſpiegelungen gegen ihre Herren zu bewaffnen, Aufruhr und Empörung und Geſetzloſigkeit in dem Reiche zu verbreiten, und durch die drohende Gefahr gänzlicher Vernichtung ſeine Feinde zu einem verderb-

lichen Frieden zu verleiten. Allein umſonſt verſuchte er die Aelteſten aus mehreren nahe gelegenen Dorfſchaften und Orten durch Verſprechungen und Drohungen zu bewegen, ihm den Eid der Treue zu ſchwören. Umſonſt wandte er ſich an die in und um Moskau befindlichen Tartaren, um ſie als Werkzeuge eines allgemeinen Aufſtandes unter ihren Landsleuten zu gebrauchen. Um dem Heere die immer ſteigende Gefahr ſeiner Lage zu verbergen, verbreitete er eifrigſt falſche Siegesnachrichten aller Art nach ſeiner Gewohnheit, ließ ſorgfältig ausſprengen, daß er zu Moskau Winterquartiere halten, und daß, wenn die Ruſſen während des Winters keinen Frieden ſchlöſſen, er einen Herzog von Smolensk und von Petersburg ernennen, und das ruſſiſche Reich auf Aſien beſchränken werde.

Da die erwarteten Friedensanträge von Seiten Rußlands nicht erfolgten, ſo ſah ſich Napoleon genöthiget, ſelbſt den erſten Schritt zu thun. Unter dem Vorwande, die Auswechslung der Gefangenen zu betreiben, ſandte er den General Lauriſton mit Friedensanträgen in das ruſſiſche Hauptquartier. Scheinbar ward der Abgeordnete mit Höflichkeit aufgenommen; ſeine Anträge wurden nicht zurückgewieſen, ſondern nach Petersburg befördert. So verlor Napoleon drei höchſt wichtige Wochen, welche die Ruſſen beſtens benutzten, ſich zum neuen Kampfe zu rüſten. Die Friedensanträge wurden endlich mit der Erklärung abgelehnt: „Jetzt ſey keine Zeit zu unterhandeln, denn jetzt erſt werde der Krieg von den Ruſſen begonnen.“

Zu ſpät ſah Napoleon nunmehr ein, daß er auf dem Kreml das Geſetz des Friedens nicht nach der Art und Weiſe ſeiner frühern Kriege dictiren könne, und daß der aufgeregte Nationalhaß und religiöſe Fanatismus ihn hier aller, ehemals mit Glück gebrauchter,

Mittel beraube, wodurch er unter mehr civiliſirten und an ihrem Eigenthum hängenden Völkern ſeit ſechzehn Jahren zum Ziele ſeiner Abſichten gelangt war. Den Winter in Moskau zuzubringen, war nicht möglich, denn während die Habſucht Schätze auf Schätze häufte, ſtieg mit jedem Tage der Mangel an den nothwendigſten Lebensmitteln. Vorzüglich riß bereits am Ende Septembers ein beinahe gänzlicher Mangel an Pferdefutter ein, und ſchon jetzt gerieth die Reiterei in einen höchſt elenden Zuſtand, indeß ſich mit jedem Tage das Ausreißen bei den Bundestruppen, vorzüglich den Deutſchen, Spaniern und Portugieſen, mehrte. Zu eben der Zeit aber entflammte der Brand von Moskau und ein Aufruf des Kaiſers Alexander das ruſſiſche Volk zu den größten Anſtrengungen. Der Adel bewaffnete ſeine Diener und Leibeigene; freiwillige Beiträge entrichteten die Reichen und Kaufleute; die Bewohner der Provinzen bewaffneten ſich ſelbſt, und wurden bewaffnet; die entfernteſten Gegenden ſtellten ihre Mannſchaft; ein allgemeines Aufgebot berief ſämmtliche Koſakenhaufen zum Kampfe, und Petersburg allein brachte die Summe von zwei Millionen Rubeln zum öffentlichen Bedürfniſſe auf. Volkshaß, Volksbegeiſterung, und überwiegende Mehrzahl der Reiter war ſeit dieſer Zeit auf der Seite der Ruſſen; dazu kam die Lokalbekanntſchaft mit ihren Provinzen, die Angewöhnung an die annahende Winterwitterung, und hinreichender Vorrath an Lebensmitteln. Kutuſow deckte die fruchtbarſten Provinzen des ruſſiſchen Südens vor den Requiſitionen der Franzoſen, und bedrohte ihre Flanke und ihren Rücken bei einem Zuge gegen Petersburg.

Schon nahte der Winter mit ſeinen Schrecknißen und ſeinem Mangel, als Napoleon am achtzehnten Oktober mit ſeinem Heere unter den traurigſten Vor-

bedeutungen von Moskau aufbrach. Mit noch 120,000 Reitern und einer unüberſehbaren Reihe von Wagen, doch bereits von Mangel an Lebensmitteln geängſtigt, trat er den Rückzug auf denſelben Wegen an, von wannen er gekommen war, durch lauter unwirthbares, und nach der bereits erlittenen Kriegsverwüſtung, vollends troſtloſes Land.

Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel ähnlichen Menſchenelends, das jetzt über die franzöſiſche Armee kam, und in den mannigfaltigſten Abſtufungen bis zum Gräßlichen ſtieg. Der Marſch von Moskau bis an die Berezina koſtete 150,000 Menſchen, der Uebergang über dieſelbe 20,000 das Leben, und 17 bis 18,000 geriethen in Gefangenſchaft; am ſechzehnten December überſchritten die traurigen Ueberreſte dieſer, ſechs Monate vorher furchtbaren Armee, den Niemen wieder. Ein Deutſcher, Namens Volgmann, welcher Sekretair des Generalſtabs eines franzöſiſchen Korps während des Feldzuges in Rußland war, hat als Augenzeuge den Rückzug aus Moskau beſchrieben. Er befand ſich bei dem Armeekorps des Marſchalls Ney, welches den Nachtrab bildete. Seine eigenen traurigen Erfahrungen, und die ſchröcklichen Schickſale ſeiner Unglücksgefährten, erzählt er mit folgenden Worten:

Mit der größten Anſtrengung unſerer Kräfte, gegen wüthenden Hunger und ſchneidende Kälte kämpfend, und von dem ſtürmiſch nachdringenden Feinde raſtlos verfolgt, erreichten wir am vierzehnten November Vormittags Smolensk. Kein anderes Korps hatte ſo viele Mühſeligkeiten und ſo großen Mangel erduldet, als das unſrige. Mehr als zwanzig Meilen bildeten wir den Nachtrab. Die Straße war mit Tauſenden von todten Pferden bedeckt, die aber auch nur das einzige Rettungsmittel der Vorangehenden geweſen

waren. Wir fanden nur die knöchernen Gerippe noch, über welche ſich die Soldaten verzweiflungsvoll herſtürzten, um mit Meſſern und Säbeln das auf den Rippen ſitzen gebliebene Fleiſch abzuſchaben. Eben ſo wenig fanden wir ein Obdach. Kein Haus, keine Scheune, kein Zufluchtsort gegen die vernichtende Macht der Elemente war von den Flammen verſchont geblieben, die man überall angeſchürt hatte, um alles, was noch den kleinſten Schutz hätte verleihen können, auflodern zu laſſen. Niemand dachte daran, daß ein Theil der Armee, und zwar der, welcher den größten Gefahren ausgeſetzt war, und der den Rückzug der übrigen decken ſollte, auf demſelben Wege nachfolgen müßte. Der Soldat brach in laute Verwünſchungen gegen ſeine voranmarſchirenden Kameraden, beſonders gegen die kaiſerlichen Garden aus, deren Loos ihm, in Vergleichung mit dem ſeinigen, beneidenswerth ſchien. Das Gepäck derſelben wurde auf Koſten der übrigen Truppen längere Zeit erhalten, und an der Spitze des Zuges fielen alle noch vorhandene Lebensmittel in ihre Hände. Zwar hatte der Kaiſer ſogleich bei ſeiner Ankunft in Smolensk aus den daſelbſt befindlichen Magazinen unſerm Korps einen Transport Brod und Branntwein zuführen laſſen; allein die Portionen waren, obgleich äußerſt klein gereicht, für die Zahl der Mannſchaft bei weitem nicht hinreichend, und für den einzelnen ſo gering, daß der ſo lang entbehrte Genuß eines durch die Kälte in Stein verwandelten Biſſen Brodes nur die Eßluſt mächtiger reitzte, und den Hunger ſchrecklicher aufregte.

Kaum ſahen wir Smolensk vor uns liegen, ſo eilte ich in Begleitung einiger bekannter Offiziere nach der Brücke des Dnjepers. Hier gelang es mir und meinen Begleitern nur mit der größten Mühe, durch Bit-

ten, Drohungen, ausgetheilte und wieder empfangene Schläge, mitten unter dem Gedränge von Wagen und Geſchütz, die untern Straßen des jenſeitigen Ufers zu erreichen. Von Heißhunger und Sehnſucht nach irgend einigen, unſere erſchöpften Kräfte wieder belebenden, Nahrungsmitteln getrieben, erkletterten wir mit unſern Pferden die glatten und ſteilen Straßen, die nach dem Obertheile der Stadt führen. Aber all' unſer Bemühen, dieſes Ziel zu erreichen, war vergebens. Wo wir uns hinwendeten, herrſchte die größte Verwirrung. Viele franzöſiſche Victualienhändler, welche hier ſeit mehreren Monaten mit nicht geringem Gewinn ihr Lager aufgeſchlagen hatten, waren geplündert worden, und der ganze Erwerb ihrer Induſtrie war in wenig Minuten die Beute derer, welche durch den Hunger zur Verzweiflung gebracht worden waren. Mehrere Markedenter hatten dabei ihr Leben verloren. Alles flüchtete in wilder Unordnung nach den Thoren; nur wenige Einwohner waren noch in ihren Häuſern geblieben, und dieſe empfanden faſt gleiches Schickſal wie wir.

Indeß ich traurig und muthlos durch die Straßen wankte, um wo möglich meine Gefährten wieder aufzufinden, die ſich von mir getrennt hatten, ſah' ich vor einem Hauſe einen großen Haufen Menſchen ſtehen. Da ich erfuhr, daß man hier Branntwein verkaufe, ſo ſchloß ich mich an die Menge an. Offiziere und Soldaten von allen Waffen und Graden drängten ſich mit Ungeſtümm herzu, um einen einzigen Tropfen dieſes Getränkes zu erhalten. Jeder hielt einen gefüllten Beutel in die Höhe, und ſuchte wie bei einer öffentlichen Verſteigerung, durch das Mehrgebot die Gewinnſucht des Verkäufers lockend, am erſten befriediget zu werden. Zwanzig, dreißig bis vierzig Franken gab man mit Freuden für ein kleines Maaß elenden Fußels; aber ob

ich gleich in dieſem Augenblicke gerne das Doppelte dieſer Summe gegeben hätte, ſo mußte ich doch, nachdem ich in der heftigſten Kälte eine Stunde lang gedrängt worden war, unbefriedigt weiter wandern, denn der Vorrath war erſchöpft. Glücklicherweiſe ſtieß ich bald nachher auf den Ordonnateur unſers Korps, der einige Tage früher angekommen war. Dieſer gab mir die tröſtliche Nachricht, daß er, obgleich alle Magazine geplündert worden wären, dennoch hinlängliche Vorräthe für uns in Sicherheit gebracht hätte. Zugleich erfuhr ich, daß der Generalſtab angelangt, und in die den großen Markt umgebenden Gebäude einquartiert worden ſey.

Eine Menge prächtiger Paläſte, von der ſchönſten und neueſten Bauart, bildeten ein regelmäßiges Viereck, von der Größe des Luſtgartens in Berlin. Mehrere Alleen hoher Linden in der Mitte erhoben dieſen Platz zur vorzüglichſten Zierde der Stadt, bis dieſer ganze Theil mit einigen hundert Häuſern, bei der Beſitznahme von Smolensk im Monat Auguſt, von den Flammen verwüſtet wurde. Doch fanden wir noch einige bewohnbare, von ihrer ehemaligen Pracht zeugende Zimmer. Hier genoſſen wir nach langer Zeit wieder zum erſtenmal die frohe Empfindung, uns in einer warmen geheizten Stube zu befinden. Wie wohlthätig dieß auf unſern Körper wirkte, kann nur unter ähnlichen Umſtänden gefühlt werden. Ein Fund, der unſere Freude noch vermehrte, und der mit allen Schätzen nicht hätte aufgewogen werden können, war ein an zwanzig Pfund ſchweres Stück Fleiſch, das vom Gefolge des kaiſerl. Generalſtabes, der in dieſen Zimmern gewohnt hatte, wahrſcheinlich zurückgelaſſen worden war. Ohne uns weiter um die Gattung deſſelben zu bekümmern, übergaben wir es den Bedienten, um es in Erwartung der

zu hoffenden Rationen, ſo ſchnell als möglich am Feuer zu röſten. Während deſſen arbeiteten wir den ganzen Tag, und einen Theil der Nacht hindurch, an der ſeit mehreren Wochen unterbrochenen Geſchäftsordnung, und an der Ausfertigung einer Menge von Befehlen, wie es die Umſtände erheiſchten.

Am folgenden Tage räumten unſere, noch jenſeits des Dnjepers aufgeſtellten, Truppen das rechte Ufer. Es koſtete die größte Sorgfalt und Anſtrengung, um die wiederholten Verſuche des Feindes, in die Stadt zu dringen, abzuwehren. Auf mehreren Punkten waren die Koſaken ſchon über den Fluß gegangen, und hatten die auf der Straße Fortziehenden überfallen. Von allen Seiten zeigten ſich feindliche Haufen, und verbreiteten Angſt und Schrecken innerhalb der Mauern, wo noch 20,000 Kranke, Bleſſirte, Schwache und Hülfloſe, ängſtlich ſchreiend, umherirrten. Von ihren Korps zurückgelaſſen und unvermögend den Marſch fortzuſetzen, waren ſie dem jammervollſten Tode preis gegeben. Haufenweiſe bedeckten dieſe Unglücklichen mit ihren Leichnamen die Straßen, oder verkrochen ſich in die Winkel der Häuſer und Ställe, wo der bereits in ihrem Innern wüthende Tod ſie eben ſo ſicher, aber nur langſamer, erreichte. Beſonders traurig war der Anblick, welchen die Stadt am fünfzehnten November gewährte. Der Tumult und die Menge der widrigen Geſtalten hatte ſich verloren; ein in dicken Wolken herabfallender Schnee vermehrte noch die Oede und Traurigkeit. Er bedeckte die rauchenden Aſchenhaufen und die Hunderte von Todten, die größtentheils vor Hunger umgekommen waren, indeß der Branntwein in den Magazinen ausfloß, und Tonnen mit Reis oder Zwieback in den Straßen zerſtreut lagen. Alle Umſtände vereinigten ſich, uns

gerechte Beſorgniſſe und bange Ahnungen über unſer Schickſal einzuflößen.

Der Kaiſer hatte mit ſeinen Garden und dem größten Theile der Armee Smolensk am vierzehnten November verlaſſen. Das vierte Korps, unter dem Vicekönig von Italien, war am fünfzehnten, und der Marſchall Davouſt, mit einer ungeheuren Menge noch übriger Bagage, am ſechzehnten gefolgt. Zahlreiche Patrouillen mußten am letzten Tage alles, was nicht zum dritten Korps gehörte, mit Gewalt aus der Stadt treiben, um unſern Abmarſch, der noch nicht beſtimmt war, keiner Verzögerung auszuſetzen. Nur wir waren noch übrig, um den Rückzug zu decken und die Zerſtörung der Stadt und der Feſtungswerke, woran zwei Kompagnien Sappeurs und einige Bataillons Infanterie thätig arbeiteten, zu vollenden. Zu eben der Zeit drang der Kanonendonner von allen Seiten her, und ſelbſt aus der Gegend, durch welche wir uns noch zu retten hofften, furchtbar in unſere Ohren. Das Mißliche unſerer Lage verſcheuchte, ſelbſt in der Bruſt des Muthvollſten, jeden Gedanken an Rettung.

Als am ſechzehnten November der Abend dämmerte, machten wir uns zum Abmarſch bereit, der für die Mitternacht angekündigt war. Der General Ledru, welcher den Nachtrab bildete, war mit den Ueberreſten ſeiner Diviſion etwas zurückgeblieben, um alle noch übrigen Gebäude in Brand zu ſtecken. Er wurde aber durch das Eindringen der Koſaken davon abgehalten, und ſtieß deswegen ſchon in einiger Entfernung von der Stadt, wo wir ihn erwarteten, wieder zu uns. In dem nämlichen Augenblicke erfolgte, unter ſchröcklichem Getöſe, die Exploſion, welche die Feſtungswerke zerſtörte. Es war eine furchtbar-ſchöne Scene, dem nächtlichen Ausbruche eines Vulkans zu vergleichen. In der

ſchwärzeſten Finſterniß, die uns umgab, war der Horizont mit einem Blitz erleuchtet, eine ſprühende Feuerſäule ſchleuderte Wälle und Steinmaſſen zum Himmel, und in einem Nu ſank alles wieder in das Dunkel der Nacht zurück, während ein donnerndes Krachen, von den nahen hohen Dnjeperüfern abprallend, in der Ferne hinrollte. Die Schläge folgten langſam auf einander, und wir waren ſchon eine Stunde weit entfernt, als wir noch immer das Zerſpringen der Bomben und Haubitzen in dem brennenden Arſenale vernahmen. Der Zuſtand und die Angſt der wenigen Einwohner, die jeden Augenblick befürchten mußten, in die Luft zu fliegen, muß ſchrecklich geweſen ſeyn.

Unſer Marſch wurde nicht beunruhigt, und wir erreichten am ſiebenzehnten November Nachmittags die noch rauchenden Trümmer eines unbeträchtlichen Dorfes, ungefähr fünf Stunden von Krasnoi, wo wir unſre Stellung nahmen. An dieſem, ſo wie an dem folgenden Tage, ſtießen wir auf die Spuren des grauenvollſten Elends und der allgemeinen Vernichtung alles Gepäckes der übrigen Korps, wobei ſich auch das unſrige befunden hatte. Wir erfuhren auch die Ereigniſſe der beiden vorhergehenden Tage, die Gefechte der Garde des Vicekönigs, des Marſchalls Davouſt, und ahneten ſo das Schickſal, das unſer wartete. „Morgen werden wir einen heißen Tag haben,“ ſagte der General Gouré, Chef des Generalſtabs, zu mir, indem ich, an einem dürftigen Feuer gelagert, mich gewaltſam an die Glut drängte, um die ſchneidende Kälte dieſer rauhen Nacht abzuwehren, welche mir keinen Schlummer geſtattete.

Alle meine Gefährten lagen, in Schmerz oder ſtumpfes Nachdenken verſunken, mit ſtarrem auf die Erde geſenktem Blicke, ſtillſchweigend um mich her. In dem wehmüthigſten Gefühl der Trennung von Eltern, Freun-

den und Vaterland, waren die Meiſten, und wie der Erfolg lehrte nicht mit Unrecht, von dem Gedanken ergriffen, daß dieſer Abend der letzte ihres Lebens oder ihrer Freiheit ſey. Auch ich war nicht ohne traurige Gefühle bei der Vorſtellung eines ſo wahrſcheinlichen, und faſt unausbleiblichen Todes. Noch hatten wir nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, und unſer Elend nahm faſt ſtündlich zu. Es war nicht der Gedanke an das Hinſcheiden, auch nicht die Furcht vor den feindlichen Bajonetten und Kugeln, was mein Auge mit Thränen füllte. Namenloſe Leiden hatten ſchon den Schmerz erſchöpft, und den Körper fühllos gemacht. Unter dieſen Umſtänden war der Tod eher wünſchenswerth als fürchterlich. Aber mit tiefem Schmerz erfüllte mich die Erinnerung an die Freunde meiner Jugend, an die Theuren, die in glücklicher Ruhe ihre Tage in der ſchönen Heimath verlebten, und ſich gewiß oft mit zärtlicher Beſorgniß meiner erinnerten. Fern von ihnen, mitten in einer eiſigen Wüſte, den Raben, Wölfen oder verwilderten Menſchen zur Speiſe zu dienen — dieſer Gedanke quälte mich am meiſten, und mit ängſtlicher Bangigkeit harrte ich des gefürchteten Tages.

Der Fürſt Kutuſow war in Eilmärſchen nach Krasnoi gegangen, um uns daſelbſt zu vernichten. Napoleon hatte bereits einen großen Verluſt erlitten, und 9000 Mann waren in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen, als der ſiegende Feind uns erwartete. Nur gegen 8000 Mann ſtreitfähige Mannſchaft, worunter 30 berittene Gensd'armen und 50 polniſche Uhlanen die ganze Reiterei ausmachten, nebſt 10 Kanonen waren ſchlagfertig, als wir uns Krasnoi näherten. Der Himmel war den Vormittag ſehr heiter geweſen, aber eben neigte ſich die Sonne gegen Weſten hin, als ein leichter Nebel ſich verbreitete, der die entfernten Gegenſtände

verhüllte, und unſern Blicken die Bewegungen eines feindlichen Korps verbarg, welches plötzlich auf der linken Seite der Straße ſich zeigte, und uns aus vier Stücken lebhaft zu beſchießen anfing. Ohne das Feuer zu erwiedern, ſammelte ſich die Kolonne einen Augenblick, und eilte dann im Sturmſchritt durch den beſtrichenen Raum mit Verluſt einiger Todten und Verwundeten. Froh, dieſer drohenden Gefahr entgangen zu ſeyn, erblickten wir aber kurz darauf mit nicht geringem Entſetzen die vor uns befindlichen Anhöhen rund umher mit feindlichen Truppen beſetzt. Zu eben der Zeit erſchien ein ruſſiſcher Oberſter als Parlamentair, der mündlich dem Marſchall Ney die Aufforderung des Fürſten Kutuſow, ſich zu ergeben, überbrachte. Zugleich zeigte er die Vernichtung aller übrigen Armeekorps an, mit dem Bedeuten, daß alle Gegenwehr vergeblich wäre, und jeder Verſuch des Entkommens nur unnützes Blutvergießen zur Folge hätte. Statt aller Antwort erklärte Ney dieſen Offizier für ſeinen Gefangenen, und ließ ihm die Augen verbinden, um die Schwäche und den Zuſtand unſerer Truppen verborgen zu halten. Zugleich gab er die Befehle zum Vorrücken auf der Straße, um hier, es koſte was es wolle, den Durchzug zu erzwingen. Nun begann eine mörderiſche Kanonade, die einen ſo fürchterlichen Hagel von Kartätſchen und Haubitzen auf uns ſchleuderte, als Keiner ſich erinnerte, jemals geſehen zu haben. Reihenweiſe mähte der Tod die bleichen Schaaren, und ſelbſt die Zweige der Bäume, die zu beiden Seiten der Straße ſtanden, ſtürzten von Kugeln getroffen, auf unſere Köpfe. Alles, was nicht in den Gliedern ſtand, die Tauſende von Nachzüglern, waren ſchon bei den erſten Schüſſen angſtvoll in der nächſten Richtung davongeflohen. Einer zog den Andern mit ſich fort, ohne zu bedenken, daß ſie dem Feind in die Arme eilten. Indem

Indem ich mit dem Oberſten Marchard ſprach, zerſchmetterte ihm eine Kugel die linke Hand; eine Haubitze fiel dicht neben uns nieder, und verurſachte mir beim Zerſpringen eine Kontuſion am linken Knie, die mich nöthigte, mich unter einem nahen Baum hinzuſtrecken. Kaum lag ich da, mit dem Rücken an ſeinen Stamm gelehnt, ſo zerſpaltete ihn eine zweite Haubitze nahe über meinem Kopfe. Ich kroch nun mit Mühe und Schmerz zu den in einiger Entfernung ſtehenden Wagen des Generalſtabes, aber in dem Augenblicke, wo ich einſteigen wollte, ſtreifte eine Kanonenkugel dem Kutſcher beide Beine. Nichts als Tod und Verderben von allen Seiten erblickend, und an aller Rettung verzweifelnd, legte ich mich, in einen elenden Pelz gehüllt, in einen Graben, um hier mein Loos zu erwarten. Alles war in der gräßlichſten Verwirrung. Das Geſchrei der Verwundeten, die mit ihrem Blute an die Eisrinde des Schnees feſtgehalten, langſam erſtarrten; das Wimmern Anderer, die vergeblich nach Chirurgen ſuchten, um verbunden zu werden; das Rufen der Fliehenden nach ihren Kameraden, und der unaufhörlich fortrollende, alles übertäubende Donner des Geſchützes bildeten ein Schauſpiel, das mich noch jetzt bei der Erinnerung mit Schaudern ergreift.

Schon neigte ſich der Tag; der Nebel war durch die Erſchütterung der Luft getheilt worden, und die letzten Strahlen der eben untergehenden Sonne färbten den Saum des Horizonts eben ſo blutroth, als es die weiße Oberfläche des Schlachtfeldes geworden war. Da floh endlich alles in wilder Beſtürzung auseinander. Bitten, Drohungen und das Kommando der Anführer waren ganz vergebens. Nur mit Anwendung ſeiner ganzen Autorität gelang es dem Marſchall Ney, einen Trupp von 1500 Mann zu ſammeln, den er dreiviertel

Stunden weit auf der Straße nach Smolensk zurückführte, und dann Halt machen ließ, da ſich eine ſtarke Kanonade auf der entgegengeſetzten Straße von Krasnoi her erhob. Dieſe Kanonade wurde von der kaiſerlichen Garde begonnen, welche ausgeſandt worden war, uns zu befreien. Unſer Muth wurde dadurch auf's Neue belebt, doch nur auf Augenblicke. Eine Stunde früher würde dieſer Verſuch uns wahrſcheinlich einen Ausweg verſchafft haben; aber jetzt, da wir todt, gefangen und zerſtreut waren, und keine Möglichkeit vor uns ſahen, das Gefecht wieder zu erneuern, verſchwand jeder tröſtende Schimmer, und wir fühlten, wie nach einer ſchmerzlichen Täuſchung, nur um deſto mehr das Traurige und Hülfloſe unſerer Lage.

Es iſt eine beſonders wehmüthige Empfindung, in großen Gefahren die letzten Rettungsmittel vor unſern Augen ſcheitern, und ſich ganz dem gefürchteten Geſchick Preis gegeben zu ſehen. Mit dem letzten Kanonenſchuß, der in unſern Ohren verhallte, ſchienen wir von alle dem geſchieden, was uns bisher noch Troſt und Hoffnung gewährt hatte.

In der Dunkelheit verließen wir die Hauptſtraße, und wandten uns plötzlich gegen Norden. Ohne die geringſte Spur eines Pfades marſchierten wir vor, bis gegen Mitternacht, über Fluren, Hügel und Gebüſche. Endlich trafen wir auf einen ſchmalen Fußweg, der uns bald darauf zu einigen Hütten führte, die zwar von allen Bewohnern verlaſſen waren, aber uns doch Obdach und Erholung gewährten. Nur mit Hülfe eines Andern, den ich, als der übrige Haufe bei mir vorüber marſchierte, um Hülfe anrief, hatte ich mich vom Schlachtfelde erhoben und zu Pferde ſetzen können, auf dem der Schmerz mich gefeſſelt hielt, ſo ſehr auch die grimmige Kälte und das häufige Straucheln und Stürzen

meines Pferdes in den verſchneiten Gruben und Tiefen mich zum Abſteigen veranlaßte. Herzlich froh, nach einem ſo beſchwerlichen Marſche einen Ruhepunkt zu erreichen, und an einem Feuer die erſtarrten Glieder wieder zu erwärmen, überließ ich mich mit allen Uebrigen dem Schlaf, der uns nach den Beſchwerden des Tages, und bei der gänzlichen Erſchlaffung unſerer Glieder, ſo nothwendig geworden war. Aber kaum hatte ein lange entbehrter, wohlthätiger Schlummer unſere Augen geſchloſſen, als mehrere Schüſſe ihn wieder verſcheuchten. Auf das Geſchrei: „Koſaken! Koſaken!" lief alles beſtürzt und verwirrt zu den Waffen. Die Gefahr war indeß, als wir uns von der erſten Betäubung erholt hatten, ſchon vorüber. Einzelne, durch unſere Ankunft vertriebene oder unſern Marſch beobachtende Koſaken hatten, durch die Dunkelheit der Nacht und den die Gebäude umgebenden Wald geſchützt, ſich in die Nähe der Scheune geſchlichen, worin der Marſchall Ney ausruhte, und plötzlich durch die geöffnete Thür auf mehrere Perſonen Feuer gegeben, wodurch jedoch Niemand verletzt wurde. Da indeß Jeder aufgeregt, ängſtlich im Finſtern tappend, hin und her irrte, und die auf allen Seiten gegen unſere Tirailleurs fallenden Piſtolenſchüſſe uns von der Gegenwart der Feinde überzeugten, ſo wurde der Befehl zum Aufbruche gegeben. Man traf zugleich alle Anſtalten, um uns möglichſt gegen einen Ueberfall oder einen Hinterhalt zu ſichern, welches in einer mit Wald, Gräben und Sümpfen bedeckten Gegend nicht wenig Schwierigkeiten hatte.

In der Ungewißheit ſahen wir, durch die Finſterniß getäuſcht, oft die nächſten Gegenſtände für Feinde, Sümpfe und Hohlwege für die richtige Straße an. Jedes Geräuſch der, mit dickem Eis behangenen Aeſte der Tannen, machte uns ſtutzen, und nach mancher Angſt

und öfterem Halten langten wir gegen drei Uhr des Morgens in einem großen, aber gänzlich menſchenleeren Dorfe an.

Seit einigen Stunden hatte ſich ein ſtarker Südweſtwind erhoben und heftige Regengüſſe herbeigeführt, die uns noch beſchwerlicher wurden, als die vorige Kälte. Der Wind war deſſen ungeachtet ſchneidend kalt, und in meinem langhaarigen, ganz durchnäßten Pelz unterlag ich, vor Froſt zitternd, faſt der Schwere deſſelben. Von Zeit zu Zeit mußte ich die, von dem ablaufenden Regen am Untertheile entſtehenden, Eiszapfen abbrechen. Die Gegend umher war freier, ſo viel es die Nacht zu bemerken erlaubte. Da der Feind ſich in einiger Entfernung hielt, ſo konnten wir wenigſtens ein Paar Stunden der Ruhe genießen, die für uns das dringendſte Bedürfniß war.

Der Marſchall hatte die Abſicht, mit den Truppen über den Dnjeper zu gehen. Die Nachricht, daß wir uns nahe an deſſen Ufern befänden, brachten einige vorausgeſchickte Offiziere früher, als man gedacht hatte. Der Ort, an dem wir dieſe Nachricht erhielten, glich, wie ich ſpäter bemerkte, einer kleinen Stadt. Da der Fluß, von zwei hohen ſteilen Ufern eingeſchloſſen, überall mit einer dicken Eisrinde belegt war, ſo wünſchte man Jemanden zu finden, der einen ſichern Uebergang anzeigen könnte; aber alle Einwohner waren entflohen, und wir waren uns gänzlich ſelbſt überlaſſen. Wir brachen des Morgens um ſechs Uhr auf, und ſchon nach einer Viertelſtunde befanden wir uns am Rande eines jähen Abhanges, an deſſen Fuß der gefürchtete Dnjeper ſtarrte. Die Infanterie rutſchte ſitzend hinunter, die Sappeurs aber mußten mit unſäglicher Mühe in die harte, gefrorene Erde, deren Oberfläche durch den Regen und geſchmolzenen Schnee ſchlüpfrig geworden war,

einen Weg für die beiden Kanonen und einige Munitions- und Equipage-Wagen bahnen.

Der Tag war inzwiſchen angebrochen, und der Marſchall nebſt dem Generalſtabe erreichten auf der tragbaren Eisdecke glücklich das andere Ufer. Etwas verſpätet eilte ich ihnen nach, und betrat mit einem Haufen von dreihundert Mann, doch Jeder zehn bis zwölf Schritte vom Andern entfernt, die ſpiegelglatte Fläche. Gleich zu Anfang ſtürzte mein Pferd mehrmals nieder, weil es mit den ſtumpfen Eiſen ſich nicht erhalten konnte; es hob ſich jedoch immer wieder empor, und wir wären gewiß ſämmtlich ohne großen Verluſt, das Geſchütz vielleicht ausgenommen, übergegangen, wenn der Befehl, einzeln und in gewiſſer Entfernung zu gehen, befolgt worden wäre. Aber leider drängten ſich die Hinterſten, von banger Furcht getrieben, immer häufiger und dichter zuſammen, und bereiteten ſich ſo ihr eigenes Grab.

Es wird meiner Feder nie gelingen, die Scene des Schreckens und Entſetzens zu ſchildern, als auf der Mitte des Fluſſes, mehr als vierzig Fuß vom Lande entfernt, das Eis krachend brach, und vor meinen Augen zwei Drittheil der mit mir zugleich auf demſelben befindlichen Menſchen, auf einmal in die Fluthen verſanken. Unmöglich iſt es, meinen Empfindungen Worte zu geben. Dieſer Auftritt erregt noch jetzt Schaudern in mir, noch immer höre ich das Angſtgeſchrei jener Unglücklichen, die, ſo wie ich, aus Todesfurcht auf dem Eiſe feſtgebannt, bei der geringſten Bewegung, welche die getrennten Schollen aus ihrer Lage brachte, unter ächzendem Gewimmer hinabſtürzten. Die Stimme des Jammers verſtummte, ſobald die beweglichen Eisfelder wieder in Ruhe kamen, und eine anderthalb Fuß dicke Wand die Unglücklichen von der Oberwelt trennte, ohne

eine Spur ihres Daſeyns zurückzulaſſen. Der Donner des Geſchützes hat nichts ſo Fürchterliches, als dieſe traurigen Klagetöne verzweiflungsvoller menſchlicher Weſen. Das jammervolle Rufen nach Hülfe, die doch nicht möglich war, brach die von tauſend beſtürzten Zuſchauern beobachtete Todtenſtille, und erfüllte dieſe rauhe Wildniß mit Wehklagen. Endlich gewann die Beſonnenheit bei mir wieder etwas Raum, und ich ſah zum größten Glück, daß der Theil des Eiſes, worauf ich ſtand, noch nicht gebrochen war und feſt ſchien. Um nicht durch das Straucheln und Stampfen des Pferdes gefährdet zu werden, überließ ich es ſeinem Schickſal, und näherte mich dem andern Ufer. Das treue Thier rannte mir aber nach, und ich war nur noch wenige Schritte vom Ufer entfernt, als es auf einer ſchwachen Stelle einbrach. Der rauſchende Strom würde es fortgetrieben haben, wenn ich nicht ſchnell die Zügel ergriffen, den Kopf des Thieres in die Höhe gehalten, und es durch Hülfe einiger Andern, mittelſt abgehauener Aeſte, gerettet hätte. Einige Schritte weiter brach das Eis abermals ein, und da ich ſelbſt in der größten Lebensgefahr ſchwebte, ſo gab ich die Rettung des Pferdes auf. Schon ſtand ich bis an den Gürtel im Waſſer, als ich durch eine zugeworfene Stange an's Ufer gezogen wurde.

Der größte Theil unſerer Leute befand ſich noch auf der andern Seite des Fluſſes. Dadurch, daß ſie ſich rechts und links ausbreiteten, gelang es ihnen, obgleich mit vielem Verluſte, zu uns zu kommen. Kanonen und alles andere Fuhrwerk, worunter ſich ein ſehr ſchöner Staatswagen des Ordonnateurs Duprat, und mehrere des Marſchalls befanden, wurden mit allem Gepäck, durch eine in das Eis gehauene Oeffnung, in den Fluß geſtürzt.

Um zehn Uhr des Morgens befanden ſich endlich Alle beiſammen, die dem Tode entgangen waren. Aber jetzt erſt, als das Licht des Tages uns ſeit dem Gefecht zum erſtenmal wieder beleuchtete, bemerkten wir die Größe unſers Verluſtes. Von 16,000 Menſchen waren wir nur noch 1200, ohne Geſchütz, ohne Munition, mit zwei Tambours und vierzig Lanciers. Aus dem Kreiſe meiner Bekannten und Vertrauten fehlten faſt Alle. Wenn ich fragte: wo iſt dieſer geblieben? ſo hieß es, er iſt geſtern getödtet worden; Jener? er iſt verwundet auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, ein Anderer? er iſt ſo eben ertrunken. Und ſo ging es Allen, die nach ihren Freunden forſchten.

Von Näſſe am ganzen Körper triefend, konnte ich mich nicht einmal trocknen oder wärmen, denn der Aufbruch erfolgte, ehe es uns gelang, ein Feuer anzuzünden, welches ein neuer Regen immer wieder auslöſchte. Wir marſchierten unangefochten durch dichte Wälder auf ſo ſchmalen Wegen, daß nur ein Mann hinter dem andern folgen konnte. Am Ende des Waldes kamen wir Nachmittags zu einem kleinen Dorfe, das zwar ebenfalls ohne Bewohner, aber nicht ohne alle Lebensmittel war. Wir glaubten uns hier um ſo ſicherer, da der Dnjeper uns von dem Feinde trennte, und wir ſo hoffen konnten, die Verfolgung werde einige Tage aufhören. Indeſſen hielten wir uns hier nur eine Stunde auf, und erreichten vor Sonnenuntergang ein anderes Dorf, das wir jedoch aus Vorſicht wieder verließen, um uns in einem nahen Walde zu lagern. Bald ſahen wir den Nutzen dieſer Maßregel ein, denn der feindliche Vortrab kündigte uns durch eine unvermuthete Kanonade ſeine Ankunft an, und beſchoß das Dorf, in welchem ſich eben der größte Theil unſerer Truppen befand, um Lebensmittel aufzuſuchen. Dieſe Ankündigung, die wir

mit nichts erwiedern konnten, war um ſo überraſchender, da wir wohl von den Koſaken, welche mit geringer Mühe über den Fluß kommen konnten, verfolgt zu werden befürchten mußten, aber nicht an die Möglichkeit dachten, vom Geſchütz erreicht zu werden. Mehrere wurden getödtet oder verwundet, und wir wären unfehlbar alle verloren geweſen, wenn das Dickicht und die einbrechende Nacht unſere Flucht nicht beſchützt hätten. Noch hatten wir die früher erwähnten polniſchen Uhlanen bei uns, deren einer mein Pferd gerettet und mir wieder zugeführt hatte. Sie waren uns jetzt von größtem Nutzen, indem ſie den Feind durch ihre Sprache und Kleidung oft täuſchten.

Dieſe ganze Nacht marſchierten wir mit der größten Anſtrengung, um den folgenden Tag Orſcha zu erreichen. Wir wurden aber des Morgens gezwungen, am Ausgange des Gehölzes in der Nähe einiger Bauernhäuſer auszuruhen und diejenigen zu erwarten, die ſich in der finſtern Nacht verirrt hatten.

Noch war unſere Lage nichts weniger als beruhigend. Stündlich verloren wir Menſchen, und irrten oft ohne Führer und Kenntniß auf Wegen umher, die uns in entgegengeſetzte Richtung brachten. Die Entfernung von Orſcha war uns eben ſo wenig bekannt, als die Stärke des hinter oder vielleicht ſelbſt vor uns befindlichen Feindes. Wenn auch Einige die Hoffnung des nahen Zuſammentreffens mit der Armee ermunterte, ſo raubten doch die immerwährenden anſtrengenden Märſche, die Ungewißheit unſerer Lage, und das über ihrer Entſcheidung ſchwebende Dunkel, dem größten Theile allen Muth und Troſt. Die quälendſten Bilder erfüllten die Gemüther, und man ſah nichts als Jammer und Elend vor Augen.

Der Parlamentair, welchen der Fürſt Kutuſow

bei Krasnoi an den Marſchall Ney abgeſandt hatte, war noch immer als Gefangener bei uns. Um ihm die Schwäche unſerer Mannſchaft zu verbergen, war es ihm nur bei Nacht erlaubt, die Binde von den Augen zu löſen; bei Tag führte ein Soldat ſein Pferd. Der mit ihm angekommene Trompeter hatte Mittel gefunden, zu entfliehen. Am zwanzigſten November langte wieder ein ruſſiſcher Offizier an, der die frühere Aufforderung wiederholte, aber nach einer kurzen fruchtloſen Unterredung zurückkehrte. Unſer Zug ging durch weite Ebenen, mit zahlreichen, gut gebauten, aber menſchenleeren Dörfern bedeckt. Im ſteten Gefecht mit dem Feinde entgingen wir nur durch eilige Flucht oder täuſchende Bewegungen der Gefahr, gefangen zu werden. Am ein und zwanzigſten November hatten wir, durch Hülfe der Nacht, einen ſtarken Marſch vor unſern Verfolgern gewonnen. Wir waren Nachmittags in einem Dorfe eben im Begriff, ein in Eile bereitetes Mahl zu verzehren, als die Nachricht einlief, daß der Feind ſich von allen Seiten nähere. Schleunig ſtießen wir unſere Fleiſchtöpfe um, und marſchierten in einer geſchloſſenen Kolonne auf der Straße ab. Die Witterung war wie am achtzehnten November, und als die dicken Nebelwolken ſich herabſenkten und den heitern Himmel verbargen, ſagte der Soldat: „Dieß iſt die Sonne von Krasnoi.“ Wirklich ſchien auch der heutige Tag, nach der Menge der ſich zeigenden Feinde und ihrer Stellung, ſo weit ſie uns der dichte Dunſtkreis wahrnehmen ließ, zu urtheilen, unſer Drama enden zu wollen, und die lange gefürchtete Entſcheidungsſtunde unſeres Looſes angebrochen zu ſeyn.

Kaum befanden wir uns im Freien, ſo ſahen wir zu unſerer Rechten mehrere Linien Kavallerie. Zu gleicher Zeit wurden wir von einem Feuer aus grobem und

kleinem Geſchütz empfangen, dem wir weder etwas entgegenſetzen, noch durch die Flucht entgehen konnten. Zwar hatte beim Anblick der feindlichen Linien in der erſten Beſtürzung alles die Straße verlaſſen, um nach einem nicht fernen Gebüſch zu fliehen. Aber man denke ſich unſern Schrecken, als wir im vollen Laufe, einer über den andern hinſtürzend, plötzlich wieder vor dem gefrorenen Dnjeper ſtanden. Der Anblick deſſelben erinnerte uns zu lebhaft an den frühern grauenvollen Uebergang, als daß auch nur Einer in der blinden Verzweiflung es gewagt hätte, ihn zu betreten.

Noch jetzt iſt mir unſere Rettung ein Räthſel, da der Angriff einer einzigen Schwadron uns in den Fluß gejagt, oder ohne Schwertſtreich gefangen genommen hätte, und alles ſchon die Waffen wegwarf, die eine unnütze Bürde wurden. Wahrſcheinlich verhüllte der Nebel unſere Flucht den Augen des Feindes, deſſen Kugeln unter uns wütheten, oder über unſern Köpfen weg ziſchend in das Eis fuhren. Starr und ſtumm blickten Alle nach dem jenſeitigen Ufer, der General Simmer aber benutzte dieſen Augenblick der allgemeinen Betäubung und des Stillſtandes, um den Muth noch einmal anzufeuern. Da der Tod oder eine Gefangenſchaft, die noch ſchrecklicher war, unvermeidlich ſchien, ſo ſtellte er die Unerſchrockenſten an die Spitze, und befahl ihnen mit dem Bajonett auf den Feind loszugehen. Ohne einen Schuß thun zu können, rückte unſer beträchtlich geſchmolzene Haufe auf der Straße vor, von wo aus ein Kartätſchenhagel uns überſchüttete. Der entſcheidende Augenblick war da, wo wir entweder vernichtet und gefangen wurden, oder vereinigt mit unſerer Armee, neuen Trübſalen und Gefahren entgegen gingen. In dieſer Stunde der Entſcheidung ſtürzten ſich die Vorderſten von den Unſrigen mit Wuth und Verzweif-

lung, und mit einem ſo tobenden Gebrüll, daß es am Ende des Zuges widerhallte, gegen das feuerſprühende Geſchütz der Ruſſen. Dieſe, vielleicht über unſere Zahl getäuſcht, oder in der ſichern Ueberzeugung, daß wir ihnen nicht entgehen könnten, räumten uns die Straße, und begnügten ſich, uns aus der Ferne zu beſchießen. Dieß wurde jedoch durch die eingetretene Dunkelheit ganz unſchädlich, da unſere Feinde die Richtung verfehlten, und weil wir zu unſerer Linken, hinter dem hohen Ufer des Fluſſes, längs dem der Weg ſich hinzog, ſowohl gegen die in der Finſterniß durch ihren feurigen Schweif ſichtbaren Kugeln, als gegen die Anfälle der Kavallerie geſichert waren.

Wie dem Richtplatze entronnen, zogen wir mit raſtloſer Eile fort, und bald ſahen wir nur noch in der Ferne die Wachtfeuer der Feinde auflodern. Da indeß der Marſchall die Unmöglichkeit einſah, ſich länger gegen die Angriffe der Ruſſen zu behaupten, ſo entſchloß er ſich, an einer weniger gefährlichen Stelle auf das linke Ufer des Dnjepers zurückzugehen, an die wir nach einem zweiſtündigen Marſche gelangten. Der Fluß bildete hier mehrere mit Gebüſch bewachſene Inſeln, die ſeine Tiefe in den verſchiedenen Armen vermindern, und ſo den Uebergang erleichterten, obgleich die Infanterie bis über die Hälfte des Leibes in Waſſer waten mußte. Das größte Hinderniß erzeugte indeß die Dunkelheit. Viele wurden zu Boden getreten, oder ſtürzten von den hohen Ufern in den Strom und ertranken. Hatte man wirklich ſchon mehrere Arme paſſirt, ſo war das Aufklettern zwiſchen dem Geſträuch auf der ſchlüpfrigen, ſchroffen Uferwand, wo man nicht feſten Fuß faſſen konnte, oft das Verderben Vieler, die rückwärts hinunter fielen, und im Fallen die unter ihnen Stehenden mit hinabdrängten.

Glücklicherweiſe war ich unter den erſten, die hinüber kamen. In der Finſterniß mußte ich mit den Händen jeden Tritt unterſuchen, um nicht in die Tiefe hinabzuſtürzen, aus der kein Entkommen denkbar war. Später hielten ſich die Unglücklichen, die im Waſſer lagen, wenn ſie nicht gleich zu Boden ſanken, an die nächſten feſt, und riſſen ſie mit in die Fluth hinab. Ich entfernte mich von dieſem grauenvollen Orte, zwar gänzlich durchnäßt und vor Furcht zitternd, aber doch froh, das Schreien und Jammern der unglücklichen Opfer nicht länger hören zu müſſen. Wir eilten mit dem Generalſtabe fort, ohne die Nachkommenden zu erwarten, bis nach Mitternacht ein großes Dorf uns die Ruhe verlieh, deren wir ſo ſehr bedurften. Um den Folgenden den Weg zu bezeichnen, wurden in gewiſſen Entfernungen einzelne Poſten zurückgelaſſen, die aber kein Feuer anmachen durften, und ſich ganz ſtill verhalten mußten. Die Nachkommenden ſchloſſen ſich an dieſe Poſten an, und bis gegen drei Uhr Morgens waren alle verſammelt, die nicht in den Wellen ihr Grab gefunden hatten.

Einige Stunden Schlaf mußten den Truppen gegönnt werden, wenn ſie zur Fortſetzung des Marſches fähig ſeyn ſollten. Wir genoſſen denſelben bis um vier Uhr, und ſetzten uns dann ohne Geräuſch in Marſch mit dem geſchärften Befehl, kein Getös, kein lautes Wort hörbar werden zu laſſen. In Todtenſtille folgten wir dem Pfade, der uns in einigen Stunden nach Orſcha führen ſollte; aber vergebens ſuchten wir dem Schickſale zu entfliehen, das uns, gleich der vielköpfigen Hyder, immer neue Hinderniſſe und Gefahren entgegen ſetzte. Bei einer Krümmung des Weges ſahen wir nicht ferne von uns eine Menge Wachtfeuer, welche die Gegenwart eines neuen Feindes ankündigten. Dieſer

Anblick raubte unſerer kleinen Schaar den letzten Strahl der Hoffnung, der uns bisher noch aufrecht erhalten hatte. Nach allen überſtandenen Drangſalen, dem Feind und den Elementen entronnen, beinahe vor den Thoren der Stadt, wo wir ſichern Entſatz hofften, ſchien der lange geahnete Schlag uns zu treffen. Doch es war nur Täuſchung und die letzte Probe, auf die unſer Muth geſetzt wurde. Zwar ſtand Alles unwillkührlich ſtill, aber der Marſchall trieb durch leiſes Zureden zum weitern Vorrücken an, und beorderte auf beiden Seiten fünfzig Tirailleurs, um unſre Flanken zu decken, die von den feindlichen Schützen mit Flintenſchüſſen empfangen wurden. Bangigkeit und Furcht ſtieg mit jedem Augenblicke, und ich glaubte immer die Feuerſchlünde ſich öffnen zu ſehen, als wir plötzlich eine Menge Tambours Generalmarſch ſchlagen hörten: deſſen ungeachtet aber waren keine Bewegungen und kein Feind bemerkbar; alles war ruhig, und es fielen nur einzelne Schüſſe. Man denke ſich unſer frohes Erſtaunen, als wir in den Wald einrückten und deutlich ſahen, daß Wachtfeuer und Lärm eine bloße Liſt waren, um uns irre zu führen, und daß außer einigen vorausgeſchickten leichten Truppen, ſich kein Feind hier befand.

Eine Stunde ſpäter ſtießen wir auf die, zu unſerer Rettung uns entgegen kommenden Italiener. Vergeſſen waren jetzt alle Leiden, aller Verluſt, und jeder Schmerz war bei dieſem Wiederſehen verbannt. Vor uns flimmerten ſchon die Feuer unſerer Armee in Orſcha, und um ſechs Uhr des Morgens hatten wir dieſe Stadt erreicht. Unſer ganzes Korps zählte nicht mehr als achthundert Mann. Wie längſt todt geglaubte Freunde wurden wir von den Reſten der Armee empfangen, um vereinigt neuen, und nicht minder ſchrecklichen, Gefahren entgegen zu gehen.

Der Kaiſer Napoleon befand ſich eine Stunde von der Stadt, in einem Schloſſe, wohin ſich der Marſchall Ney ſogleich begab. Ich erkundigte mich nach dem Schickſale meiner Bekannten während unſerer Trennung. Mein Bemühen, ſie aufzuſuchen, hatte keinen Erfolg. Alle waren zerſtreut, oder befanden ſich unter den Tauſenden, die in den letzten Tagen in Gefangenſchaft gerathen, oder von Hunger und Schwert aufgerieben worden waren. Mit jeder Stunde erkohr ſich der Tod neue Opfer. Wir fanden die Armee, oder vielmehr die traurigen Ueberreſte derſelben, in weit kläglichern Umſtänden, als wir erwartet hatten. Durch die Gefechte bei Krasnoi war alles in die wildeſte Verwirrung gerathen, und nicht ein Schimmer von Diſciplin hielt die aufgelösten Armeekorps zuſammen. Mit dem Verluſt des größten Theils des Gepäckes würde der Mangel, ſelbſt unter den oberſten Befehlshabern, höchſt drückend, und die Vorräthe, welche man den Tag vor unſerer Ankunft in Orſcha ausgetheilt hatte, waren kaum für das Bedürfniß des Augenblicks hinreichend. Für uns hatte man etwas Mehl aufbewahrt, das der Marſchall in eigner Perſon an die vorbeimarſchierenden Soldaten ſeines Korps austheilte, als unſere Truppen bei der Annäherung der Feinde ausmarſchierten. Der Vicekönig hielt mit mehreren Batterien die dicht hinter der Stadt ſich erhebenden, das ganze gegenſeitige Ufer beherrſchenden, Anhöhen beſetzt. Er ließ durch ſeine Arrieregarde, unter dem heftigſten feindlichen Feuer, die Brücke in Brand ſetzen, die zu dieſem Behuf ſchon früher mit brennbaren Materialien bedeckt worden war, während die übrigen ordnungsloſen Schaaren die Straße nach Kochanowa verfolgten.

Alle Befehle, die der Kaiſer bei ſeinem zweitägigen Aufenthalte in Orſcha bekannt machen ließ, um die

Ordnung im Heere wieder herzuſtellen, blieben unbeachtet. Es half nichts, daß die Ungehorſamen mit der Todesſtrafe bedroht wurden; vielmehr diente es nur dazu, den Haß gegen den Urheber aller dieſer Leiden zu vermehren. Es hätte auch mehr als einer Proklamation der, ihren Schlachtopfern unſichtbar gewordenen, Majeſtät bedurft, um den Muth in dieſen Umſtänden wieder herzuſtellen, und die vor Hunger wüthenden, in namenloſen Qualen und Elend mit dem Tode ringenden Haufen waffenloſer, Schatten ähnlichen Geſtalten, zu ihren Fahnen zurückzuführen, die in den Händen der Sieger ſich befanden, und deren Regimenter vernichtet waren. Vom Oberſten bis zum Trommelſchläger herab lief alles, in Lumpen gehüllt, in wilder Unordnung durcheinander. Die allgewaltige Noth trieb Soldaten und Offiziere, ſelbſt das Aeußerſte zur Erhaltung ihres Lebens zu wagen. Ohne auf das Wohl des Ganzen zu achten, das nur in der Verbindung aller Einzelnen gegen den mächtigen Feind ſchützen konnte, entfernte ſich Jeder von ſeinem Korps, blos mit der Sorge für ſeine Exiſtenz beſchäftigt. Von wüthendem Hunger gejagt ſpähten Alle mit gierigen Blicken, den Feind in ihrem Innern zu beſänftigen. Verzweiflungsvoll ward jedes Mittel ergriffen, um ſelbſt mit Gewalt das dringendſte Bedürfniß zu befriedigen. Fiel eines der, einem mit Haut überzogenen Skelette gleichenden, Thiere, ſo ſtürzten Schaaren mit Meſſern, Säbeln und Bajonetten bewaffnet, darüber her, und verſchlangen gierig, was ihnen zufiel. Nicht ſelten mordete man ſich bei dieſen Metzeleien über den Beſitz eines Knochens, indeß die über den Häuptern krächzenden Raben gleichſam mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten ſchienen, wo man ihre rechtmäßige Beute ihnen überlaſſen würde. Hatte man ſich nur einige Schritte von ſeinen Gefährten ge-

trennt, ſo irrte man oft mehrere Tage in dem Chaos von Geſchütz, Gepäck, Kavallerie und Infanterie aller Korps umher, ohne ſeine Angehörigen wieder zu finden, die während dieſer Zeit dem einſtürmenden Schickſal ebenfalls unterlegen waren. Oft ſah man ſich von denen, deren Theilnahme und Mitleiden man anflehte, grauſam zurückgeſtoßen und mißhandelt.

Unter dieſen Umſtänden bemächtigte ſich die quälendſte Furcht aller Gemüther; eine natürliche Folge der allgemeinen Muthloſigkeit und des Verſchwindens aller phyſiſchen und moraliſchen Kräfte. Das geringſte Geräuſch in dem die Straße begrenzenden Gebüſch, oder das etwas laut ausgeſprochene Wort „Koſak!" lähmte wie ein elektriſcher Schlag die Unglücklichen, welche zum Entfliehen unfähig waren. Andere ließen ihre Wagen ſtehen, warfen die Waffen weg, und lieſen, von paniſchem Schrecken gejagt, ſo weit, bis die Ermattung ſie zwang, ſtille zu ſtehen.

Dieſe allgemeine Beſtürzung benutzten zum öftern die, ſchon längſt durch Raubſucht und Grauſamkeit ſich auszeichnenden, Polen, beſonders die Uhlanen, welche durch ihre Kleidung mit der gefürchteten ruſſiſchen leichten Kavallerie eine große Aehnlichkeit hatten. Unvermuthet brachen ſie unter einem Hurrahgeſchrei aus dem Walde hervor, plünderten die mit Schätzen beladenen Wagen oder Perſonen, und ſtießen die Letztern bei dem geringſten Widerſtande nieder. Aber nicht nur die durch Sprache und Nationalcharakter ſo verſchiedenen Nationen behandelten ſich feindſelig; ſelbſt Brüder, Freunde und Verwandte raubten, mit Verleugnung alles menſchlichen Gefühls, um einen Biſſen Brod, ein Stück Pelz oder dürres Holz, einander das Leben. Viele, die das Unglück hatten zu ſtraucheln und zu fallen, mußten den Geiſt aufgeben, weil ſie von den Umgebenden ihrer

Klei-

Kleider beraubt, oder von den Nachfolgenden zertreten wurden. Es iſt daher eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß in dieſer hülfloſen Lage, wo es für uns keine Zukunft mehr gab, und wo wir nur dem gegenwärtigen Augenblick lebten, dennoch Viele von Geldgier beſeſſen waren, da doch der Beſitz aller Schätze nicht die kleinſte Milderung des Elends gewähren, und die Plünderungswuth nicht mehr reizen konnte. Mehrmals geſchah es, daß ich von meiner Umgebung getrennt wurde. Nahte ich mich dann einem Feuer, ſo mußte ich einen bequemen Platz in der Nähe deſſelben mit zehn bis zwanzig Franken erkaufen, da hingegen die weiter Entfernten, oder die in der Richtung des Rauches Stehenden, verhältnißmäßig weniger bezahlten.

Noch wurde unſer Ungemach durch ein, ſeit dem zwanzigſten November eingetretenes, Thauwetter erhöhet. Dieſes vermehrte beſonders die Qualen derjenigen, welche erfrorne Glieder hatten. Die Straße ward in einen Moraſt verwandelt, der das Fortkommen des Geſchützes, ſo wie der in Pelz oder Lumpen gehüllten Fußgänger faſt unmöglich machte. Der Untergang der Armee, an den ſumpfigen Ufern der Berezina, wurde dadurch um deſto gewiſſer vorbereitet.

In Kochanowa, wo wir ſpät am Abend des zwei und zwanzigſten Novembers ankamen, wurden die meiſten Häuſer, obgleich das kaiſerliche Hauptquartier ſich daſelbſt befand, und trotz der verzweifelten Gegenwehr der kaiſerlichen Garde, von den rund umher bivouakirenden Truppen, demolirt. Was der Zerſtörung entging, ward in der Nacht den Flammen geopfert. Der Kaiſer ſelbſt mußte ſich entfernen, um der Gefahr zu entgehen, unter brennenden Trümmern begraben zu werden. Bei unſerer Ankunft in Tolozzo, am folgenden Mittag, konnten wir uns nur mit großer Mühe durch

die mit Wagen und Geſchütz, mit Leichnamen von Menſchen und Thieren angefüllten Straßen drängen, durch die ſo eben der Kaiſer in Begleitung des Königs von Neapel ritt. Die heilige Schwadron mußte ihnen Platz machen, und alle Wagen über den Haufen ſtürzen, die den Weg verſperrten. In ſeinen gewöhnlichen Ueberrock gekleidet, auf einem dürren Araber, kam er mit einer Miene, welche Unmuth und Rache auszudrücken ſchien, bei uns vorüber. Statt des gewohnten Jubelrufs, ſtatt der ihm ſonſt entgegen ſchallenden kriegeriſchen Muſik, tönte jetzt das Aechzen der Sterbenden, das Toben und Fluchen der durch das Gedränge im Marſche Verhinderten, zu ſeinen Ohren. Auf die Nachricht von dem Vordringen der Moldau-Armee ritt er, ſeine Blicke nur immer vor ſich hinwendend, nach Boriſſow, um durch einige Manövres dem Feinde zuvorzukommen, und einen ſichern Uebergangspunkt zu erreichen. Unſer Schickſal hing davon ab, daß dieſer Plan gelang. Wäre die gefürchtete Vereinigung der von drei Seiten uns gleichmächtig drängenden Armee erfolgt, ſo hätten wir der gänzlichen Vernichtung nicht entgehen können.

Als wir von Tolozzo abzogen, wurde, nach der barbariſchen Sitte, die dieſen Rückzug bezeichnete, jedes Obdach oder jeder ſchützende Gegenſtand zerſtört, die hölzernen Häuſer aber wurden den Flammen Preis gegeben. Auf dieſe Art ſetzten wir unſern Marſch die beiden nächſten Tage, auf der über Boriſſow nach Minsk führenden, Straße fort. Die widerſprechendſten, mitunter höchſt abentheuerlichen Gerüchte, liefen unter uns umher. So erzählte man z. B., daß der Marſchall Macdonald in Petersburg eingerückt wäre; bald darauf, daß der Kaiſer gefangen ſey; daß man Friedensunterhandlungen angeknüpft habe, und ähnliche

Dinge mehr. Selbſt von einer Verſchwörung gegen den Kaiſer, die in Paris geſtiftet worden ſey, ſprach man insgeheim.

Am fünfundzwanzigſten November erhielten wir den Befehl, die Hauptſtraße zu verlaſſen, und, rechts von Boriſſow, Tags darauf in Studzianka einzutreffen. Um zur beſtimmten Zeit dahin zu kommen, mußten wir einen Theil der Nacht marſchieren, und als wir uns dem bezeichneten Orte näherten, wurden wir angewieſen, gerade auf den bezeichneten Uebergangspunkt über die Berezina unſern Marſch fortzuſetzen. Ohne Wegweiſer, und in den ſumpfigen und waldigen Gegenden durch den friſch gefallenen Schnee getäuſcht, verloren wir bald den richtigen Weg und irrten mehrere Stunden in dem Dickicht umher. Mehrere hundert Wagen des neunten Korps folgten uns, welche des Weges und der Richtung ihres Korps unkundig, ſich an uns angeſchloſſen hatten. Nach der angegebenen Entfernung und der Berechnung der Zeit hatten wir ſchon mehr Weg zurückgelegt, als erforderlich war, um an die Ufer der Berezina zu gelangen. Aber noch ſahen wir weder einen Ausgang des Waldes, noch eine Spur des Weges vor uns. Mehrere Adjutanten wurden ausgeſchickt, allein ſie kamen wieder, ohne einen Aufſchluß geben zu können. Wir waren eben im Begriff, auf demſelben Pfade umzukehren, als ſich in unſerer Nähe eine ſtarke Kanonade aus ſchwerem Geſchütz erhob. Jetzt verſchwand jeder Zweifel über unſern Irthum und wir wußten, welche Richtung wir zu nehmen hatten. Bald erreichten wir den Ausgang des Waldes und ſtießen zu den übrigen Truppen, die hier Halt machen mußten, um der zurückgebliebenen Garde Raum zum Vordringen zu laſſen.

Es hatte das Anſehen, als ob der Feind durch

die Bewegungen des Kaiſers getäuſcht worden wäre. Bald errieth er aber deſſen wahre Abſicht, und bemühte ſich, jeden Verſuch zu einem Uebergang über den Fluß zu vereiteln. Durch ſeine auf dem rechten Ufer, auf einer dominirenden Anhöhe, aufgeſtellte Artillerie, ſuchte er die Brückenarbeiter zu verhindern. Dieſe wurde endlich durch die Unſrigen zum Schweigen gebracht, welche ſelbſt während des Kanonenfeuers ihre Arbeiten fortſetzten. Sobald ſie damit fertig waren, ging der Marſchall Oudinot auf zwei, auf Böcken ruhenden, Brücken über den Fluß, und vertrieb den Feind vom jenſeitigen Ufer. Mittlerweile waren wir vorgerückt, und befanden uns nach einer halben Stunde auf dem ſchon mit Tauſenden angefüllten Platze, zwiſchen dem Ufer und einem elenden Dorfe, das nur aus einer Reihe von zwanzig Hütten beſtand, die mit dem Fluſſe parallel liefen. In der größten dieſer Hütten befand ſich der Kaiſer; die andern wurden von dem Könige von Neapel, vom Vicekönig, den Marſchällen und den vornehmſten Perſonen des Generalſtabs in Beſitz genommen. Auf dieſem viereckigem Raume, der von dem auf einem kleinen Hügel liegenden Dorfe bis zu den Brücken ungefähr dreihundert Schritte Länge, und auf beiden Flanken, von der Höhe des Dorfes bis an die Ufer mit Waldungen begrenzt, vierhundert Schritt Breite enthielt, ſtopfte ſich nun die von der Straße her wogende Menſchenmaſſe in verworrenem Gewühl ſo eng zuſammen, daß man ſchon am erſten Abend nur mit der größten Gewalt ſich einen Weg bis zum Fluſſe bahnen konnte, um Waſſer zu ſchöpfen.

Alles was Barbarei, Grauſamkeit und die ausgeartete Natur Schröckliches erzeugen können, ſah man jetzt an den Ufern der Berezina. Die Sprache hat aber keine Worte, um dieſes gräßliche Schauſpiel der

Wahrheit getreu und nach allen Umſtänden darzuſtellen. Jeder Ueberreſt von Menſchlichkeit, der ſich noch in dem Herzen des Einen oder des Andern regte, wurde hier vertilgt. Gegen jedes feinere Gefühl verhärtet, opferte man ohne Unterſchied Jeden auf, der in den Weg trat. Alle Anhänglichkeit, alle Vereinigung ſchwand vor dem mächtigſten aller Triebe, dem Triebe der Selbſterhaltung. Bei der augenſcheinlichſten Gewißheit des nahen grauenvollen Todes wurde kein Freund, kein Bruder geſchont. Hunger und Kälte ſtiegen mit jeder Stunde, und der dick herabfallende Schnee verlöſchte die ſchwachen Feuer, um welche herum Gruppen lebendiger Gerippe kauerten, die, wenn ſie nach und nach erſtarrten, vom Schnee bedeckt, Andern zum Sitze dienten, bis auch dieſe hinſtarben. So thürmten ſich Leichenhügel auf, über die man hinwegklettern mußte, um ſich einen Weg zu bahnen.

Am ſechsundzwanzigſten November paſſirte nur ein kleiner Theil den Fluß, denn die Brücken wurden erſt ſpät fertig, und die zum Uebergang der Wagen beſtimmte war durch das feindliche Geſchütz einigemal ſchadhaft geworden. In der ſtürmiſchkalten Nacht, die auf dieſen mühſeligen Tag folgte, ſuchte ſich Jeder zu einem Feuer zu drängen. Zu dieſem Behuf beſtürmten Haufen von Tauſenden die Häuſer, um ſie niederzureißen oder in Flammen zu ſetzen. Ich ſelbſt befand mich bei dem Chef des Generalſtabs in einem dieſer Häuſer, und nur durch die Bajonette der aufgeſtellten Wachen geſchützt, konnten wir uns darin erhalten. Noch vor Tages Anbruch wurde ein Befehl bekannt gemacht, daß jeder Wagen, welcher von der ſämmtlichen Artillerie hinüberkäme, ſogleich verbrannt werden ſollte. Dieß war für Viele ein Signal zum Plündern. Schaarenweiſe fielen die vor Hunger Wüthenden über jeden

Wagen her, der ſich in dem Gewühl ohne hinreichende Bedeckung befand, und Nahrungsmittel zu enthalten ſchien. Sahen ſich die Stürmenden getäuſcht, ſo zerſchlugen oder verbrannten ſie alles. Um ein Großes wurde die Schwierigkeit durch die ungeheure Menge Fuhrwerk und Bediente mit Pferden vermehrt, die oft Wochen lang ſchon von ihren Herren getrennt waren, ohne etwas von dem Leben derſelben zu wiſſen. Die Infanterie hatte die größte Mühe, ſich durch dieſe Wagen und Pferde einen Weg zu bahnen. Die Meiſten, welche Wagen und Pferde hatten, ließen indeſſen ihre Bagage zurück, und eilten zu Fuß, ihr Leben zu retten.

Endlich dämmerte der Morgen des ſiebenundzwanzigſten Novembers. Da alle Marſchälle und Befehlshaber eilten, das andere Ufer zu erreichen, ſo drängte ſich die geſchloſſene Maſſe immer dichter nach den Brücken. Jeder überzeugte ſich, durch die Eile der Führer, von der wachſenden Gefahr. Hinter dem Rücken derſelben begann ein furchtbarer Kampf zwiſchen denjenigen, welche in den entſtandenen Lücken ſich an den Zug anſchließen wollten, aber immer wieder von den Stärkern daraus verdrängt wurden. Dieſe Letztern erhielten ſich ſo lange auf den noch krümmenden Körpern der unglücklichen Schwächern, bis auch ſie der Gewalt weichen mußten, und von den Füßen der Nachfolgenden geſtampft wurden. Der Andrang war ſo groß, daß Viele von der Erde erhoben und weit fortgetragen wurden, ohne den Boden zu berühren. Andere wurden im Stehen erdrückt, und konnten nur aus Mangel an Raum nicht umfallen. Das größte Ungemach aber verurſachten die Pferde; ſtürzte eines dieſer Thiere, ſo wurden die dicht hinter ihm ſtehenden Menſchen, durch den plötzlich entſtandenen freien Platz von dem Drange der folgenden ſo lange niedergeſtoßen, bis es Einem

gelang, ſich auf dieſer Katakombe zu erhalten, aus der das erbarmungswürdigſte Geſchrei und Wimmern in den Lüften verhallte, das jedes menſchliche Herz hätte zerreißen müſſen, wenn eines in dieſen Augenblicken einer Empfindung fähig geweſen wäre. Oft zerfleiſchten die Unterliegenden in der Wuth die Füße der auf ihren Leibern Stehenden, oder umklammerten ſie, um noch einmal ihr Mitleid anzuflehen, und um Schonung ihres Lebens zu bitten. Aber taub war jedes Ohr, und gefühllos ſtieß man die Elenden von neuem zu Boden, bis ſie ihren Geiſt unter dieſen Qualen aushauchten. Gelang es ja noch Einem, der niedergetreten war, ſich wieder zu erheben, ſo ſank er mit zerquetſchten Gliedern bald zum zweitenmal hoffnungslos dahin.

Solche Scenen, aber faſt noch grauſenhafter, ereigneten ſich zu meiner Linken. Hier nahm das Geſchütz und Gepäck ſeinen Weg nach der dazu beſtimmten Brücke über Hunderte von Leichnamen, und über Trümmer aller Art. Die entſetzliche Menge todter Pferde und gebrochener Wagen verengte den Raum immer mehr, und wurde alle Augenblicke das Grab neuer Schlachtopfer. Jede Abtheilung bewaffneter Truppen mußte ſich mit den Kolben ihrer Gewehre einen Durchgang über die Körper ihrer Kameraden erſtreiten, um vielleicht mit den ihrigen, in einigen Minuten von feindlichen Kugeln getroffen, die jenſeitigen Moräſte zu bedecken. Wie wäre es möglich geweſen, in dieſem gedrängten Haufen vereinigt zu bleiben, wo ſelbſt die vereinte Macht es nicht vermochte? Gleich am Morgen waren wir getrennt worden, und Jeder mußte, nun, für ſeine eigene Sicherheit ſorgend, der allgemeinen Bewegung folgen. Dieſe war aber ſo langſam, beſonders für die Berittenen, daß ich von Morgens acht Uhr bis Nachmittags drei Uhr erſt in die Mitte

des Raumes gelangte, der zur Brücke führte. Vom brennendſten Durſte gequält, blickte ich lechzend nach dem Fluſſe, in welchem ich jeden Augenblick Mehrere untergehen ſah, die von der Brücke hinuntergeſtürzt waren, oder vom Ufer in den Fluß ſprangen.

Schon neigte ſich der Tag, und es war unmöglich, vor dem Einbruch der Nacht die Brücke zu erreichen. Jeder Schritt, mit welchem man ſich derſelben näherte, wurde gefahrvoller. Die Nacht ſchien uns, wenn die Menge ſich zerſtreut haben würde, der günſtigſte Zeitpunkt zum Uebergange zu ſeyn. Wirklich entfernten ſich die Hinterſten, und erlaubten mir und noch Einigen, welche ſich zu mir geſellt hatten, uns in das Dorf zurückzuziehen, deſſen Stätte indeß kaum noch kennbar war. Eine Hand voll Stroh diente mir zum Lager und meinen Pferden zum Futter, und unſre ganze Nahrung beſtand in einem kleinen Stück Pferdfleiſch, das wir am Feuer röſteten. Von der andern Seite des Fluſſes fielen uns die Feuer unſerer Kameraden in die Augen, von denen uns noch eine unüberſchreitbare Kluft ſchied. Die Hoffnung, daß wir in dieſer Nacht würden über den Fluß kommen können, ſahen wir ſchmerzlich getäuſcht, denn ſo oft wir uns der Brücke näherten, fanden wir mehrere Korps im Uebergange, die Zwiſchenräume aber mit Wagen und einzelnen Soldaten vollgeſtopft. Ueberhaupt war dieſe Nacht eine der ſchrecklichſten, die wir bis dahin noch gehabt hatten. In weiter Entfernung umher war nirgend ein Obdach zu ſehen. Da es uns an Kraft und an Mitteln fehlte, einige Tannenbäume zu fällen, ſo unterhielten die Reiſer, welche wir von denſelben abbrachen, ein ſo ſchwaches Feuer, daß, bei dem ſcharfen ſchneidenden Nordwind, Viele in der Nähe deſſelben erſtarrten. Hunderte fanden ihren Tod durch die Kälte; noch

Mehrere durch Hunger, und gewiß haben eben ſo Viele das Fleiſch ihrer gefallenen Brüder verzehrt. Das Jammergeſchrei der Sterbenden oder Verſtümmelten, welches die grauſige Stille der Nacht erfüllte, erhöhete das Entſetzende dieſes furchtbaren Trauerſpiels, über welches der Morgen des achtundzwanzigſten Novembers blutroth dämmerte.

Wir ſchloſſen uns nun wieder an die noch immer dichten Maſſen an. Es währte aber, wie Tags zuvor, oft Stunden lang, bevor man einen Schritt weiter rückte, beſonders da die Brücke, die man unſerm Uebergang beſtimmt hatte, ganz unbrauchbar geworden war. Alles nahm daher ſeine Richtung nach der andern Brücke, die ſehr oft ausgebeſſert werden mußte. Die Zögerungen, welche dadurch veranlaßt wurden, vergrößerten natürlich die allgemeine Furcht und Angſt. Schon ſeit dem Anbruch des Tages hörte man den Kanonendonner vom rechten Ufer her. Die nun vereinte ruſſiſche Armee hatte mit Macht das ihr gegenüber ſtehende zweite franzöſiſche Armeekorps angegriffen und zurückgetrieben; aber auch das auf dem linken Ufer ſtehende neunte Korps konnte dem ſtürmiſch vordringenden Feinde nicht länger widerſtehen. Von beiden Seiten rückte der Kampf immer näher; ſchon flogen einzelne Haubitzen ziſchend über unſere Köpfe, fuhren in die dichten Haufen, und richteten beim Zerſpringen das entſetzlichſte Blutbad an. Da bemächtigte ſich Schreck und Verzweiflung Aller. Wüthend ſtürzte Einer nach dem Andern, mit den Waffen in den Händen, nach dem Fluſſe; alles, was nicht wich, ſank unter ihren Streichen. Generale und Offiziere hieben ſich mit gezogenen Säbeln durch die zuſammen gedrängten Schaaren, oder ſanken ſelbſt unter den Streichen der, weder Rang noch Anſehen achtenden, Soldaten. Weiber ſie-

len an der Seite ihrer Gatten nieder, und wurden von dieſen zertreten. Kinder, die man auf den zurückgeblie⸗benen Wagen gelaſſen hatte, ſchrieen nach ihren Eltern, und das Geraſſel des über alle dieſe zermalmend hin⸗fahrenden Geſchützes übertäubte ſelbſt das Sauſen der Kugeln. Faſt ſchon beſinnungslos von dem Knallen der um mich her zerplatzten Haubitzen, von dem Geheul der unter unſern Füßen Zertretenen, und den von allen Seiten auf mich fallenden Schlägen und Stößen, wurd' ich noch mit fortgeriſſen, von dem Vorgefühl des nahen Todes ſchon ergriffen.

Ein Oberſt, von vier Dragonern umgeben, mä⸗hete, wie in feindlichen Reihen, alles vor ſich nieder. Sein Weg, den er ſich über Leichen bahnte, ſollte auch über mich gehen, aber der mörderiſche Schlag traf ne⸗ben mir einen waffenloſen bejahrten Offizier, der mich im Fallen zu Boden drückte. Es war ein beſonderes Glück, daß ich mich wieder erheben konnte, bevor die folgenden über mich wegſchritten. Eine Brigade polni⸗ſcher Infanterie marſchierte mit gefälltem Bajonett im Sturmſchritt durch den Raum, und vernichtete alles, was ihr in den Weg trat. Wer nicht von den Pferden niedergeſtoßen, von den Rädern des Fuhrwerks erreicht, und von den immer häufiger fallenden Kugeln getrof⸗fen wurde, der ſtürzte über die Hügel der Todten.

Endlich, nachdem ich mehrmals geſunken, doch aber mich immer wieder empor gehoben hatte, kam ich an die Brücke. Dieſe bot einen Anblick dar, der mit Entſetzen erfüllte. Koffer, Mantelſäcke, Wagentrüm⸗mer, Geſchütz, Hunderte von Leichnamen hatten den Fluß zehn bis zwölf Schritte von ſeinen Ufern zurück⸗gewieſen. Auf der Brücke ſelbſt waren mehrere Gens⸗darmen beſchäftiget, die Erdrückten oder Verſtümmelten ins Waſſer zu werfen. Der Abend war bereits ange⸗

brochen, als ich das rechte Ufer erreichte. Tauſende, die hinter mir waren, betraten es niemals, ſondern fanden jenſeits das Ende ihres Lebens und ihrer Martern. Ich ſchleppte mich über den gefrornen Moraſt, aus welchem die Körper der darin Verſunkenen hervorragten, nach dem nahen Dorfe, wo der Kaiſer ſich mit ſeinem Generalſtabe befand. In allen Winkeln ſuchte ich meine Gefährten, und rief mit matter heiſerer Stimme, um Jemand zu finden, der noch einiges Erbarmen fühlen, und mir beiſtehen würde. Seit achtundvierzig Stunden hatte ich nichts genoſſen, als ein Stück verbranntes Pferdefleiſch; kein Tropfen Waſſer hatte meinen trockenen Gaumen gefühlt. Ermattet, und an Geiſt und Körper von grauenvollen Bildern des Todes gefoltert, durfte ich es nicht wagen, mich einem Feuer zu nähern, ohne den Mißhandlungen der daſſelbe Bewachenden ausgeſetzt zu werden.

Rings um den Horizont leuchteten die feindlichen Wachfeuer, aber nur Blitze erhellten den dunkeln Ort, von wo das Wehklagen zu uns herüber ſchallte. In der Dunkelheit, durch den Schnee verhindert die Straße zu erkennen, und ohnehin nicht wiſſend, welche Richtung das dritte Korps genommen, folgte ich einer langen Reihe Feuer, die ich vor mir ſah, entſchloſſen, alles was ich an Geld beſaß herzugeben, um nur der Wärme zu genießen, und überzeugt, es würde die letzte Erquickung ſeyn. Man wurde mit dem Gedanken an den Tod ſo vertraut, daß man bei jeder Trennung ſtets auf ewig Abſchied nahm, in der Gewißheit, ſich nie wieder zu ſehen. Oft war man beim Erwachen des Morgens verwundert, ſich noch im Lande der Lebendigen zu befinden.

Eine Stunde war ich bereits umhergewandert, und die Kräfte fingen an mich gänzlich zu verlaſſen, als

ich etwas tiefer im Walde ein ſtarkes Feuer bemerkte, um das nur wenige Perſonen herſtanden. Ich näherte mich demſelben, in der Erwartung, eine drohende Verweigerung zu bekommen. In der Entfernung von einigen Schritten hörte ich meinen Namen rufen, und ich erblickte (mit welcher Freude, kann man ſich denken) die noch übrigen Perſonen des Generalſtabs unſers Korps. Sie erquickten mich, wie einen vom Tode Erſtandenen, mit allem, was ſie noch gerettet hatten. Um ein wohl unterhaltenes Feuer gelagert, hörten ſie die Erzählung meiner Unfälle an, und theilten mir dann die ihrigen mit.

Der Marſchall Ney hatte am Morgen das Kommando des verwundeten Herzogs von Reggio übernommen, und unter abwechſelnden Vortheilen ſich bis Nachmittags erhalten. Um ſeinen, von der blutigen Arbeit des Tages ermüdeten Truppen einige Stunden Erholung zu gönnen, zog er ſich zurück. Die eingetretene Nacht und der Wald gewährte einige Sicherheit vor den Verfolgungen der Ruſſen; zugleich hoffte man, die noch auf dem linken Ufer befindlichen Truppen würden Zeit gewinnen, ſich zu retten. Aber bald lief die Nachricht ein, daß die Brücke vernichtet, und 10,000 Mann, nach einem vorhergehenden fürchterlichen Morden, gefangen gemacht worden wären. Der Verluſt des Fuhrwerkes und der Artillerie der Armee war unermeßlich; wenige Korps retteten eine Kanone, nur die Garde behielt einen kleinen Theil. Von dem großen Reſerve-Park, welcher noch 140 Stücke und 250 Pulverwagen enthielt, kam kein einziges an das rechte Ufer. Man ſchätzte den Geſammtverluſt an Menſchen, durch die Ereigniſſe dieſer Tage, auf 30,000.

Gegen vier Uhr des Morgens brachen wir auf. In der Nähe des Dorfes, worin ſich der Kaiſer noch

befand, mußten wir einige Stunden lagern, weil ſich ſchon mehrere Koſaken gezeigt, und Allarm verbreitet hatten. Als der Tag völlig angebrochen war, ſetzten wir unſern Marſch nach Zembin fort.

So weit geht der Bericht des deutſchen Augenzeugen von dem ſchröcklichen Rückzuge der Franzoſen aus Moskau. Von den fernern Ereigniſſen, und der faſt gänzlichen Vernichtung der franzöſiſchen Armee, iſt zur Ergänzung Folgendes zu bemerken: Seit dem Uebergange über die Berezina war die franzöſiſche Armee ſo gut als aufgelöſt; die Flucht von dieſem Fluſſe bis zum Niemen und nach Preußen hatte nichts Aehnliches mehr mit dem Zuge eines Heeres. Ohne Waffen, ohne Bekleidung, halb erſtarrt, in grimmiger Kälte zogen die Schaaren in furchtbarer Verwirrung und Betäubung, eine leichte Beute der nachſetzenden Koſaken. Was vom Geſchütz noch übrig war, blieb ſtehen, noch ehe die traurigen Trümmer des ehmals zahlloſen Heeres Wilna erreichten. Haufen von Leichen bezeichneten ihren Weg; aller Orten lange Züge von Gefangenen, oft von Weibern geführt; die rächende Nemeſis hatte den Uebermuth erreicht. Von dem ruſſiſchen Vortrabe und den leichten Truppen des Hauptheeres verfolgt, brach das flüchtige franzöſiſche Heer auf Feld- und Seitenwegen nach dem vierzig Meilen entfernten Wilna auf. Schon nach wenigen Tagen vermochte man die zuletzt zu dem Heere geſtoßenen Truppen, bald ſelbſt die Garden nicht mehr, von der übrigen Maſſe zu unterſcheiden. Die ſogenannte heilige Schaar, die Napoleon zu ſeinem perſönlichen Schutze gebildet hatte, war verſchwunden; gleiche Auflöſung, gleiche Verwirrung herrſchte bei allen, ſelbſt die Befehlshaber unter-

ſchieden ſich in nichts mehr von den Troßbuben, jeder Gehorſam hatte aufgehört, die grauſamſte Selbſtſucht jedes andere Gefühl verdrängt. Die Kälte ſtieg in den erſten Tagen des Decembers zu einer ſo unerträglichen Höhe, daß ſelbſt die Ruſſen darunter empfindlich litten, und nur die unermüdlichen Koſaken nach wie vor die Verfolgung des Feindes fortſetzten. So groß aber war zugleich die Menge der Gefangenen, daß die Koſaken, nur auf Beute Bedacht, es nicht ſelten verſchmähten, die jammernden Flüchtlinge gefangen zu nehmen.

Da Napoleon ſich die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage nicht länger verbergen konnte, und da ſeine eigenen Soldaten im Unmuth drohende Worte gegen ihn ausſtießen, ſo beſchloß er heimlich zu entfliehen. Sobald er daher vor Wilna aus dem Bereich der ruſſiſchen Armee war, überließ er ſeine Kriegsgefährten ihrem Schickſal, und floh in größter Stille, nur von wenigen Vertrauten begleitet, unter einem erborgten Namen zuerſt nach Warſchau. Er kam hier auf einem polniſchen Schlitten an, und ſtieg in einem gemeinen Wirthshauſe ab. Bald floh er weiter, und kam am achtzehnten December, über Dresden, Leipzig, Frankfurt und Mainz nach Paris zurück.

Die Entweichung des Kaiſers vertilgte den letzten Reſt von Zucht und Ordnung in den flüchtigen Schaaren. Die übrigen Heerführer folgten zum Theil ſeinem Beiſpiele, und entfernten ſich. Selbſt der König von Neapel, dem der Oberbefehl übergeben war, bekümmerte ſich nicht mehr um die ihm anvertrauten Truppen; jeder Anführer war nur auf ſeine eigene Sicherheit bedacht. Immer unerträglicher ward zugleich die Kälte; von zwei Schaaren neapolitaniſcher Reiter und einem Regiment Fußgarden, die von Wilna aus dem Heere zur Unterſtützung entgegen geſandt waren, kehrte

ſchon am nächſten Tage die Hälfte mit erfrornen Gliedern nach der Stadt zurück; nur einige Wenige hatten dem Kaiſer auf ſeiner eiligen Flucht zur Bedeckung gedient. Ein gleiches Schickſal hatten zehntauſend größtentheils deutſche Reſerve-Truppen, die der General Loiſon in Eilmärſchen von Königsberg herbeigeführt hatte. Als ſie am ſiebenten December bei Oſaiara zu dem Heere ſtießen, waren ſie ſchon, ohne auch nur einen Feind geſehen zu haben, binnen vier Tagen auf dreitauſend Mann geſchmolzen, und auch dieſe wurden noch vor Wilna von den nachſetzenden Ruſſen ereilt, und größtentheils aufgerieben.

Zerſtreut, ohne Waffen und Gepäck, leichenähnlich erreichten endlich die elenden Ueberreſte des ſtolzen Heeres das langerſehnte Wilna. Aber kaum waren ſie daſelbſt angekommen, ſo erſcholl die Schreckenspoſt von der Annäherung der Koſaken. Da an keine Vertheidigung zu denken war, ſo brach alles in der Nacht in verwirrter Eile nach Kowno auf, von den Ruſſen und von dem wüthenden Volke, ſelbſt von den Juden, verfolgt, gefangen, getödtet. So wurden die Mißhandlungen gerächt, die ſich früher die Franzoſen gegen die wehrloſen Einwohner erlaubt hatten. Ueber fünfundzwanzigtauſend Mann gingen auf dem Marſche nach Wilna, und in und um dieſe Stadt, der erſten, die auf dem ganzen Zuge von Moskau an der Zerſtörung entrann, zu Grunde. Kaum eine gleiche Zahl, von denen nur etwa ein Drittheil Moskau geſehen hatte, der Reſt der großen Armee kam nach Kowno, an die Ufer des Niemen, bis wohin die Koſaken ſie eifrig verfolgten. Das letzte Geſchütz, der Schatz der Armee, der geſammte Troß war verloren. Krank, mit erfrornen Gliedern, halb verhungert, zerlumpt flohen die Un-

glücklichen nach Preußen, wo noch Viele eines jammervollen Todes ſtarben.

So endigte ſich eine rieſenhafte Unternehmung, welche die Welt in Erſtaunen ſetzte, nur nicht in dem Sinne, wie es Napoleon erwartet hatte. Auf 120,000 Mann, 900 Kanonen und beinahe das geſammte Gepäck ward der Verluſt von dem Anfange des Rückzuges von Moskau bis an die preußiſche Grenze berechnet. Nach amtlichen Berichten ſind in Rußland, während der erſten Monate des folgenden Jahres 243,000 menſchliche Leichname, und mehr als 150,000 todte Pferde, verſcharrt oder verbrannt worden, wobei noch bemerkt ward, daß der Befehl, ſie zu zählen, viel zu ſpät angekommen ſey, als daß die volle Summe angegeben werden könnte. In Wilna allein wurden 70,000 Menſchen begraben.

6.

Sonderbare Schickſale gelehrter Männer.

Camoens, der Dichter der Luſiade, ſtarb auf der Straße zu Liſſabon den Hungertod, und überhaupt wurde er in ſeinem ganzen Leben von einem Unglück in das andere gejagt. Eines Liebeshandels wegen mußte er nach Afrika fliehen, in einem Seegefecht verlor er das rechte Auge. In Oſtindien wurde er wegen einer Satyre auf den Vicekönig von Goa nach Makao verwieſen. Einſt litt er Schiffbruch, und bald wäre er um die Hauptarbeit ſeines Lebens, die Luſiade, gekommen; aber er hielt die Handſchrift mit einer Hand in

die

die Höhe, und mit der andern ruderte er an das Ufer. — Noch ein anderer Heldendichter unterlag ebenfalls dem Hungertode: Samuel Buttler, der Sänger des Hudibras.

Nikodemus Friſchlin, ein als Gelehrter ſehr berühmter Würtemberger in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, hatte faſt nirgend eine bleibende Stätte, und mußte bald da bald dort herum wandern. Zuletzt, als er von dem Herzog Ludwig von Würtemberg das ſeiner Frau zugefallene Erbtheil mit einiger Höflichkeit foderte, und in dieſe Foderung Bitterkeiten einmiſchte, ſtellte man ihm nach, nahm ihn gefangen und brachte ihn auf das Schloß Hohen-Urach. Er verſuchte zu entfliehen, zerſchmetterte aber ſeinen Körper an den Felſen, die ſeinem Kerker nahe ſtanden.

Ferrante Pallavicino, Chorherr der Auguſtiner zu Venedig, geboren 1615, ſchrieb einen Roman: il divortio celeste (die heimliche Eheſcheidung), worin er die Regierung Papſt Urbans des Achten, ſeine Neffen und andere Blutſauger nach Verdienſt geißelte. Man wußte ihn verrätheriſcher Weiſe zu packen, und ſchlug ihm nach vierzehnmonatlicher Einkerkerung den Kopf ab.

Dante, der Verfaſſer der berühmten göttlichen Komödie, wurde mit Franziskaner-Suppen zu Tode gefüttert. Der engliſche Theaterdichter Otway ſtarb auf dem Stroh eines Speichers, der Dichter Nik. Joſ. Laurens Gilbert im Hoſpital. Corneille wünſchte am Tage vor ſeinem Tode vergebens, ſich mit ein wenig Fleiſchſuppe laben zu können. Le Sage lebte in ſeinem Alter von fremdem Mitleiden. Vandel verfaßte ſeine Tragödien in einer Krambude, in welcher er in ſeinem neunzigſten Jahre ſtarb. Michael Molinos, ein Spanier, Verfaſſer der geiſt-

lichen Haushaltung, eines Buches, das in mehrere Sprachen überſetzt wurde, das Papſt und Kardinäle ſchätzten, wurde auf Andringen der Jeſuiten unter Innocenz dem Zweiten eingemauert, und lebte in dieſer ſchrecklichen Lage noch volle neun Jahre.

Nikolaus le Fevre ſchnitt ſich eine Feder; das abgeſchnittene Stück ſprang in ein Auge. Weil es ihn ſchmerzte, wollte er mit der Hand zu Hülfe kommen, vergaß aber, daß er das Federmeſſer noch halte, und ſtach ſich ſomit das Auge ganz aus.

Joh. Peter Speeth war zu Wien von katholiſchen Eltern erzeugt und geboren, erzogen aber zu Augsburg, wo er zur lutheriſchen Kirche übertrat. In Holland hielt er ſich zu den Socinianern, zu Amſterdam wurde er in der portugieſiſchen Synagoge Jude, und erhielt den Namen Moſes Germanus. Alle Bemühungen, ihn wieder zum Chriſtenthum zurückzubringen, waren vergebens, und doch gaben ihm die Juden Gift, weil ſie merkten, daß er nicht an alle talmudiſche Fabeln glaubte.

Georg Horn wurde durch den Gebrauch eines chemiſchen Präparats dergeſtalt raſend, daß er einmal nackend auf die Straße lief und rief: „An tu nunquam vidisti hominem paradisicum? En, ego sum Adam.“

Markus Antonius v. Dominis, Erzbiſchof zu Spoleto, wurde 1617 Proteſtant und floh nach England. Die Inquiſition zu Rom machte ihm den Proceß, und weil er ſelbſt nicht gegenwärtig war, wurde er in efigce verbrannt. Nach einiger Zeit unterwarf er ſich dem Papſt wieder und hoffte, dafür Kardinal zu werden, aber er betrog ſich. Mit einem Strick um den Hals mußte er widerrufen, wurde zur Inquiſition gezogen, und ſtarb in einem Kerker, entweder durch Gift oder Strang. Am einundzwanzigſten December

1624 wurde ſein Leichnam verbrannt. Glücklicher als er kam Sixtus Senenſis durch. Er war ein geborner Jude, wurde Chriſt und Dominikaner. Indeſſen verfiel er auf manche ſogenannte Ketzerei, und die Inquiſition verdammte ihn zum Feuer. Statt ihn aber braten zu laſſen, machte ihn der Papſt gegen alles Vermuthen frei.

Philipp Cluver, der berühmte Geograph, wünſchte in Leiden den Juſtus Lipſius zu ſehen und dann nach Antwerpen zu reiſen. Unterwegs wurde er von einem Trupp liederlicher Soldaten angegriffen und ausgeplündert. Nackend und bloß blieb er auf der Straße liegen; der Hunger plagte ihn und Niemand erſchien, ihm nur einen Biſſen Brod oder einen Trunk Waſſer zu reichen. Erſt nach drei Tagen ſtießen einige Mönche auf ihn und nahmen ihn mit ſich. Nachdem er hinreichend erquickt war, ging er nach Holland, mußte ſich ſein ganzes folgendes Leben elendiglich durchſchlagen, und ſtarb in ſolcher Dürftigkeit, daß er auf öffentliche Koſten begraben werden mußte.

Platina, der Verfaſſer des Lebens der Päpſte (Vitae Pontificum) wurde unter dem Papſt Paul dem Zweiten in einen Kerker geworfen, und als ein Staatsverbrecher auf die Folter gebracht. Da man aber nichts auf ihn bringen konnte, ſo klagte man ihn der Ketzerei an, und hielt ihn drei Jahre lang gefangen. Die Kardinäle Beſſarino und Gonzaga erlöſten ihn aus ſeinem Gefängniſſe, aber erſt unter Sixtus dem Vierten erhielt er wieder das Amt eines Abbreviator apostolicus.

Sixtus der Fünfte hütete die Schweine, kam zu Mönchen, die ihn in die Schule ſchickten, und brachte es bis zum Papſte. Benedict Balduin lernte in ſeiner Jugend die Schuhmacher-Profeſſion,

ging aber zu den Wiſſenſchaften über, und wurde zu Amiens ein ſehr ausgezeichneter Lehrer. Er ſchrieb einen Tractat de calceo antiquo et mystico, der 1711 zu Leiden eine neue Auflage erlebte. Nikolaus Saunderſon wurde in ſeinen früheſten Jahren blind, und doch einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit. Jakob Ferguſon war Schaafhirt, beobachtete die Sterne, und brachte es ſo weit, daß er eine Aſtronomie nach Newtons Grundſätzen durch den Druck herausgeben konnte. Valentin Jamerai Duval, der Sohn blutarmer Bauersleute, wurde in ſeiner Jugend von ſeinem Vater dergeſtalt mißhandelt, daß er heimlich davon lief, bei einem Landmann kalekutiſche Hühner hütete, endlich Viehhirte wurde, und im hohen Alter als Aufſeher des kaiſerlichen Münzkabinets in Wien ſtarb.

Der Dichter Rouſſeau wurde wegen ſatyriſcher Verſe im Jahr 1712 auf Lebenszeit aus Frankreich verbannt. In Wien, wohin der Prinz Eugen von Savoyen ihn mit ſich nahm, widerfuhr ihm das Nemliche, weil er ein Pasquill auf die Maitreſſe ſeines Gönners gemacht hatte. In London gab er ſeine Werke in zwei Quartbänden heraus, gewann damit zehntauſend Thaler und wurde um die ganze Summe von der oſtindiſchen Kompagnie, bei welcher er ſie angelegt hatte, betrogen.

Ludwig von Boiſſy, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſtudirte die Theologie, verließ ſie aber und ſchrieb ein Trauerſpiel, Adnerte und Alceſte, das ausgepfiffen wurde. Beſſer gelang ihm das Luſtſpiel, in welchem er gefiel, doch trug es ihm ſo wenig ein, daß er kaum nothdürftig leben konnte. Er kam dergeſtalt in Jammer und Elend, daß ſowohl er als ſeine Gattin bereits beſchloſſen hatten, ihrem armſeligen Leben freiwillig ein Ende zu machen. Die Todesart war

gewählt: ſie wollten Hungers ſterben. Schon an den Pforten des Todes rettete ſie ein Freund, und die königliche Maitreſſe Pompadour gab dem armen Dichter Brod.

Der Profeſſor Lowitz in Göttingen hatte das Unglück, auf einer Reiſe in die Gegenden an der Wolga von den Spiesgeſellen des Rebellen Pugatſchew geſpiest zu werden.

Butger Duwens, Rector der Schule in Haag, wurde 25 Jahre lang von einer ſchröcklichen Nervenkrankheit gequält. Er empfand vorzüglich des Abends, wenn er ſich zu Bette gelegt hatte, außerordentliche Zuckungen und Verdrehungen der Glieder, doch ohne Schmerzen. Alle angewandten Mittel halfen nichts, bis er endlich das bekannte Laudanum Sydenhami brauchte. Nun verlor ſich zwar das Uebel, allein an deſſen Stelle trat Schlafloſigkeit, die mit einer ſolchen Anſtrengung der Denkorgane verbunden war, daß ſein Geiſt in die äußerſte Thätigkeit gerieth. Alles, was er geleſen hatte, drang ſich ihm wieder auf. Er fühlte ſich wie mit einer Furiengeißel getrieben, alles bei ſich zu wiederholen, was er gelernt hatte, und ſich auf das Vergeſſene ſo lange zu beſinnen, bis er es wieder fand. Erſt mit Tagesanbruch ſchlief er auf ein paar Stunden ein. Beim Erwachen war alles wie aus ſeinem Gedächtniſſe weggewiſcht, was er mit ſo großer Anſtrengung hatte durchdenken müſſen. Er konnte ſich dann nicht des Geringſten erinnern, und wußte nur, daß die Seele über gelehrte Dinge die Nacht hindurch nachgedacht hatte. Dieß bewog ihn, jeden Abend Papier und Bleiſtift vor's Bette zu nehmen, und ſeine Meditationen aufzuſchreiben, woraus ſeine Noctes Haganae (Haagiſche Nächte) entſtanden ſind, worin viel Gelehrſamkeit, beſonders über die alten Schriften der Griechen und Römer, enthalten iſt.

7.

Der Verräther Menzel und ſeine Beſtrafung.

Die Kaiſerin Maria Thereſia konnte es dem Könige Friedrich dem Zweiten von Preußen nicht verzeihen, daß er ihr, nach dem Tode ihres Vaters, das ſchöne Schleſien mit bewaffneter Hand entriſſen hatte. Zwar garantirte ſie ihm die Herrſchaft über daſſelbe in dem Dresdner Frieden 1744, und gelobte, ihn ewig in dem ruhigen Beſitz davon zu laſſen. Aber bald vergaß ſie der Ewigkeit dieſes Traktats, und ſchon 1746 vermochte ſie die Höfe von Petersburg und Dresden zu einem geheimen Bunde gegen Preußen, wobei im Falle eines Krieges die vorläufige Theilung der preußiſchen Länder feſtgeſetzt wurde.

Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland war gar nicht abgeneigt, zur Demüthigung Friedrichs die Hand zu bieten. Zwar liebte ſie den Krieg nicht, deſto mehr aber die Freuden der Sinnlichkeit und gewiſſe Genüſſe, worüber man damals die geringern Stände beſtrafte, und wozu die meiſten Hohen ein Privilegium zu haben glaubten. Friedrich machte darüber einige ſatyriſche Bemerkungen, die der Eliſabeth zu Ohren kamen, und ſie in dem Grade erbitterten, daß ſie ſich willig mit ſeinen Feinden zur Rache vereinigte. Ohnedem war ſie ihm abgeneigt, weil er keine Religion hätte, und ſeine Gemahlin nicht liebte. Der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt der Dritte, war leicht gewonnen, und verlangte blos, daß ein günſtiger Augenblick zum Angriff erwartet werden ſollte. Aus leidenſchaftlichem Haſſe gegen Friedrich bemühte ſich Maria Thereſia aber auch, den König von Frankreich, Ludwig den Fünfzehnten, in ihr Bündniß zu ziehen. In dieſer Abſicht ging der, in den Annalen

der öſterreichiſchen Diplomatie als Stern erſter Größe hervorleuchtende Graf Kaunitz als Geſandter nach Paris, und gewann, geſchickt und glücklich für ſeinen Plan, die Marquiſe von Pompadour, welche den König beherrſchte. Sein Nachfolger in der Geſandtſchaft, der Graf von Stahrenberg, ſetzte das Begonnene eifrig fort, und Maria Thereſia ſelbſt ließ ſich herab, zur Befriedigung ihres Haſſes gegen den König Friedrich, eigenhändig der Maitreſſe zu ſchreiben, welche ſie als Monarchin und als Frau verachtete und verabſcheute. Die Marquiſe bezeugte ſich dankbar, und ſtimmte ihren königlichen Liebhaber für die Allianz mit Oeſterreich. Der Miniſter, Kardinal Bernis, ging ihr dabei treulich an die Hand. Die Verbindung war im Geheimen geſchloſſen, und bedurfte nur eines geeigneten Anlaſſes, um Ludwig dem Fünfzehnten zur Unterzeichnung vorgelegt, auch um öffentlich und förmlich erklärt zu werden.

Dieſer mächtige Staatenbund wider Preußen hätte gefährlich werden können, wenn ſeine Plane und Abſichten bis zum Augenblicke der Entſcheidung geheim geblieben wären. Aber Friedrich wußte ſich durch liſtige Erforſchung und wohl bezahlte Verrätherei die genaueſte Kunde von den Planen ſeiner Feinde zu verſchaffen.

Im geheimen Kabinete zu Dresden war Friedrich Wilhelm Menzel als Kanzliſt, mit dem Prädikate eines geheimen Sekretairs, angeſtellt. Die Familie, aus der er abſtammte, gehörte zu den achtbarſten und ſittlichſten der Reſidenz. Er ſelbſt zeichnete ſich ſowohl durch Brauchbarkeit als Dienſttreue ſehr rühmlich aus, allein die leidige Sucht zu glänzen und zu genießen beherrſchte ihn in dem Grade, daß ſie ihn auf die Wege des Verderbens führten. In ſeinem Hauſe waltete mehr

der Hofrath als der Kanzliſt, an ſeiner Tafel mehr der Reiche als der Mäßigbeſoldete. Dieß ſtürzte ihn in Schulden und verwickelte ihn in Verlegenheiten, aus denen er ſich nicht anders zu ziehen wußte, als durch gut bezahlte Landesverrätherei.

Es war dem Könige von Preußen nicht unbekannt geblieben, daß zwiſchen Oeſterreich, Rußland, Sachſen und Frankreich Unterhandlungen gepflogen wurden, die keinesweges zu ſeinem Vortheil gereichten. Aber eine genauere Kenntniß dieſer Verhandlungen konnte er ſich nicht leicht verſchaffen, da ſie ſehr geheim gehalten wurden. Um die gewünſchten Aufſchlüſſe zu erhalten, trug er ſeinem Geſandten am Dresdner Hofe, Baron von Malzahn auf, ſich heimlich zu bemühen, die Plane ſeiner Gegner zu erforſchen, und ihm ſchleunige Nachricht davon zu geben. Natürlich richtete der Geſandte ſein Augenmerk zunächſt auf eine obere zu gewinnende Perſon des ſächſiſchen geheimen Kabinets, und fand dieſe bald in dem Kanzliſten Menzel, deſſen ökonomiſchen Verlegenheiten er abzuhelfen verſprach, wenn er ihm dagegen in ſeinen diplomatiſchen Verlegenheiten Hülfe leiſten würde. Die Bekanntſchaft mit Menzeln hatte Malzahn zufällig in dem gräflich Moscinskyſchen Garten gemacht, wo Erſterer faſt täglich promenirte. Dort ſchlängelten ſich vor dem Schloſſe ſchmale Baſſins, welche, nach damaliger Art, zu beiden Seiten mit Porzellanſcherben, bunten Glaskugeln und bunten Steinen, wie Amethyſt, Jaſpis und dergleichen, belegt waren. Vor einem ſolchen Baſſin ſtand einſt Menzel, in Gedanken über ſeine Verlegenheiten verloren, und mit dem Stocke in den bunten Zierrathen wühlend. So traf ihn der preußiſche Geſandte, redete ihn freundlich an, fragte ihn, weshalb er ſo in Gedanken ſtehe, und erhielt ſcherzend die Antwort: Er ſinne

nach, wie er dieſe Steinchen und Scherben in Gold verwandeln könne. Dieß erfaßte Malzahn. Goldene Berge in der Nähe und Ferne zeigend, war die Verabredung, ihm Abſchriften der zwiſchen Sachſen, Rußland und Oeſterreich gewechſelten Depeſchen von Zeit zu Zeit zu verſchaffen, bald getroffen.

Menzel begab ſich nun ſpät Abends, wenn ſeine Kollegen längſt fort waren, wieder in das geheime Kabinet, verſchloß ſich da und kopirte die ganze Nacht, beim Scheine einer verdeckten Lampe, die am Tage eingegangenen Depeſchen. Um ſich munter zu erhalten verſah er ſich mit Wein und Kaffee in einer Bouteille, den er in einem kleinen Töpfchen über ſeiner Lampe heiß machte. Erſchöpft von der vielen und ängſtlichen Arbeit, war er einſt eingeſchlafen, und würde vielleicht bis zum Erſcheinen ſeiner Kollegen in den gewöhnlichen Kanzleiſtunden geſchlafen haben, hätte der lebhafte Wortwechſel einiger Wachen auf den Corridors im Schloſſe ihn nicht geweckt, worüber er ſo erſchrack, daß er, im Bewußtſeyn ſeiner Schuld, vor Alteration faſt ohnmächtig ward. Oft nahm er aber auch die Depeſchen, wenn es nur irgend ohne Gefahr geſchehen konnte, mit nach Hauſe, oder er ging vor den Kanzleiſtunden in's geheime Kabinet, oder blieb über die Zeit, und erwarb ſich damit ſogar noch das Lob eines beſonders eifrigen und fleißigen Arbeiters. Dem Geſandten aber, mit welchem er abſichtlich alles Zuſammentreffen vermied, welchen er auf der Straße kaum zu kennen ſchien, und in deſſen Hauſe er niemals ſichtbar war, theilte er ſeinen Kabinetsraub auf eigene, verabredete Weiſe mit. Der Baron von Malzahn bewohnte auf der Pirnaiſchen Gaſſe einen Palaſt, deſſen Hausflur eine Colonnade zierte. Hinter eine der Säulen, die zunächſt an der Wand ſtand, und einen Winkel bildete, in welchem alte,

unbrauchbare Leitern, Bretter und dergl. lagen, die Niemand anrührte, verſteckte Menzel Abends im Finſtern die Depeſchen und empfing auf dieſelbe Art die verſprochene Bezahlung dafür.

Es leidet keinen Zweifel, daß der ſiebenjährige Krieg auch ohne Menzels Verrätherei ausgebrochen ſeyn würde. Aber dieſe Verrätherei diente doch dazu, den Ausbruch deſſelben zu beſchleunigen, und Friedrichs Erbitterung wider die gegen ihn verbündeten Feinde zu ſteigern. Menzel aber empfing endlich den Lohn, der ihm gebührte. Anfangs ſcheint ihm die Größe ſeines Wageſtücks, wie ſeines Verbrechens, wenig geſchreckt zu haben. Die reichlichen Spenden dafür ſetzten ihn in den Stand, herrlich und in Freuden zu leben, und dabei kommen wohl oft Klugheit und Gewiſſen in den Hintergrund. Endlich aber ſetzten ihn beide in große Angſt, daß er oft händeringend in dem Moscinskyſchen Garten hin und her ging. Ein Rückſchritt aber war nun, da er ſich einmal zum Verrath hatte brauchen laſſen, nicht mehr möglich, wenn er nicht fürchten wollte, den Geſandten zu beleidigen und ſich dadurch des Schutzes zu berauben, den ihm dieſer im Entdeckungsfalle zugeſichert hatte. In einer ſolchen Stimmung reiſete er mit dem König nach Warſchau, und lebte auch dort wieder auf einem ziemlich glänzenden Fuß, während man in Dresden ſeinem böſen Thun und Treiben auf die Spur kam. Schon ſeine verſchwenderiſche Lebensart hatte Verdacht erregt, noch mehr ſein frühes Kommen auf die Kanzlei und ſein langes Verweilen auf derſelben. Den Ausſchlag gab endlich eine Schildwache vor dem Pallaſt, welchen der preußiſche Geſandte bewohnte. Dieſe hatte bemerkt, daß Menzel im Dunkeln lange vor dem Pallaſte hin und her ſchlich, ängſtlich ſich umſehend endlich hineinſchlüpfte, aber kaum eine Minute blieb und dann

davon eilte. Die förmliche Entdeckung des Verräthers geſchah durch den Generallieutenant von Spärkan, welcher den König durch ein eigenhändiges, mit Eſtafette nach Warſchau abgeſandtes Schreiben, davon benachrichtigte.

Menzel befand ſich dort eben in fröhlicher Geſellſchaft, als er die Schreckenspoſt vernahm, daß man ihn den Augenblick verhaften werde. Glücklich entkam er, nur auf unrechtem Wege; denn, ſtatt daß er ſein Heil in der Krimm, oder in irgend einem andern Winkel der Türkei hätte ſuchen ſollen, ſuchte er es in Böhmen. In Prag ereilte ihn ſein Schickſal. Von hier ward er erſt nach Brünn, dann durch ein kaiſerliches Kommando den zweiten Auguſt 1763 (alſo nach Abſchluß des Hubertsburger Friedens) auf die Bergfeſtung Königſtein in Sachſen gebracht. Während des ſiebenjährigen Krieges war er in der Haft zu Brünn ziemlich guten Muthes, in der Hoffnung, daß der König von Preußen beim Frieden ſich ſeiner annehmen, ja ſeine Befreiung wohl gar zu einem Friedensartikel machen werde. Allein in dieſer Hoffnung betrog er ſich; ſein Loos war und blieb ewige Gefangenſchaft. Anfänglich hielt man ihn äußerſt hart. Seine Koſt war Waſſer und Brod. Zwiſchen ſeinen Füßen ging ein ſtarker Eiſenſtab, ſo daß er nur langſam, kurz und mit Mühe ſchreiten konnte. Auch durfte er ſich nicht barbieren laſſen, und bekam einen Bart, der ihm bis an den Nabel ging. Allein in ſpätern Jahren wurde ſein Schickſal gemildert; er wurde nämlich von dem fürchterlichen Sperreiſen an den Füßen befreit, durfte dann und wann die freie Luft genießen, und erhielt auch etwas beſſere Koſt. So erreichte er ein Alter von ſiebenzig Jahren, und ſtarb, nach drei und dreißigjähriger Gefangenſchaft, im Mai 1796.

8.

Der alte Jenkins.

An der Spitze aller derer, die in den letzten Jahrhunderten ein hohes Alter erreicht haben, ſteht der Fiſcher Henry Jenkins, ein Engländer, der im Jahr 1500 im Kirchſpiele Bolton in der Grafſchaft York geboren war, und 1670 zu Ellerton an der Swale, in eben dieſer Grafſchaft, ſtarb, folglich ein Alter von hundert und ſiebenzig Jahren erreichte. Hundert und vierzig Jahre lang nährte er ſich von der Fiſcherei, und trieb ſein Gewerbe auf den Strömen. Er erinnerte ſich der Schlacht bei Flowderfield, die im Jahr 1513 geliefert wurde, wohin er als ein zwölfjähriger Knabe mit einem Pferde geſchickt worden war, das man mit Pfeilen beladen hatte, deren man ſich damals noch bediente. Er erinnerte ſich noch ſehr gut der Zeit, da es Klöſter in England gab. Bereits war er über dreißig Jahre alt, als ſie in Yorkſhire aufgehoben wurden; die ganze Gegend, ſagte er, wäre in Aufruhr geweſen, als die Mönche vertrieben wurden. Da er zur Welt gekommen war, ehe man in England Kirchenbücher hielt, ſo wurde er mehrmals bei Gerichtsſtreitigkeiten zu Rathe gezogen, wenn von alten Rechten die Rede war. So entſchied er im Jahr 1667 in einem Zehentproceß, dem Vikar zu Catterik komme der Zehnten von Lämmern, Wolle ꝛc. zu; er, Jenkins, habe es ſeit hundert und zwanzig Jahren und länger noch ſo geſehen und gehört. Ueberhaupt erinnerte er ſich, daß er ſeit hundert und vierzig Jahren in verſchiedenen Gerichten Zeugniſſe abgelegt habe. In einem Alter von mehr als hundert Jahren ging er noch zu Fuße in die Gerichtsverſammlung zu York, ja er ſchwamm in dieſem Alter auch noch mit der größten Behendigkeit, und ohne ſchädliche Folgen für

ſeine Geſundheit, durchs Waſſer. Fünf alte Männer, die alle über hundert Jahre alt waren, und die in demſelben Kirchſpiele lebten, verſicherten, daß ſie ihn ſtets als einen Mann gekannt hätten, der ſchon in die Jahre ſey.

Welch eine Menge von wichtigen Begebenheiten war unter Jenkins Augen vorüber gegangen! Er hatte ganz England katholiſch geſehen; er erlebte die Einführung der proteſtantiſchen Religion, die Wiedereinführung der katholiſchen, und zuletzt die Begründung der proteſtantiſchen. Zu ſeiner Zeit ward die unüberwindliche Armada zerſtört, die holländiſche Republik gegründet; drei Königinnen, Anna Boleyn, Katharina Howard und Maria von Schottland, wurden enthauptet. Ein König von Spanien ſtieg auf den Thron Englands; ein König Schottlands wurde zu Weſtmünſter zum Könige Englands gekrönt, und ſein Sohn vor ſeinem eigenen Palaſte enthauptet. Zuletzt noch erlebte er 1666 den großen Brand in London.

Jenkins konnte weder leſen noch ſchreiben. Seine Diät war hart und ſtreng, und gegen das Ende ſeines Lebens bettelte er auch hin und wieder. Man begrub ihn auf dem Kirchhofe ſeines Geburtsortes, und errichtete einen kleinen Pfeiler auf ſeinem Grabe. Späterhin verfertigte man auf ihn eine Inſchrift, welche in der Kirche zu leſen iſt.

9.

Der Maler Bakhuyſen.

Schon in ſeiner Jugend zeigte der berühmte Maler Bakhuyſen, der 1631 zu Embden geboren war, eine

beſondere Neigung und Anlage zum Schönſchreiben und Zeichnen. Da ſeine Eltern arm waren, ſo mußte er ſchon im Knabenalter ſein Brod in einer Seilerfabrik verdienen. Einſt kam ein reiſender Holländer an die Thür der Seilerfabrik, in welcher Bakhuyſen arbeitete, und bemerkte von ungefähr die Zeichnung eines Schiffes, die dieſer mit Kreide gemacht hatte. Er fand daran ein ſolches Wohlgefallen, daß er den jungen Menſchen mit nach Amſterdam nahm, damit er dort mit ſeinem Talent ſein Glück machen möchte.

In Amſterdam kam Bakhuyſen zuerſt zu einem Kaufmann, der ihn auf ſein Comtoir nahm. Hier fing er an, ohne Beihülfe irgend eines Meiſters, mit der Feder die Schiffe abzuzeichnen, die er in dem Meerhafen vor ſich ſah. Der gute Erfolg dieſer Verſuche erhöhete ſeinen Muth, und nun betrat er die Künſtler-Laufbahn, auf welcher der Maler Everdingen ſein Führer war. Vermittelſt ſeines anhaltenden Fleißes und eines oft wiederholten Beſuchs der vorzüglichſten Künſtlerwerkſtätten, erwarb er ſich bald eine große Geſchicklichkeit, und galt für einen der beſten Maler in Landſchafts- und Seeſtücken. Seine einzige Führerin in ſeinen Darſtellungen war die Natur, deren außerordentliche Wirkungen er mit ganzem Gemüth aufzufaſſen ſuchte. Zuweilen ſetzte er ſich, um dieſen Zweck zu erreichen, den größten Gefahren aus. Oefters beſtieg er, wenn Sturm und Gewitter über den Ocean einbrachen, einen zerbrechlichen Nachen, und beobachtete von dieſem aus das Treiben der Wogen, ihr ungeſtümes Anprellen an die Felſenriffe, das Schaukeln der im Sturme umhergejagten Schiffe, und die den Aether durchfurchenden Wetterſtrahlen und Blitze. Manchmal führten ihn, ſeinen dringenden Bitten ungeachtet, die vom Schrekken ergriffenen Matroſen wieder zurück an das Ufer,

Dann lief er ſo geſchwind wie möglich nach Hauſe, und beeilte ſich, ohne mit einem Menſchen zu ſprechen, oder ſich durch irgend etwas zerſtreuen zu laſſen, die Skizzen, welche er ſo eben gezeichnet hatte, zu malen. Dadurch verſchaffte er ſeinen Gemälden eine, bis in das kleinſte Detail gehende, bewunderswürdige Treue und Genauigkeit, und hob ſich durch ſeinen muthvollen Eifer in der Gattung der Seeſtücke zu einem Maler vom erſten Range empor. Unvergleichlich treffend und höchſt lebendig ſind ſeine Abbildungen der Meereswellen. Vorzüglich groß iſt die Wirkung derſelben, wenn man ſie in einiger Entfernung betrachtet; es iſt, als ſähe man die Wogen wirklich daherſtrömen. Auch ſeine Himmel ſind beſonders leicht und unendlich mannigfaltig. Ueberhaupt ſind alle ſeine Zuſammenſetzungen voll Leben und Feuer, und auch das Kolorit ſeiner Gemälde iſt vorzüglich ſchön.

In ganz Holland nicht nur, ſondern auch in Frankreich, England und Deutſchland ſind Bakhuyſen's Seeſtücke eine Zierde der Kabinete. Mehrere Souveraine würdigten ihn ihres perſönlichen Beſuchs in ſeiner Werkſtätte, unter andern der Czar Peter der Große, dem er zur Abzeichnung von Schiffen Anleitung geben mußte. Der Magiſtrat von Amſterdam beſtellte bei ihm ein großes Seeſtück, bezahlte ihm dafür dreizehnhundert Gulden, und verehrte es dem Könige Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich.

Bakhuyſen erreichte ein Alter von acht und ſiebenzig Jahren, und ſtarb 1709, nach langwierigen Leiden, die er mit ungemeiner Seelenſtärke ertrug. Die Hauptzüge ſeines Charakters waren: natürliche Gutmüthigkeit, große Beſcheidenheit bei ſeinen ausgezeichneten Talenten, ſittliche Rechtſchaffenheit, und ein anhaltender, ſehr reger Fleiß. Seine Lebensweiſe war

einfach, doch anſtändig. Neben der Malerei beſchäftigte er ſich mit der Schreibekunſt, worin er nach einer eigenen Methode einzelnen Kindern angeſehener Kaufleute Unterricht gab. Auch verfertigte er, ſelbſt noch in ſeinem hohen Alter, Kupferplatten von Seeanſichten, und beſchäftigte ſich nebenbei mit der Dichtkunſt.

10.

Zerah Colburn, ein Rechengenie.

Im Jahr 1812 kam nach London ein kleiner Amerikaner, Namens Zerah Colburn, ein Knabe von acht Jahren, der als Kopfrechner allgemeines Erſtaunen erregte. Was die ausgezeichnetſten Köpfe in dem glänzendſten Zeitpunkte ihres Lebens nicht zu leiſten vermochten, war für dieſen Knaben gleichſam nur ein Spiel. Ohne jemals eine Kenntniß der gewöhnlichen Regeln der Arithmetik erhalten zu haben, ohne weder den Gebrauch noch die Eigenheiten der arabiſchen Zahlen zu kennen, ja ohne jemals eine beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſe Art von Beſchäftigung gerichtet zu haben zu ſcheinen, war er im Stande, wie durch Eingebung, eine große Menge arithmetiſcher Aufgaben durch eine bloße Operation des Geiſtes, und ohne die gewöhnliche Unterſtützung ſichtbarer Zahlen oder eines mechaniſchen Kunſtgriffes, zu löſen.

Der Knabe zeigte zu London ſeine Geſchicklichkeit in dem Ausſtellungsſaale (Spring gardens). Mehrere Perſonen, die ſich durch ihre Kenntniſſe in der Mathematik und Phyſik ſehr auszeichneten, kamen dahin, um den

den Knaben zu prüfen. Alle fanden beſtätigt, was man angekündigt hatte, nemlich: „daß dieſes achtjährige Kind nicht blos mit Schnelligkeit und mit der größten Leichtigkeit die genaue Anzahl von Minuten und Sekunden angiebt, die ein beſtimmter Zeitraum enthält, ſondern daß es auch jede andere Aufgabe dieſer Art auflöſet. Es zeigt das genaue Facit der Multiplikation einer Anzahl von zwei, drei und vier Zahlen durch eine andere Anzahl an, welche die nämliche Menge von Zahlen hat. Oder auch, wenn man ihm eine Anzahl von ſechs bis ſieben Zahlen vorlegt, ſo giebt es eben ſo leicht als ſchnell alle Faktoren dieſer Zahl an. Es braucht dieſe ſonderbare Geſchicklichkeit nicht blos bei dem Aufſteigen zu den Potenzen, ſondern auch bei der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel einer beſtimmten Zahl. Es weiß auch zu beſtimmen, ob dieſe Zahl eine Primzahl iſt oder nicht, d. h. ob ſie einen andern Theiler als ſich ſelbſt und die Einheit hat: ein Fall, für welchen es jetzt noch keine allgemeine Regel unter den Mathematikern giebt."

Alle dieſe Aufgaben, und noch eine Menge anderer dieſer Art, löſete das Kind mit einer ſolchen Genauigkeit und Schnelligkeit mitten unter ſeinen kindiſchen Beſchäftigungen auf, daß man es nicht mit anſehen konnte, ohne in's größte Erſtaunen zu gerathen. So nahm ſich z. B. der kleine Colburn, in Gegenwart vieler Fremden, vor, die Zahl 8 bis zu ihrer 16. Potenz zu erheben, und er irrte ſich über das letzte Reſultat um keine Zahl, nämlich 281,474,976,710,656, welche aus 15 Zahlen beſteht. Man ließ ihn dieſe Operation mit andern Zahlen einer einzigen Ziffer vornehmen, und er rechnete bei allen, durch wirkliche Multiplikation und nicht aus dem Gedächtniſſe, bis zu ihrer zehnten Potenz, mit ſo viel Leichtigkeit und Genauigkeit, daß die Perſon,

die den Auftrag hatte, die Reſultate niederzuſchreiben, ſo wie er dieſelben angäbe, genöthigt war, ihn zu erſuchen, nicht ſo ſehr zu eilen. Was die Anzahl von zwei Zahlen anbelangte, ſo erhob es einige bis zu ihrer ſechsten, ſiebenten und achten Potenz, aber nicht immer mit gleicher Leichtigkeit, denn ſo wie die Facite zunahmen, ſo vermehrten ſich auch die Schwierigkeiten.

Man fragte das Kind nach der Quadratwurzel von 106,929; es erwiederte ſogleich und ehe man Zeit zum Niederſchreiben gehabt hätte: 327. Man fragte es darauf nach der Cubikwurzel von 268,336,125, und es antwortete mit der nämlichen Leichtigkeit und der nämlichen Geſchwindigkeit 645. Mehrere gegenwärtige Perſonen richteten andere Fragen dieſer Art über die Potenzen und die Wurzeln ſehr beträchtlicher Zahlen an daſſelbe, und es beantwortete ſie ſämmtlich mit eben dem Glücke und der nämlichen Schnelligkeit.

Ein Neugieriger fragte es nach den Faktoren der Zahl 247,483, und es erwiederte ſogleich 941 und 263, welche wirklich die einzigen ſind, die dieſem Produkte eigen ſind. Eine andere Perſon that die nämliche Frage an daſſelbe über die Zahl 171,395, und es gab ſogleich folgende Faktoren an, nämlich: 5×34279; 7×24485; 59×2905; 83×2065; 35×4897; 295×581 und 413×415. Man fragte es hierauf nach den Faktoren von 36,083, es erwiederte aber ſogleich, daß dieſe Zahl keinen Faktor hätte, und wirklich iſt es eine Primzahl. Die Mathematiker auf dem feſten Lande von Europa hatten behauptet, die Zahl 4,294,972,967 ($= 2^{32} + 1$) wäre eine Primzahl, allein Euler zeigte ihnen, daß ſie ſich irrten, und daß dieſe Zahl zwei Faktoren habe, nämlich 6,700,417×641. Man legte dieſem Kinde die nämliche Zahl vor, und es fand dieſe beiden Faktoren, jederzeit durch ſeine anſchauende Methode. Auf gera-

dewohl wurden allerlei andere Fragen gethan, und es gelang dem Kinde ſtets, die Faktoren richtig anzugeben, außer in dem Falle, wo die Zahlen Primzahlen waren, was es beinahe augenblicklich entdeckte, ſobald man ſie ihm vorlegte.

Man fragte es, wie viel 48 Jahre Minuten hätten, und ehe man noch die nöthige Zeit hatte, die Frage niederzuſchreiben, antwortete es: 25,228,800; zugleich ſetzte es hinzu, daß ſich die Anzahl der Sekunden in 48 Jahren auf 1,513,728,000 belaufe. Man legte ihm noch andere Fragen dieſer Art vor, und es beantwortete ſie ſämmtlich beinahe mit der nämlichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, ſo daß alle anweſende Perſonen darüber in Erſtaunen geriethen, und daß ſie wünſchten, ſo außerordentliche Anlagen möchten ausgebildet und für die Welt nützlich gemacht werden.

Jedermann wünſchte gern einige Begriffe von der Methode zu haben, die das Kind in Stand ſetzte, auf eine ſo ſchnelle und richtige Art die verwickeltſten arithmetiſchen Aufgaben zu beantworten. Man ſtellte hierüber ſehr genaue Unterſuchungen mit ihm an, allein es war ſtets außer Stand, hierüber die gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben. Es ſagte ausdrücklich, und alles ſchien dieſe Behauptung zu beſtätigen, daß es nicht wüßte, wie es zur Antwort käme. Beim Multipliciren zweier Zahlen, die Eine durch die Andere, und beim Erheben zu den Potenzen, ſah man nicht blos durch die Bewegung ſeiner Lippen, ſondern auch aus einigen beſondern Thatſachen, die man hernach bemerkte, deutlich, daß in ſeinem Geiſte eine Operation vorgehe; jedoch konnte man wegen der Schnelligkeit der Antworten nicht annehmen, daß es dabei nach bekannten und gewöhnlichen Methoden verfahre, um ſo weniger, da es mit den gewöhnlichen Regeln der Arithmetik gänzlich unbekannt und nicht

im Stande war, auf dem Papiere eine gewöhnliche Multiplikation oder Diviſion vorzunehmen. Allein wenn es ſich an die Ausziehung der Wurzeln oder die Angabe der Faktoren großer Zahlen machte, ſo ſchien es nicht, daß eine eigentliche Operation in ſeinem Kopfe vorgehe; denn es gab ſeine Antwort ſogleich, d. h. in dem Verlaufe einiger Sekunden, und eine ſolche Auflöſung würde nach den gewöhnlichen Methoden eine lange und mühſame Berechnung erfordern; auch weiß man, daß es noch keine bekannte Methode giebt, wie man a priori zur Angabe der Primzahlen gelangen kann.

11.

Der vierjährige Rieſe.

Zu Duendorf im Stifte Osnabrück wurde im Jahr 1752 ein Knabe von natürlicher Größe geboren, deſſen widernatürlicher Wachsthum ſich gleich nach dem erſten Vierteljahre anfing. Er wollte von der Zeit an nicht mehr mit der Muttermilch zufrieden ſeyn, und die Eltern mußten ihm daher andere Speiſen, die meiſtens aus Mehlbrei und in Milch gekochten Semmeln beſtanden, reichen. Mit einem halben Jahre hatte er beinahe ſchon alle Zähne, war dabei unruhig, ſchlief wenig, und behielt eine ſtarke Eßluſt bei. Ungeachtet ſeine Geſundheit in keinem Stücke litt, ſo konnte er doch nicht zum Gehen gelangen.

Im Sommer 1754 bekam der Knabe die Kinderblattern ſehr zahlreich, ſchränkte ſich aber dabei in der Diät nicht im geringſten ein. Selbſt während der Krankheit, die er ohne Narben und andere üble Zufälle

überſtand, ließ er ſich im Dorfe herumfahren. Beinahe nach Verlauf eines Jahres ſtand er einen ſehr heftigen Blutfluß aus dem Munde und der Naſe aus, welcher jedoch weder unangenehme Folgen nach ſich zog, noch ſeinem Wachsthum Schranken ſetzte. Als er noch nicht völlig vier Jahre alt war, fand man ſeine Größe und Dicke nach rheinländiſchem Fuße in folgendem Verhältniſſe: Der Kopf war im Umfange einen Fuß und eilf Zoll dick, das Geſicht beinahe einen Fuß lang und breit. Die Naſe, Augen, Mund und Zähne waren klein, die Ohren groß, und die Backen unverhältnißmäßig noch größer. Die Bruſt und der Leib, vom Halſe bis auf die Hüften, war zwei Fuß lang, die Dicke um den Unterleib betrug drei Fuß und eilf Zoll. Die Arme waren an den Schultern dreizehn, nahe an den Händen aber ein Zoll dick; jede Lende betrug im Umfange zwei und zwanzig Zoll, und die Waden vierzehn Zoll; die Länge der Arme und Füße war dem Alter angemeſſen. Die Knochen hatten zwar eine beträchtlichere Dicke als bei andern Kindern gleichen Alters; indeſſen waren ſie doch nicht ſtark genug, die Laſt des Körpers zu tragen. Der Knabe konnte daher auch noch nicht gehen, ſondern wurde auf einem Rollwagen umhergefahren. Wenn er aufgehoben und gehalten wurde, wozu zwei Perſonen erforderlich waren, maß er drei Fuß und zehn Zoll. Sein Gewicht konnte nicht beſtimmt werden, da im ganzen Dorfe keine ſo große Wage anzutreffen war; es mochte indeſſen wohl zweihundert Pfund betragen.

Im Geſicht ſah dieſer Knabe munter und roth aus, und im Sitzen bemerkte man das Widernatürliche ſeiner Bildung nicht ſo ſehr. Die Geſichtszüge waren ſehr ernſthaft, die Handlungen aber kindiſch; doch fand ſich Verſtand und Klugheit in einem höheren Grade bei ihm, als bei andern Kindern. Sehr leicht wurde er zornig,

und weinte, wenn man ſich weigerte, ſeine Launen zu befriedigen. In den letzten Jahren ſeines Lebens konnte er mittelſt eines dicken Stockes, woran er ſich hielt, einigermaßen gehen; ſeine Eßluſt blieb nicht nur, ſondern nahm mit den Jahren zu. Indeſſen wuchs ſein Körper nicht in eben dem Verhältniſſe fort, in welchem er in den erſten Jahren zugenommen hatte. Die geringſte Bewegung ſetzte ihn in Schweiß, und jede Erkältung zog ihm Huſten zu, wobei er jedoch nie einigen Schleim auswarf. Im achten Jahre ſtarb er an einer Erſtickung, ohne daß man vorher eine Abnahme an ſeinem Gewichte bemerkt hätte.

12.

Menſchen, ohne Arme geboren.

In dem Dorfe Ditſchrat, vier engliſche Meilen von Shepton Mallet in Sommerſetſhire, gebar eine Frau, Namens Kingſton, nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen ſtarken Knaben, der bis an die Schultern ohne Arme war. Er wuchs heran, ſtand ſeinen Eltern in der Landwirthſchaft bei, und brachte es ſo weit, daß er mit ſeinen Füßen faſt alles ausrichten konnte, was ſonſt nur durch menſchliche Hände möglich iſt. Alle Kraft des fähigſten, beſtgebildetſten Mannes ſtand ihm zu Gebote. Er ward ein Pächter, und verrichtete jedes zu ſeinem Berufe gehörige Geſchäft. Er ſpeiste, kleidete, entkleidete ſich, kämmte ſein Haar und dergl., ohne daß er irgend eines Menſchen Hülfe dabei bedurfte. Wenn er Thee trank, ſo führte er mit vieler Leichtigkeit die Taſſe vermittelſt ſeiner Zehen zum Munde.

Wollte er ſchreiben, ſo hielt er das Tintenfaß mit dem linken Fuß feſt, und ſchrieb mit dem rechten ſo deutlich und geſchwind, als andere mit der Feder geübte Menſchen mit den Händen. Bei Tiſche durfte ihm niemand beiſtehen, denn Meſſer, Gabel und Löffel regierte er auch mit den Füßen. Er putzte ſeine Schuhe und ſeine Meſſer, machte ſich Feuer an, kleidete ſich an und aus, ja er nahm ſich ſogar, das Raſirmeſſer mit den Zehen haltend, den Bart ab. Von den gewöhnlichen Feldarbeiten verrichtete er jede, ohne fremde Hülfleiſtung. Er fütterte ſein Vieh, melkte ſeine Kühe, ſchnitt Heu, machte ſeinen Schober — alles mit den Fußzehen. Auch reiten konnte er, wobei er ſein Pferd mit den Füßen ſattelte und zäumte. Mit ſeinen Zähnen konnte er zehn Bund Stroh aufheben, und mit ſeinen Zehen warf er einen ſchweren Schmiedehammer weiter, als der ſtärkſte Mann mit ſeiner Hand vermöchte. Aus mancher Schlägerei, an der er Theil nahm, ging er ſiegreich hervor, und durch ſeinen Fleiß brachte er es ſo weit, daß er aus einem armen Pächter ein wohlhabender Landmann wurde. Dieſer Kingſton, mit dem Vornamen William, lebte noch im Jahr 1813.

Zu eben der Zeit lebte nahe bei Edinburg eine Frau, Namens Katharine Culbertſon, auch ohne Hände geboren, und nur am Ellbogen mit kurzen Stummeln verſehen. In dieſem traurigen Zuſtande lernte ſie mancherlei, unter andern auch ſpinnen, und ſo ſpann ſie innerhalb zwei Jahren ſo viel Garn, daß ein ſehr feines Stück Leinwand von zwanzig Ellen daraus gemacht werden konnte, die ſie weben und bleichen ließ, und ſodann als ein Geſchenk dem Könige Georg dem Dritten zu ſeinem Krönungsfeſte ſandte. Man fand das Geſchenk ſo ſonderbar, daß der König von der Leinwand, deren Grundſtoff ohne Hände gearbeitet war,

ſich ein Hemde machen ließ, und es am Krönungstage anlegte. Am Hofe und in der Stadt ſprach man von dem Vorfalle; allein die Hauptperſon, die armſelige Spinnerin, die zwei Jahre raſtlos gearbeitet, und überdem ihre letzten erbettelten Pfennige auf's Weben und Bleichen verwandt hatte, wurde ganz vergeſſen, und — blieb unbelohnt. Von Alter und Dürftigkeit gebeugt, lebte ſie noch viele Jahre in einem höchſt elenden Zuſtande.

13.

Von Menſchen, die ihr Gedächtniß verloren.

So wie man Fälle von ungemeiner Gedächtnißkraft hat, ſo fehlt es auch nicht an Fällen von außerordentlicher Gedächtnißſchwäche. Beſonders haben Krankheiten auf das Gedächtniß einen ſehr nachtheiligen Einfluß, und dieß kann ſo weit gehen, daß dieſe Kraft der Seele ganz erloſchen zu ſeyn ſcheint. Man hat Beiſpiele von Menſchen, die in der Krankheit ſogar ihren eigenen Namen vergeſſen hatten, ja die das A B C von neuem wieder lernen mußten.

Der berühmte holländiſche Arzt Börhave erzählt von einem ſpaniſchen Trauerſpieldichter, daß er nach einer ſchweren Krankheit ſeine Dichtungen gänzlich vergeſſen hatte. Nur erſt geraume Zeit nachher, als er wieder zu dichten anfing, erinnerte er ſich derſelben. Er kannte die Buchſtaben nicht mehr, und mußte alle Anfangsgründe der Wiſſenſchaften von neuem lernen, wie ein Kind.

Ein junger Studierender hatte nach einer hitzigen Krankheit faſt alles Vergangene vergeſſen. Er wußte die Stadt, die Gaſſe und das Haus nicht, in welchem er wohnte; er konnte ſich nicht erinnern, daß er jemals Muſik verſtanden hatte, und er war außer ſich vor Erſtaunen, als man ihm eine Harfe brachte, daß er Lieder darauf ſpielen konnte. Er antwortete franzöſiſch, als man ihn in dieſer Sprache anredete, aber er begriff nicht, woher er dieſelbe verſtehe, und fragte, ob er ſie denn jemals gelernt habe? Er wußte nicht, daß er gute Fortſchritte in der Rechtsgelahrtheit gemacht hätte, und es war ihm unbegreiflich, wie er aus einem bekannten juriſtiſchen Buche ganze Stellen auswendig herſagen konnte. Erſt nach und nach fand ſich die Erinnerung des Vergangenen wieder.

Ein Geiſtlicher hatte, nachdem er von einem Anfalle des Schlags kurirt worden, alles dasjenige vergeſſen, was in den letzten Jahren vorgegangen war. Was ſich aber vor dieſer Zeit ereignet hatte, wußte er ſehr genau. Nach und nach erhielt er das verloren gegangene Gedächtniß wieder.

Ein Mann von drei und fünfzig Jahren klagte ſeit einem halben Jahre über einige Schwere auf dem Wirbel und zu beiden Seiten des Hauptes; zuweilen verſpürte er auch einen Anfall von Schwindel, und konnte manchmal einige Worte nicht deutlich ausſprechen. Ein Erbrechen, das ihn befiel, griff ſeinen Kopf an, ſchwächte ſein Gedächtniß, und er konnte nun nicht mehr vernehmlich reden. Als er in dieſem Zuſtande nach Hauſe ritt, verfiel ſein Gedächtniß vollends ſo ſehr, daß er die ihm ſonſt ſehr bekannten Wege nicht mehr wußte, und in der Irre hin und her ritt. Als er endlich ſeine Wohnung erreicht hatte, mußte er mit großer Mühe viele Galle ausbrechen, wobei er allerlei unver-

ſtändliche und unzuſammenhängende Dinge, deutſch und lateiniſch unter einander, redete. In Kurzem hatte er alle Namen ſo ganz und gar vergeſſen, daß er weder einen Menſchen noch eine Sache bei ihrem Namen nennen konnte. Er gab zwar durch Zeichen zu erkennen, daß ihm Menſchen und Sachen nicht unbekannt wären, aber auf die Benennung konnte er ſich nicht beſinnen.

Eine Perſon, die von der Schlafſucht wieder geheilt worden war, vergaß alles, was ſie that, und wußte ihr eigenes Haus nicht mehr zu finden. Alles, was ſie vor der Krankheit gewußt und gethan hatte, erzählte ſie ſo umſtändlich, daß ſie nicht das Geringſte davon vergaß. Durch Arzneimittel wurde ſie wieder zurecht gebracht.

Ein Weib von vierzig Jahren, bei der plötzlich eine Naturveränderung eintrat, bekam einen ſchweren Kopf, ſtumpfe Sinne, und verlor das Gedächtniß in dem Grade, daß ſie ſogar das Vaterunſer nicht mehr beten konnte. Auf den Rath der Aerzte brannte man ſie auf den Wirbel, hielt die daher entſtandene Wunde einige Zeit offen, und dadurch bekam ſie wieder das Gedächtniß und eine vernehmliche Sprache. Eben ſo verlor Jemand das Gedächtniß, als ihm eine offene Kopfwunde zugeheilt wurde, und er erlangte daſſelbe erſt dann, als ihm die Wunde wieder geöffnet wurde.

Ein ſonſt geſunder Menſch wurde, mitten in einer Rede, durch eine äußerliche Beſchädigung am Kopfe oder durch einen Schlagfluß, plötzlich unterbrochen. Mehrere Wochen lag er völlig beſinnungslos und in großer Lebensgefahr. Aber in dem erſten Augenblicke, in welchem Leben und Beſinnung zurückkehrte, ſetzte er auch die damals unterbrochene Rede, gerade mit den Worten fort, welche mit jenen zuerſt ausgeſprochenen zuſammenhingen.

Ein Schullehrer in Brinzke, bei Frankfurt an der Oder, hatte mehrere Wochen an einem hitzigen Fieber krank gelegen. Sein Tod ſchien unvermeidlich, und endlich beklagten die Umſtehenden wirklich ſein Dahinſcheiden, das ſie ſo lange vorher geſehen hatten. Man brachte den entſeelten Körper in eine Kammer auf Stroh. Vor Schmerz konnte die Frau mit ihren fünf Kindern nicht im Hauſe bleiben, ſondern begab ſich zu einem Nachbar, ſchickte dann nach Frankfurt, und ließ einen Sarg holen. Der Sarg kam, und die Frau ſah ſich genöthiget, in ihr Haus zurückzukehren, um den Todten in den Sarg zu legen. Sie öffnete die Thüre; aber, welch ein Anblick! Da ſaß der Todte, völlig ſo wie er lebte, und gehörig angezogen, beim Hackeklotz, und ſpaltete Küchenholz, wie er ſonſt zu thun gewohnt geweſen war. Sie ſtand betäubt da, trauete ihren Augen nicht, und wurde nur durch das Zureden des Mannes, der in der That nicht geſtorben war, zu ſich ſelbſt gebracht. Er erkundigte ſich nach der Urſache der Anſtalten, die er im Hauſe ſah, und nach dem Grunde des Erſtaunens ſeiner Frau. Man erzählte ihm alles, aber ihm war es unglaublich, und er konnte ſich nicht darauf beſinnen, daß er krank geweſen ſey. Erſt nach einem halben Jahre erinnerte er ſich deſſen, was während der Krankheit mit ihm vorgegangen war.

Der gelehrte Direktor S. zu C. erholte ſich von einem hitzigen Fieber, und eines der erſten Dinge, die er nach wieder erlangtem Gebrauch ſeiner Vernunft begehrte, war Kaffee. Allein er hatte in dieſer Krankheit nicht nur den Buchſtaben f vergeſſen, ſondern es hatte ſich ſtatt dieſes verloren gegangenen Buchſtabens der Buchſtabe z ſubſtituirt, ſo daß er nun nicht Kaffee, ſondern Kazze verlangte, und ſo regelmäßig in allen andern Wörtern, die aus f mit zuſammengeſetzt waren,

ſich des z bediente. Sein Arzt und ſeine Wärter merkten bald aus der genau beobachteten Verſetzung des z mit dem f die Verwirrung, und machten den Kranken darauf aufmerkſam, der alsdann auch nach und nach wieder zur richtigen Ausſprache zurück kam.

Auch bei übrigens völlig guter Geſundheit kann das Gedächtniß ſehr leiden. Der berühmte Naturforſcher Linné hatte, noch ehe er ein hohes Alter erreichte, ſein Gedächtniß in dem Grade verloren, daß er ſeine Frau um den Namen ihres Vaters fragen mußte, als er einen Brief an denſelben ſchreiben wollte. Dieß iſt um ſo auffallender, da gerade dasjenige Fach der Wiſſenſchaften, in welchem Linné ſo berühmt wurde, die Pflanzenkunde, faſt nothwendig ein ſtarkes Gedächtniß vorauszuſetzen ſcheint.

Herr von B****, ehemals Geſandter zu Madrid, nachher zu St. Petersburg, ein ſehr ernſthafter, jedoch gar nicht hypochondriſcher Mann, ging des Morgens aus, um einige Beſuche zu machen. Sein Beſuch traf unter andern ein Haus, wo er Urſach hatte zu glauben, daß die Domeſtiken ihn nicht kennen würden. Er mußte daher ſeinen Namen ſagen, aber dieſen Namen, ſeinen eigenen Namen — hatte er vergeſſen. Es dünkte ihm, er ſey närriſch geworden. Unterdeſſen bemerkte er doch keine andere Verwirrung, allein ſeinen Namen konnte er auf keine Weiſe wieder finden. In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an einen hinter ihm herkommenden Freund, mit den Worten: „Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, wie nenne ich mich?" Man belacht ihn, er aber beſteht darauf, und verſichert ſehr ernſthaft, daß er wirklich ſeinen Namen vergeſſen habe. Man ſagt ihm den Namen, und er macht den Beſuch.

Die Gattin des berühmten Profeſſors Hennert, der zu Utrecht die Mathematik und Aſtronomie lehrte,

beſaß tiefe Einſichten in die Wiſſenſchaften, die ihr Mann lehrte. Einſt bekam ſie, nach einer Krankheit, ein Vergeſſen, oder vielmehr ein Unvermögen, eine Verwirrung der Sprache, welche der bibliſchen Beſchreibung von der Verwirrung zu Babel, vollkommen gleich war. Wenn ſie nemlich einen Stuhl begehrte, ſo foderte ſie einen Tiſch; wenn ſie ein Buch haben wollte, ſo foderte ſie einen Spiegel. Und wenn man ihr das Wort, welches ſie geſucht, und an deſſen Stelle ſie ein anderes geſetzt hatte, vorſagte, ſo konnte ſie niemals dazu kommen, es zu wiederholen. Bisweilen merkte ſie ſelbſt, daß ſie die Sache unrecht nannte; ein andermal ärgerte ſie ſich, wenn man, da ſie ihren Fächer foderte, ihr denſelben brachte, anſtatt der Haube, welche ſie glaubte genannt zu haben. Dieſe außerordentliche Sprachverwirrung dauerte mehrere Monate. Ueberhaupt war ihre Sprache ein wenig ſchwer, aber ihre Vergeſſenheit erſtreckte ſich nur auf einige Worte der Sprache. Sie hatte übrigens ein ſo getreues Gedächtniß, daß ſie fortfuhr, ihren Haushalt zu beſorgen; ſie zeigte ſogar ihrem Manne den Stand des Himmels auf einer Karte ſo richtig, als bei vollkommener Geſundheit. Nach und nach erlangte ſie ihre Geſundheit und den richtigen Gebrauch ihrer Sprache wieder, und lebte noch verſchiedene Jahre, ohne daß man eine Schwächung ihrer Seelenkräfte hätte gewahr werden können.

14.

Von einigen Menſchen, die nach dem Tode nicht verweſeten.

Philipp, Freiherr von Sax, war ein zu ſeiner Zeit ſehr gelehrter, geſchätzter und durch viele Reiſen gebildeter Edelmann. Nachdem er ſich eine zeitlang am Hofe der Königin Eliſabeth von England aufgehalten hatte, wurde er pfälziſcher Hofrath, und Friedrich der Dritte ſchickte ihn 1576 als ſeinen Geſandten nach Regensburg. Im folgenden Jahre ernannte ihn Prinz Wilhelm zum Oberſten und Gouverneur von Geldern, allein 1596 hatte er das Unglück, indem er zu Saletz bei der Tafel ſaß, von ſeines Bruders Sohn durch einen Säbelhieb ermordet zu werden. Sein Leichnam wurde in der, jetzt zu Zürich gehörenden Herrſchaft Sax, im Familienbegräbniſſe beigeſetzt. Erſt gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Sarg geöffnet, und der Leichnam des Ermordeten ganz unverweſet gefunden. Er ſah einem alten abgelebten Körper gleich, der nichts mehr als Haut und Knochen an ſich hat. Die Kleider, und zum Theil auch der Sarg, waren verweſet. Das Geſicht war noch ganz kenntlich, die über dem linken Schlafe mit einem Säbelhiebe erhaltene Wunde deutlich zu bemerken, und mit hervorgedrungenem Blute gezeichnet. Seine Augen waren geſchloſſen.

In der St. Nikolaikirche zu Reval liegt, in einem beſondern ſteinernen Gewölbe an der Mauer, rechts beim Haupteingange über der Erde, hinter einem ſtarken eiſernen Gitter, der unverſehrte Leichnam eines ehemaligen ruſſiſchen Generals, Duc de Croix. Er ſoll aus Spanien herſtammen, und mit dem damaligen königlichen Hauſe verwandt geweſen ſeyn. Er

trat bei Peter dem Großen in Kriegsdienſte, ſtieg bis zum Range eines Generals en Chef empor, und kommandirte die ruſſiſche Armee von beinahe 80,000 Mann bei Narva, als im Jahr 1700 Karl der Zwölfte von Schweden, mit nicht mehr als 8000 Mann einen Angriff auf ſie machte. Dieſe berühmte Schlacht ging durch die Unbeſonnenheit des Spaniers verloren, denn er glaubte über ſeinen Feind erhaben zu ſeyn, und ſpottete ſeiner Schwäche. Doch bald war er gezwungen, die Flucht zu ergreifen, obſchon er vorher geſagt hatte: „Laßt ſie nur kommen, die Hunde, wir wollen ſie mit Knitteln todt ſchlagen.“ Peter wollte nachher den unwürdigen Anführer ſeines Heeres zur Verantwortung ziehen, als dieſen der Tod von aller Unterſuchung und Strafe befreite. Da der Verſtorbene viele Schulden hatte, und nicht einmal die Begräbnißkoſten aus ſeinem Nachlaſſe beſtritten werden konnten, ſo ward das Leichenbegängniß aufgeſchoben, und endlich gar vergeſſen. Die Leiche blieb unbegraben liegen, und ruhte in einem, mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagenen Sarge, in Seide, mit breiten goldenen Treſſen bekleidet. Eines daran begangenen Diebſtahls wegen wurde nachher die Leiche zugleich mit der Bahre in das oben gedachte Gewölbe in ſichere Verwahrung gebracht. Hier liegt ſie nun noch jetzt in völliger ſpaniſcher Bekleidung mit einer Allongenperücke, Stern und Ordensband auf der Bruſt, und dem Kommandoſtab in der Hand, ganz unverſehrt, Jedermann zur Schau da. Der Körper iſt ſo hart, wie Stein, und gleicht einem von Holz ausgehauenen Bilde. Er iſt ganz ausgetrocknet und völlig unverweſet, nur hie und da von Mäuſen etwas beſchädigt.

Der Abt Eſthnei ſtarb 1598, und wurde an der Südſeite der Kapelle des Evangeliſten Johannes

im Weſtmünſter zu London begraben. Als man im August 1706 bei dem Grabe dieſes Abtes die Erde aufzugraben gezwungen war, fand man ſeinen Körper, nach einem Zeitraume von 208 Jahren in einem mit Zinn beſchlagenen großen Sarge, in rothem Seidenzeuch gekleidet, noch ganz unverſehrt.

Unweit Palermo liegt ein Kapuzinerkloſter, unter welchem man eine Höhle zeigt, die aus vier Abtheilungen beſteht, in die das Tageslicht durch ganz oben angebrachte Fenſter hineinfällt. In dieſer Höhle werden nicht nur alle ſeit der Stiftung des Kloſters verſtorbene Kapuziner, ſondern auch die Leichname einiger Perſonen aus der Stadt (nicht mit dem Fleiſche, ſondern blos in Haut und Knochen) aufbewahrt. Es wird behauptet, man trockne die Körper, ihrer Erhaltung wegen, langſam an einem ſanften Feuer aus, ſo daß das Fleiſch verzehrt, die Haut aber nicht allzuſehr geändert werde. Sobald ſie vollkommen trocken ſind, zieht man ihnen die gewöhnliche Kapuzinerkleidung an, und ſtellt ſie in Niſchen auf. Ein Zettel in ihrer Hand ſagt, wer ſie waren. Der Anblick dieſer todten Mönche iſt nicht ſchön, weil die bleiche, trockene, kaſtanienbraune, an manchen Stellen zerriſſene Haut, unmittelbar auf den Knochen klebt, und ihren Geſichtern einen widerlichen Ausdruck giebt. Obgleich einige derſelben über dritthalbhundert Jahre hier geſtanden haben ſollen; ſo iſt doch noch keiner zum Gerippe geworden, geſchweige denn verweſet.

Im Jahr 1500 entdeckte man an der appiſchen Straße bei Rom ein Grab, in welchem man den Körper einer jungen Frauensperſon, in einem unbekannten Liquor ſchwimmend, antraf. Zu ihren Füßen ſtand eine brennende Lampe, die aber erloſch, ſobald ſie an die Luft gebracht wurde. Der Leichnam war ſo gut erhalten,

als ob er eben erſt hineingelegt worden wäre; indeſſen erkannte man aus der Inſchrift ſo viel, daß er über 1500 Jahre an dieſem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß es der Körper der Tullia, der Tochter des Cicero, wäre, die vor ihrem Vater ſtarb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldene Agraffe zuſammengehalten wurden. Dieſer Leichnam ward nach dem Kapitol gebracht, und dem ganzen Volke zur Schau ausgeſtellt; da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib ſeyn müßte, ſo ließ der Papſt Alexander der Sechste dieſe ſonderbare Antike in die Tiber werfen.

Zu Warberg unweit Helmſtädt ſieht man drei todte menſchliche Körper in einem Gewölbe, die daſelbſt ſchon ſeit 1694 geruht haben, und eben ſo wenig als ihre Kleider verweſet ſind. Auch in England hat man Leichname gefunden, die achtzig und mehrere Jahre gelegen hatten, und noch ganz unverweſet waren. — Ganz vorzüglich verdient hier der Bleikeller in der Stadt Bremen angeführt zu werden. Er befindet ſich in der ſogenannten Altſtadt, und iſt ein großer gewölbter Keller unter dem Chore in der Domkirche. Dieſes ſchöne, hohe und helle Gewölbe hat die wunderbare Kraft, daß kein menſchlicher Körper darin verweſet. Dieſe Entdeckung eines ſo ſeltſamen Phänomens wurde durch Zufall gemacht. Denn als einmal einige Handwerksgeſellen hier etwas zu arbeiten hatten, kamen ſie auf den Einfall, einige in dem Gewölbe ſtehende Särge zu öffnen, und fanden zu ihrem Erſtaunen die Leichname nebſt der Bekleidung durchaus unverweſet. Bei näherer Unterſuchung fand ſich daſſelbe nach Eröffnung aller Särge, die hier ſchon über hundert Jahre geſtanden hatten. Die Zahl der Särge beträgt acht, nemlich ſieben große und ein kleiner mit einem

Kinde. Die zwei vornehmſten, welche am beſten ausſahen, (vermuthlich, weil ſie nicht lange krank gelegen,) ſind ein Oberſt und ein Cornet. Jener war ein pommerſcher Edelmann und hieß Winſer. Alle dieſe todten Körper ſind ohne Verweſung, Verletzung und Geruch, ſo hart, daß man ſie in die Höhe heben kann. Sie haben noch die Nägel an den Händen und Füßen, die Zähne, die Haare am Kopfe und den Bart. Die Haut iſt nicht ſonderlich verändert, nur daß ihre Farbe ins Gelbliche fällt, und dem gelben Pergamente gleicht. Das Fleiſch iſt trocken und hart. Es iſt hier durchaus kein Betrug, auch kein Zeichen von Einbalſamirung zu bemerken, denn die Leichname haben nicht das geringſte Anzeichen einer Secirung. Durchreiſende haben dieſes merkwürdige Gewölbe häufig beſucht, um die ausgetrockneten Körper zu beſehen, zu betaſten und zu bewundern. Alles iſt die Wirkung der Natur, vermittelſt der Luft und Erdausdünſtung.

Dritte Reihe.

Mancherlei hiſtoriſche, literariſche, artiſtiſche und andere Curioſitäten, Raritäten und Notizen.

1.

Roberti de Licio's Predigt über den Putz der Frauen.

(Gedruckt zu Nürnberg im Jahr 1479.)

Von der heut zu Tage ſtets wachſenden Eitelkeit der Frauen gilt, was Gott der Herr uns durch den Propheten Jeſajas ſagt: Ich zürne, weil die Töchter Zions ſtolz ſind und umhergehen mit bloßem Halſe, mit lockenden Blicken und geſchminkten Geſichtern; daß ſie tanzend einhertreten und ſchwänzeln und köſtliche Schuhe an ihren Füßen haben. An jenem Tag wird der Herr ihnen nehmen den Schmuck der Schuhe und Hefte, Spangen, Kettlein, Armbänder, Flitter, Gebräme, Schnürlein, Biſamäpfel, Ohrenſpangen, Ringe, Haarbänder und Perlen, die auf der Stirne hängen, Feſt-

kleider, Mäntel, Schleyer, Spiegel und Borden. Und der gute Geruch wird Geſtank ſeyn, und der Gürtel ein loſes Band, und das gelockte Haar ein kahler Schädel, und der weite Mantel ein enger Sack; ſolches alles anſtatt deiner Schönheit.

Wir werden in dieſem Myſterium alſo ſagen, warum der Putz der Frauen tadelnswerth iſt und dem Herrn verhaßt. Dazu laſſen ſich vier beſondere Hauptgründe anführen: der Putz beſteht

1) in Zuſätzen,
2) in Gleichſtellung,
3) in Abſichten, und
4) in Sittenloſigkeit.

Der erſte Grund, warum Frauenſchmuck tadelnswerth erſcheint, iſt, weil er in Zuſätzen beſteht. Nämlich ſie überſchreiten in dem, was ſie zuzuſetzen ſich bemühen, das Werk Gottes; denn zu der Länge des Körpers und dem angemeſſenen Wuchſe erfinden ſie hohe Abſätze, welche, an dem Fuß getragen, ihren natürlichen Wuchs erhöhen: ſie glauben nicht Haar genug zu haben, und legen ſich falſches und fremdes an; zu der Farbe des Geſichts fügen ſie rothen Saft und anderes abſcheuliches Gebräue.

Der andere Grund iſt die Gleichſtellung. Denn die Geringern und Bürgerlichen wollen ſich den Höhern und Vornehmſten gleichſtellen. Es iſt bekannt, daß Jemand ſeinen Wein verkaufte und Waſſer trank, um ſeine Frau mit Armſpangen zu ſchmücken. Es ſteht dem Handwerker und Landmanne nicht zu, daß ſeine Frau mit koſtbaren und feinen Kleidern einhergehe. Aber die Menſchen ſind im höchſten Grade verderbt. Putz und Pracht haben ſo überhand genommen, daß man den mannbaren Töchtern nicht hinlängliche Ausſteuer geben kann. Wenn eine Tochter heirathet, ſo muß die andere

im Hauſe verbleiben, oder, nicht wegen Gottes, ſondern gezwungen, eine Nonne werden. Ich ſchweige von den Laſtern, die daraus hervorgehen. Es ſchrieb Hieronymus an den Euſtachius deshalb die ſchönen Worte über die Unglücklichen, welche gezwungen einen Stand wählen, zu dem ſie nicht berufen ſind.

Der dritte Grund, warum der Frauen Schmuck tadelnswerth ſey, wurde den Abſichten beigelegt. Es kann angenommen werden, daß ſich eine Frau ihres Standes wegen gezwungen ſieht, ſich zu ſchmücken, ohne daß die Sittſamkeit dabei leidet. Wenn man aber Frauen findet, die dergleichen in der Abſicht thun, um dadurch die Gemüther der Männer, welche auf ſie ſchauen, zu reitzen und auf ſich zu ziehen, ſo iſt dieß, da es gegen die Liebe Gottes iſt, eine Todſünde, auch wenn keines Verderben dadurch bewirkt wird. Von den ſich ſo Schmückenden ſagt Hieronymus: „Die unverſchämte Neigung der Frauen ſetzt immer ihren Ruhm in Steine und Geſchmeide und äußern Schmuck. Ohne Zweifel wollen ſie bewirken, daß die Blicke der Männer, welche das Gold ſchauen, und denen die Edelſteine in das Geſicht gebracht werden, dadurch leichter in Liebe entbrennen, und der Glanz der ſchönen Augen verdoppelt auf die Sinne wirken.“ So weit jener. Wenn aber Viele aus Hochmuth und eitelm Ruhm ſich ſchmücken, und darin ihr höchſtes Glück finden, das wahre Heil ihrer Seele dagegen vernachläſſigen, dieſe ſündigen wiederum tödtlich. Wenn ſie dieß jedoch thun, um einen Mann von der Begierde nach andern Frauen abzuziehen, ſo wird hierin keine Sünde der Frauen zu finden ſeyn. Wer kann aber die Abſicht des Schmückens erkennen, außer Gott? Großentheils pflegt dieß der Frauen Entſchuldigung zu ſeyn, daß ſie behaupten, ſie ſchmückten ſich, um ihren Män-

nern zu gefallen: wenn ſie wahr reden, iſt's gut, wenn nicht, ſo mögen ſie es verantworten.

Der letzte Grund der Verwerflichkeit des Putzes iſt die Sittenloſigkeit. Denn es müßen die Frauen ehrbar reden, ehrbar einhergehen, ehrbar ſich unterhalten, ehrbar endlich ſich putzen. Dieſe äußere Ehrbarkeit bürgt auch ein reines, keuſches Gemüth. Darum ſagt Ariſtoteles in ſeiner Rhetorik: „Die Werke ſind der Abglanz der Seele!" und in ſeiner Ethik: „Jeder iſt ſo, wie er ſagt und thut und lebt." Und der weiſe Sirach ſpricht: „Die Kleidung des Körpers, der Gang des Menſchen und das Lächeln des Mundes, zeugen von ſeinem Herzen." Da es nun viele Frauen giebt, welche ſich unſittlich kleiden, ſo muß man ſie der Unſittlichkeit beſchuldigen und ſie deshalb verachten. Dahin gehören die, welche die Bruſt entblößen, welche den Hals zeigen, welche die Arme nackt tragen, welche mit den Augen ſpielen, welche ſcherzhaftes und eitles Zeug reden. Von ſolchen ſpricht Hieronymus, wo er zu Mutter und Tochter redet: „Indeſſen fällt der Mantel, damit ſie die glänzenden Schultern entblöße." Und anderswo ſagt derſelbe: „Entweder müßen wir reden, wie wir uns kleiden, oder wir müßen uns kleiden, wie wir reden; in der Zunge ſpricht ſich die Keuſchheit aus. Ich glaube, es ſchmücke die Frauen nichts ſo ſehr als Sittſamkeit." Dahero ſage ich dir auch, die du einen Gatten zu finden wünſcheſt, was Hieronymus an jene Jungfrau zu Demetrias ſchrieb: „Jene achte für ſchön, jene für liebenswürdig, jene für deine liebſte Gefährtin, welche nicht weiß, daß ſie ſchön iſt, welche das Geſchenk äußerer Reitze vernachläſſigt, und auf die öffentliche Straße tretend nicht Bruſt und Hals entblößt, noch, den Mantel zurückwerfend, den Nacken öffnet, ſondern kaum ein Auge, das nöthig iſt,

den Weg zu finden, aufſchlagend, einherſchreitet.“ Und mit Recht ſagt er ſo, denn wehe der, welche ſolchen Eitelkeiten nachgehet. Vieles könnten wir noch aufzählen, was wir der Kürze wegen übergehen. Damit wollen wir ſchließen, daß Gott den eiteln Prunk der Frauen mit Krieg und andern Uebeln beſtraft. Und davor bewahre uns der Herr, der geprieſen iſt zu allen Zeiten. Amen.

2.

Zur Geſchichte der Glocken.

Schon im Alterthume gab es kleine Glocken und Schellen, die zu verſchiedenem Gebrauche dienten. An dem Tempel zu Jeruſalem, den Salomo erbaute, befand ſich ein Geläute, das zwar einen ganz andern Zweck hatte, als unſere heutigen Glocken, aber doch eine Art von Glockenwerk war.

Das eigentliche Vaterland der großen Glocken iſt Italien, und die jetzt faſt wüſte Stadt Nola in Campanien wird für den eigentlichen Erfindungsort derſelben gehalten. Dieß iſt um ſo wahrſcheinlicher, da das campaniſche Erz ſich durch ſeine beſondere Güte auszeichnet. Anfangs verfertigte man in jener Gegend größere Schellen, und da dieſe Beifall und Abſatz fanden, fing man an, die Glocken immer größer zu machen, und zu mancherlei Gebrauch einzurichten. Die campaniſchen Glockengießereien wurden bald ſo bekannt, daß Nola ein Jahrmarkt von Glocken ward, und daß die Glocken, welche man an andern Orten gebrauchte, von Nola verſchrieben wurden. Von dieſer Stadt und

Gegend erhielten daher auch die Glocken den Namen Nola und Campana.

Die Zeit, wann die Glocken zum Zuſammenberufen der Chriſten zu ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen zuerſt gebraucht wurden, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Gewöhnlich nimmt man an, ein gewiſſer Paulinus, der im Anfange des fünften Jahrhunderts Biſchof zu Nola war, habe dieſen Gebrauch zuerſt eingeführt. Er ſtammt eigentlich aus den Klöſtern ab, in welchen die Glocken ſeit dem ſechsten Jahrhundert zuerſt zum Gottesdienſt gebraucht wurden. Statt des ſonſt gewöhnlichen Blaſens gab man das Zeichen mit Läuten. Dieſe Kloſterglocken hingen anfangs nicht in Thürmen, ſondern waren nur auf den Dächern der Kirche, auf ein darauf erhöhetes Geſtell aufgehangen, welches auch füglich geſchehen konnte, da die Glocken damals nicht ſonderlich groß und ſchwer waren. Aus den Klöſtern gingen die Glocken allmählig auch auf andere Gemeinden über, beſonders auf diejenigen, welche weit von der Kirche entfernt wohnten. Angeſehene Städte und Kirchſpiele ſuchten eine Ehre darin, die größten Glocken zu haben. Bei Todesfällen und Beerdigungen wurden die Glocken ſeit dem ſiebenten Jahrhundert gebraucht. Spätern Urſprungs ſind die Lärm- und Sturmglocken, die Ehren- und Schandglocken, die Wetter- und Feierabendglocken u. a. m.

Eine beſondere Bedeutung hatte in dem ſogenannten mittlern Zeitalter, wo es noch keine Schornſteine gab, die Bürgerglocke. Damals hatte man das Feuer mitten im Hauſe in einer Vertiefung oder Grube, unter einer im Dache angebrachten Oeffnung, welche, wenn das Feuer abgebrannt war, oder wenn man zu Bette gehen wollte, mit einer hölzernen Klappe verſchloſſen wurde. Faſt überall war es geſetzlich befoh-

len, daß das Feuer Abends zu einer beſtimmten Zeit ausgelöſcht, die Klappe verſchloſſen werden, und alles Volk zu Bette gehen, oder wenigſtens zu Hauſe ſeyn mußte. Dieſe Zeit ward durch einen Glockenſchlag angedeutet. In England gab Wilhelm der Eroberer im Jahre 1068 dieſes Geſetz, das Feuer mußte Abends ſieben Uhr ausgelöſcht werden. Von dieſer alten Gewohnheit kommt es wahrſcheinlich her, daß man in einigen deutſchen Gegenden von demjenigen, welcher frühe aus einer Geſellſchaft hinwegeilt, zu ſagen pflegt: Er gehorcht der Bürgerglocke. Dieſer Glockenſchlag hat auch Gelegenheit zu der ſogenannten Bethglocke gegeben, welche man in proteſtantiſchen Ländern beibehalten hat. Papſt Johann der Zweiundzwanzigſte verordnete nemlich, daß zur Abwendung der vielen Unfälle, die ihm das Leben ſauer machten, jedesmal nach dem abendlichen Feuerlöſchen drei Ave Maria gebetet werden ſollten. Als in ſpätern Zeiten Kometen und Türken die Chriſtenheit ſchreckten, vermehrte Calixtus der Dritte dieſe periodiſchen Gebete, und ließ auch des Mittags die Bethglocke ertönen.

Ein anderer Papſt, Johann der Vierzehnte, ſoll ſchon im Jahr 964 die Glockentaufe eingeführt haben, in der Abſicht, den Glocken dadurch ein mehr geheiligtes Anſehen zu geben. Die erſte Glocke ſoll dieſer Papſt ſelbſt, auf der lateraniſchen Kirche in Rom, eigeſegnet und getauft haben. Zu einer ſolchen Feierlichkeit wurden durch Briefe Gevattern eingeladen, wovon die alten Chroniſten mancherlei zu erzählen wiſſen. Hier ein Paar ſolcher ſeltſamen Gevatterbriefe.

„Den Erſamen Wohlweiſen Izigen Burgermeiſtern und Rath, zu Salza, unſern beſondern günſtigen Herrn und guten Freunden. Unſere ganz willige Dienſte zuvor. Erſamen Wohlweiſen beſondern günſtigen Herrn

und guten Freunde. Dem allmächtigen ewigen Gotte zu Lobe und ſonderlicher Ererbietung ſeiner glorwürdigen Mutter ſein wir bedacht Eine Neu Glocken Sontags nach Margareten virginis ſchierſten nach chriſtlicher Uebung conſecriren zu laſſen. Iſt unſer fleißiges Bitten E. W. wollen auff ernannten Sontag zeitlich frühe bei uns zu Sunthauſen erſcheinen, zu berührter Glocken-Taufte große Pathe ſein, und nach Vollendung des heiligen Amtes neben andern unſern Herrn und Freunden bei uns frölich erzeigen. Des nicht beſchwerend, wollen wir über göttliche Belerung und ſeiner heiligſten Mutter Maria unſer Patronin fleißige Vorbitte uns zu E. Weisheit gänzlich getröſten auch mit Fleiß gerne verdienen. Dattum Mittwoche Udalrici Anno 1516. Erbmanſchaft Formünder und Altarleute zu Sunthauſen."

Die Altarleute zu Klein-Vargel ließen in gleicher Angelegenheit folgenden Pathenbrief an den Stadtrath zu Tennſtedt ergehen.

„Unſere freundliche Dienſte zuvor. Ehrſame, Weiſe Herrn, wir ſeynd willens, will's Gott, unſere Glocken auf den Sontag Exatationis sanctae crucis nechſtkommenden, nach Ordnung der heiligen chriſtlichen Kirchen zu weihen und taufen zu laſſen. Iſt unſere gütliche Bite, wollet auff vermeldte Zeit um Gottes willen bei uns, ſammt andern unſern guten Freunden, erſcheinen und Groß-Pate mit ſeyn. Wollet das Lohn von dem allmächtigen Gott und dem Patrono sancto Sixto und der heiligen Jungfrau St. Julianen nehmen. So wollen wir's willig gern verdienen. Datam den Sontag nach Aegidii Anno 1516. Curt und Claus Vitzthum von Eckſtett ſammt den Altarleuten."

In katholiſchen Ländern werden auch noch in unſern Zeiten Glocken getauft, ob aber auch jetzt noch zu ſolchen Feierlichkeiten Pathen durch Gevatterbriefe einge-

laden werden, iſt nicht bekannt. Mehrere Schriftſteller nennen dieſe Ceremonie nicht Glockentaufe, ſondern Glockenſegen.

3.

Zur Geſchichte des Rauch- und Schnupftabacks.

Das Vaterland des Tabacks iſt Weſtindien, wo er von jeher den Namen Petum führte. Er iſt jetzt auch in Deutſchland einheimiſch, aber am häufigſten und von vorzüglicher Güte wird er noch immer in ſeinem urſprünglichen Vaterlande gebaut. Geraume Zeit kannte man dieſes Gewächs in Europa nur aus Beſchreibungen und Abbildungen, bis es Franz Hermandez de Toledo im Jahre 1520 nach Portugal brachte. Man weiß nicht, ob die Inſel, wo man das Kraut zuerſt gefunden, ſchon Tabago geheißen, und alſo das Kraut den Namen von der Inſel; oder, ob die Inſel, welche bei der Erfindung des Tabacks entdeckt worden, von dem Kraut Taback den Namen bekommen habe. Der offizielle Name des Tabacks in unſern Apotheken (Herba Nicotiana) kommt von Johann Nicot her, franzöſiſchem Geſandten am portugieſiſchen Hofe. Als dieſer um das Jahr 1560 eine Tabackspflanze aus Florida zum Geſchenk bekam, pflegte er ſie in ſeinem Garten, und gebrauchte ſie als Arzneigewächs. Man rühmte die Kuren, die er damit machte, in Portugal und ſpäter in Frankreich, wo er nach ſeiner Rückkehr ebenfalls die Kultur des Tabacks bekannt machte und empfahl.

Der Engländer Richard Grenwil brachte im Jahr 1585 den Taback unmittelbar aus Virginien in

ſein Vaterland, und von da verbreitete ſich der Anbau des Gewächſes nach Holland- und Deutſchland. Ein glaubwürdiger Geſchichtſchreiber *) ſagt: „Als die Engländer (1585) aus Virginien zurück kamen, ſo haben ſie jene indiſche Pflanze, welche ſie die Tabacks- oder Nicotianiſche Pflanze nannten, und die ſie nach dem Unterrichte der Indianer wider die Kruditäten brauchten, meines Wiſſens zuerſt nach England gebracht. Von der Zeit an wurde ihr Gebrauch ſehr allgemein, und ſie erhielt einen großen Werth, indem ſehr viele ihren ſtarkriechenden Rauch, Einige aus Wolluſt, Andere aus Sorge für die Geſundheit, durch eine irdene Röhre mit unermeßlicher Begierde einziehen, und durch die Naſenlöcher wieder von ſich blaſen: ſo daß es eben ſowohl Tabackshäuſer als Bier- und Weinſchenken hin und wieder in den Städten giebt.“

Der im Jahr 1589 verſtorbene Kardinal Proſper Saint Croix brachte aus ſeiner Nuntiatur in Portugal den Taback zuerſt nach Italien, wo er ihm zu Ehren den Namen Santa Croce erhielt. In Frankreich wurde der Taback ſchon 1674 ein königliches Monopol, welches 1697 anderthalb, und ſpäterhin neun Millionen Livres eintrug.

Der Gebrauch des Tabacks zum Rauchen und Schnupfen gehörte anfangs zum Luxus der Vornehmen und Reichen. Bei den Spaniern ſcheint das Tabackrauchen ſchon im ſechszehnten Jahrhundert gewöhnlich geweſen zu ſeyn. Die ſpaniſchen Soldaten, welche den in kaiſerliche Gefangenſchaft gerathenen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen bewachten, ſcheinen ihm zuweilen durch ihren Tabacksrauch läſtig geworden zu

*) Camdeni annales rerum Anglic. et Hibern. regnante Elisabetha. Lond. 1615. p. 308. ad ann. 1585.

ſeyn. Man ſchließt es aus dem Liede, welches der Kurfürſt in ſeiner Gefangenſchaft dichtete: Wie's Gott gefällt, ſo gefällt mir's auch, und laß mich gar nicht irren, ob mich zuweilen beißt der Rauch ꝛc.

Das Rauchen und Schnupfen des Tabacks fand im ſiebenzehnten Jahrhundert viele Widerſacher. Prediger erhoben ihre Stimmen, Schriftſteller ihre Federn gegen das böſe Kraut. Papſt Urban der Achte that Jeden, der in der Kirche Taback nehmen würde, in den Bann. Gleichergeſtalt verbot die Kaiſerin Eliſabeth in der Kirche eine Priſe zu nehmen, und berechtigte die Pedelle, die Tabacksdoſen zu ihrem Vortheil in Beſchlag zu nehmen. Der türkiſche Kaiſer Murad der Vierte ließ die, welche Taback rauchten, an Armen und Füßen verſtümmeln. Ein Brand in Moskau, der im Jahr 1650 einen Theil der Häuſer dieſer Stadt, die beinahe alle von Holz gebaut waren, in Aſche verwandelte, war durch die Unvorſichtigkeit eines Rauchers entſtanden, den der Schlaf mit der brennenden Pfeife im Munde überfallen hatte. Dieſer Brand bewog den Czar Federowitz, den Gebrauch und die Einführung des Tabacks in ſeinen Staaten zu verbieten, das erſtemal bei Strafe der Stockſchläge, das zweitemal bei Naſeabſchneiden. In Siebenbürgen ward durch eine Ordonnanz von 1689 Jeder, der es ſich beigehen laſſen wollte, Taback zu pflanzen, mit dem Verluſt ſeiner Güter bedroht, und Buße von drei bis zweihundert Gulden für jeden Conſumenten feſtgeſetzt.

König Jakob der Erſte in England, unter deſſen Regierung der Gebrauch des Tabacks immer allgemeiner wurde, ſuchte dem Unweſen durch Vorſtellungen und Ermahnungen zu ſteuern. Da der größte Theil des Adels und der Staabsoffiziere der neuen Gewohnheit huldigten, und der König niemand zu finden wußte,

der dagegen nachdrücklich ſchreiben oder predigen konnte oder wollte, ſo ſchrieb er ſebſt darüber eine Abhandlung unter dem Titel: A Counter-Blast to tabacco. Unter andern ſagte er: „Wenn endlich, o ihr Bürger, noch eine Schaam in euch iſt, ſo gebt jenen heilloſen Gebrauch auf, der aus der Schande entſprungen, aus Irthum aufgenommen, und aus Thorheit in Schwang gekommen iſt; wodurch der Zorn Gottes gereizt, die Geſundheit des Körpers zernichtet, das Hausweſen zerrüttet, die Würde des Volks im Vaterlande herabgeſetzt, und außerhalb demſelben verächtlich wird; ein Gebrauch, der ſchändlich zu ſehen, einen unangenehmen Geruch giebt, dem Gehirne nachtheilig, der Lunge ſchädlich iſt, und wenn ich es ſagen darf, durch die Wolken ſchwarzen Rauchs den hölliſchen Ausdünſtungen vollkommen ähnlich iſt." — Vergebliche Worte! Der König konnte dem Gebrauche des Tabacks nur dadurch einigermaßen ſteuern, daß er niemand an ſeinen Hof nahm, der es nicht unterlaſſen wollte.

Ein Engländer ging auf den Boden ſeines Hauſes, um daſelbſt nach etwas zu ſuchen. Wie erſtaunte er, als er ſeinen Sohn Taback rauchend antraf! Dieß war für ihn ein hinreichender Grund, ihm ſeine Vaterliebe gänzlich zu entziehen. Er machte ſogleich ein Teſtament und — enterbte ſeinen Sohn.

Bald nach dem weſtphäliſchen Frieden wetteiferten die Fürſten Deutſchlands, ihren mehr oder weniger entvölkerten und verarmten Ländern wieder durch gute Verordnungen aufzuhelfen. Vorſchläge dazu kamen nicht nur auf Kreistagen zur Sprache, ſondern die Fürſten und Stände benachbarter Kreiſe pflegten darüber auch gemeinſchaftliche Berathſchlagungen. In Beziehung auf den Gebrauch des Tabacks heißt es in einer Verordnung, welche der Herzog von Würtemberg 1651 erge-

hen ließ: „Es ſolle auch das Taback- und Kornbrannt-wein trinken und brennen verboten, und durch jede Obrigkeit gefällige Strafen und Mittel, als ein unnüz-zes, ſchädlich und viel Unheils cauſirende, zur lautern Gewohnheit bei Jungen und Alten abgeſchafft werden.“ — Noch im Jahr 1723 erließ das braunſchweigiſche Conſiſtorium zu Wolfenbüttel ein Dekret an die Super-intendenten, nach welcher ſie die unter ihrer Inſpektion ſtehenden Paſtoren warnen, und ſie ſowohl von allen überflüſſigen, als auch einem Prediger höchſt unanſtän-digen Tabackrauchen in öffentlichen Gelagen und Fre-quentirung der Kaffee- und Krughäuſer abmahnen ſollen.

Eine Verordnung, die im Jahr 1661 zu Bern wider alle Arten von herrſchenden Laſtern gegeben wur-de, enthält ein ſcharfes Verbot Taback zu rauchen; und da dieſes Geſetz nach der Ordnung der zehn Gebote abgefaßt iſt, ſo kommt der Taback unter dem ſechsten Gebote vor, nämlich bei dem Verbote: Du ſollſt nicht ehebrechen. Am Rande deſſelben liest man die verſchie-denen Gattungen der Uebertretung unter folgenden Ar-tikeln: Völlerei, Ehebruch, Tauf- und Leichenſchmäuſe, Taback, Hochmuth und Tanz. Eine beſondere Verord-nung, welche im Jahr 1675 herausgegeben ward, legte denen, die ſich des Tabacks bedienten, eine Strafe von fünfzig Pfund an Geld auf, und diejenigen, welche nicht im Stande waren zu bezahlen, ſollten an den Pranger geſtellt werden. Wenn ein Mann, der ein öffentliches Amt bekleidete, dawider handelte, ſo war die Strafe vierfach. Man hielt es ſogar für nothwen-dig, ein eigenes Gericht niederzuſetzen, welches man Tabackskammer nannte, und das aus ſieben Gliedern des großen und kleinen Raths beſtand. Im Jahr 1685 iſt auch in Zürich eine obrigkeitliche Verordnung erſchie-

nen, worin das Tabackſchnupfen und Rauchen bei gro⸗ ßer Geldbuße verboten ward.

Ehe Moraliſten und Prediger ſich ſelbſt vom Stro⸗ me dahin reißen ließen, und ſich an den Gebrauch des Tabacks gewöhnten, warnten ſie auf's Nachdrücklichſte vor demſelben. So heißt es z. B. in Phälander von Sittenwald's Tabacksteufel unter andern: „Die Ta⸗ backsſäufer ſind doch eigentlich nur den beſeſſenen Men⸗ ſchen zu vergleichen, welche man beſchwört. Jedoch ob ihnen ſchon der giftige Rauch und Geſtank zum Hals herausfährt, bleiben ſie doch nicht minder ohne Unter⸗ laß mit dem Tabacksteufel beſeſſen, an dem ſie abgötti⸗ ſcher Weiſe hängen, und rühmen denſelben über Himmel und Erde als ihren Gott, und trachten, wie ſich Jeder⸗ mann zu gleicher Thorheit bereden möge. Aber deſto beſſer lernen ſie alſo den Höllenrauch gewöhnen." — Johann Ceſſarius, in ſeinen Gedanken vom Ge⸗ brauch des Tabacks, findet es recht beſtialiſch, wenn einer in einem Tag vierzig, fünfzig und mehrere Pfei⸗ fen ausſaufet. — Chriſtian Scriver ſagt in ſeinem Seelenſchatz: „Man ſehe und höre es doch an, wie es an Sonn⸗ und Feiertagen in den Schenken und Krügen daher gehet; da füllet und überfüllet man ſich mit die⸗ ſem und jenem Getränk, und damit man immer mehr ſaufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer, und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Taback an." Von dem Kanzler Jäger in Tübingen erzählt man, er habe in einer Bußtagspredigt über die Laſter ſeiner Zeit die Worte einfließen laſſen: „Sie ſaufen, ſie freſ⸗ ſen, ſie huren, ſie bulen, ja ſie rauchen ſogar Taback."

In einem Buche, das im Jahr 1733 (ohne Anzeige des Druckorts, vermuthlich aber in Helmſtädt) unter dem Titel herauskam: Allgemeine und der Zeit höchſt nöthige Seelen⸗Cur, dritte Ausgabe von

To⸗

Tobias Eisler — in dieſem Buche befindet ſich ein beſonderer Abſchnitt, welcher betitelt iſt: Warnung an die Tabacksbrüder. Hier drückt ſich der Verfaſſer unter andern folgendermaßen aus:

„Ach liebwerthe Menſchen, die ihr alle zur ewigen Freude und nicht zum ewigen Leiden erſchaffen! merket doch, nehmts zu Herzen, wie ihr Tabacksbrüder und Tabacksſchweſtern alle, ja alle vom Teufel betrogen ſeid, daß ihr gleichſam in der Zeit ein Zeichen eurer Verdammniß müſſet von euch geben und zeugen, welches Geiſtes Kinder ihr ſeid. Denn ſchauet, wie diejenigen, die allerlei Speiſen nach Luſt und Begierde in ſich gefreſſen und allerlei Getränk geſoffen, davon ſie dick, fett und geil worden, ein Zeugniß ablegen, daß der Bauch ihr Gott iſt, ewige Qual und Pein leiden, hungern und durſten müſſen, alſo auch ziehet ihr durch das Unkraut die Feuer-Eſſenz in euch hinein, und blaſet den Rauch zu einem Zeichen eurer Unſeligkeit wieder zum Munde heraus, ſo werdet ihr auch ewig dafür leiden müſſen, und der Rauch und Dampf eurer Qual und Pein wird eben auch, wie jenen, die nach ihren Lüſten gelebt, aufſteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Warum habt ihr euch vom Satan betrügen laſſen und euch an den Dreck gewöhnt, und eure Ruhe und Vergnügen in dem ſtinkenden Tabacks-Gott geſucht, und die edle Zeit damit verbracht, die ihr hättet ſollen anwenden, euer Leben zu durchſuchen und eure Seligkeit mit Furcht und Zittern zu ſchaffen? Darum geſchiehet euch recht, ihr böſen Mägd und Knecht, daß ihr vom Satan, weil ihr ihm gedient, nun werdet ausgelacht, dieweil ihr die edle Zeit mit dieſem Dreckgott zugebracht und eure Luſt und Vergnügen in einem Unkraut geſucht und nicht in Gott; darum ſeid ihr auch verflucht, ja alle diejenigen ſind verflucht, die aus Begierde reich

zu werden das Unkraut geſäet, gepflanzet, den Taback ſammt den Pfeifen dazu gemacht und damit gehandelt. Wer nun noch im Leben iſt, dieſes hört und lieſt, der wende ſich von dieſem ſtinkenden Tabacksgott und von aller Abgötterei ab und fange an ſeine Luſt in Gott zu ſuchen, ſo kann er noch geneſen. Friſch auf, liebwerthe Seelen, fangt im Namen des Herrn an, es wird euch gelingen beßre Früchte zu bringen, als ihr zeither gebracht. Ich will an eurer Verdammniß unſchuldig ſeyn, denn ich hab es euch geſagt: wollet ihr folgen, wohl; wo nicht, wehe euch, gute Nacht."

„Es iſt erſchrecklich, daß ſich ſo viele, nicht allein grobe, ſündige und unverſtändige Menſchen, ſondern auch die Herren Geiſtlichen und andere, die geiſtlich ſeyn wollen, und in vielen Dingen gute Erkenntniß haben, vom Satan durch dieß Unkraut betrügen laſſen, und ſo zu ſagen Tag und Nacht an dieſem Dreck ſaugen oder davon ſchnupfen, ja wohl theils, wenn ſie in's Bette gehn und früh wieder aufſtehen, die Pfeifen wieder anzünden, und anſtatt des Morgen- und Abendſegens ihrem Dreckgott zu Ehren (den Teufel mein ich) ein Opfer dadurch bringen; ja viele ſogenannte Pietiſten und Separatiſten haben ſich vom Kirch- und Abendmahlgehen abgezogen, aber an dieſem Dreckgott bleiben ſie behangen (als wie die Vögel an den Leimſtangen), ja wohl gar ſolch verflucht Gezeug ſäen, pflanzen, zubereiten, fertig machen und damit handeln und wandeln (ſo verfluchte Nahrung, ſo es die höchſte Nothdurft nicht erfordert) und vermeinen, es müßte ihnen gelingen, dieweil ſie durch Beten und Singen dem großen Gott Morgen- und Abend- Opfer bringen, bedenken aber nicht, daß es nur Betrug und Heuchelei, dieweil ſie auch ihrem ſtinkenden Dreckgott zu Ehren manchen Pfennig in Taback verzehren, welchen ſie ſollten der Armuth geben. Da bildet man ſich

ein, daß er ſollte nützlich ſeyn; ich ſage aber dazu nein, denn er tödtet nicht blos die Seele, ſondern es iſt auch wahrhaftig, daß der Menſch dadurch ſeinen Heiland tödtet, das Lebenswort, ſo der Herr Zebaoth in die Seele einpflanzet; er iſt nicht allein der Seele, ſondern auch dem Leibe bei Dürren und Schwindſüchtigen höchſt ſchädlich, indem er den Nahrungsſaft oder Speichel im Munde zuſammenzieht, daß ihn der Menſch muß von ſich ſpeien; da er vielmehr ſolchen ſollte in ſich ſchlucken, davon der Leib erhalten wird und ſeine Stärke und Nahrung hat. Drum verdorret mancher Menſch vor der Zeit, ja viele trocknen ſich dadurch aus, daß ſie vor der Zeit hinſterben und ſich das Leben abkürzen, und ſolches geſchiehet alles durch Betrug und Liſt des Teufels."

„Es möchte eingewandt werden, warum denn Gott dieß Kraut geſchaffen? Antwort: Gott hat den Taback wenig zu wachſen angeordnet, aber man iſt bei ſeiner Ordnung nicht geblieben, ſondern der Feind hat denjenigen, die geldgeizig und gewinnſüchtig, in Sinn gegeben, Saamen zu nehmen, Pflanzen zu ſäen, und das beſte Feld, wo Brod zur Nothdurft könnte wachſen, zu beſtecken. Weil es nun durch die Seinigen der Feind gepflanzt und als ein Abgott verehrt wird, ſo iſt es ein verfluchtes Unkraut, dadurch jetziger Zeit die größte Abgötterei geſchiehet. Ferner möchte Jemand fragen, wer ihn aber nur als eine Arznei gebrauchet? Ja wohl, wenn nach der Apothekerkunſt eine Arznei daraus gemacht, und nach der höchſten Dürftigkeit ſelten und nicht täglich davon gebraucht würde, aber nicht durch die Art der Pfeife, ſo der Feind erdacht. Sonderlich hat er ſich hinter die Herren Medices geſteckt, denn was ein ſolcher Doktor gerathen, das hat müſſen bei Weltlichen und Geiſtlichen gelten, daß nun Jedermann daran, als wie an einer Hure hänget. Vor

dreißig Jahren, wenn einer nach Taback roch, ſo hielte man ihn für einen liederlichen Tropfen; aber nun hält man bald dieſe dafür, die nicht mitmachen, ja man iſt auch in keinem Dinge einander ſo willig zu dienen, als in dieſer Abgötterei. Sollen denn nun die Wahrheitserkennenden die armen verführten Seelen in ihrer Abgötterei ſtärken? Das ſey ferne. Ehe St. Paulus Andern wollte anſtößig ſeyn, ehe wollte er gar kein Fleiſch eſſen; ſo ſollten auch die lieben Herren Geiſtlichen und andere Verſtändige keinen Taback trinken. Wollen ſie anders ihre Seelen retten, ſo müſſen ſie nicht allein dieſe, ſondern auch andere Dinge, was ſie ſich von der Welt angewöhnt und dazu das eigene Leben verläugnen, ſonſt können ſie unmöglich zu Chriſti Lehrjüngern, geſchweige denn zu Dienern werden ꝛc."

Die Eiferer gegen den Gebrauch des Tabacks nahmen auch die Kupferſtecherkunſt zu Hülfe, um davor zu warnen. So befindet ſich z. B. bei einer alten Bibelausgabe ein Kupferſtich, welcher die Hölle vorſtellt. Unter andern iſt da ein Mann abgebildet, der bei einem großen Holzſtoße, welcher in hellen Flammen auflodert, ruhig auf dem Boden ſitzt, phlegmatiſch aus einer langen köllniſchen Pfeife den Tabacksrauch auszieht, und das Aufſteigen deſſelben mit Vergnügen betrachtet.

Die Aerzte ſahen die Einführung des Tabacks auch nicht mit gleichgültigen Augen an. Sie ſelbſt, da ſie ſchon verſchiedener Meinung waren, geriethen darüber in einen heftigen Krieg. Man ſprach viel und vielerlei von den guten und übeln Wirkungen des Tabacks auf die Geſundheit, und ſuchte beſonders zu beweiſen, daß er die Zahl der Hypochondriſten und an Auszehrung laborirenden Perſonen beträchtlich vermehre. Die Warnungen der Aerzte waren aber eben ſo fruchtlos, als die obrigkeitlichen Befehle, und die Mahnungen der

Prediger und Moraliſten. Das verfolgte fremde Kraut kam immer zu höheren Ehren, und wurde ſelbſt von Kaiſern und Königen gebraucht, wie denn Friedrich der Zweite von Preußen ein ſehr großer Freund des Schnupftabacks war. Seitdem werden prächtige Schnupftabacksdoſen zu diplomatiſchen und andern Geſchenken verwendet.

4.

Das Kloſterleben im Mittelalter.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verfielen die Mönche des reichen Kloſters Lorſch am Rheine, verführt durch ihre Aebte, in tiefe Unſittlichkeit. Ihre Lebensweiſe war nicht mehr diejenige frommer Geiſtlicher, die der Welt abgeſtorben ſind, ſie glich vielmehr der, zu jener Zeit auch nicht beſonders rühmlichen Lebensart der Fürſten und Ritter, welche ihre Tage bei dem Becher, bei dem Spiel oder auf der Jagd zubrachten.

Daß durch eine ſolche unklöſterliche Aufführung das Wohl der Abtei weder in geiſtlicher, noch weltlicher Hinſicht gefördert wurde, läßt ſich erachten. Bedeutende Schulden häuften ſich auf, Kirchengüter mußten verkauft oder verpfändet werden, weltliche Zech- und Tafelbrüder benutzten die Geldverlegenheit der liederlichen Mönche zu ihrem Vortheil. Endlich kam es im dreizehnten Jahrhundert ſo weit, daß ſogar der Papſt und der Kaiſer ein Aergerniß an dem Treiben in Lorſch nahmen, und den Erzbiſchof Siegfried den Zweiten von Mainz beauftragten, eine Sittenreformation mit den Ausgearteten vorzunehmen. Doch Sieg-

fried fand gar bald, daß hier nichts mehr zu beſſern war, und meinte, die Kloſterbrüder von Lorſch, welche zu Mönchen zu ſchlecht wären, würden allenfalls noch gut genug zu Domherren in Mainz ſeyn, weswegen er ſie dann auch dahin zu verſetzen gedachte.

Allein dieſes Vorhaben gefiel den Lorſchern keineswegs. Obgleich Domherren in der Regel kein ascetiſches Leben führten (beſonders in jenen Zeiten), und auch nicht darbten, was die Tafel und den Becher betrifft, ſo glaubten doch die frommen Brüder von Lorſch, es ſey beſſer, ein unabhängiger Mönch in Lorſch zu ſeyn, als ein unter den Augen des Erzbiſchofs lebender Domherr. Sie erklärten alſo dem Mainzer Oberhirten geradezu, aus ſeinem Plane könne nichts werden, und lebten, nach wie vor, im Saus und Braus.

Dieß dauerte indeſſen nur ſo lange, als der gutmüthige und etwas ſchwache Siegfried der Zweite lebte. Deſſen Nachfolger, Siegfried der Dritte, glaubte das Ding anders angreifen zu müßen. Bevollmächtigt von Georg dem Vierten und Friedrich dem Dritten verjagte er die Lorſcher Mönche, welche ihm nicht gehorchen wollten, ohne Rückſicht auf ihre Einwendungen, mit Gewalt und bevölkerte das Kloſter, das bisher nach der Regel des heiligen Benedict verwaltet worden war, mit Bernhardinern aus Erbach.

Damit war die Sache keineswegs abgethan. Die vertriebenen Benedictiner waren durch fleißige Jagdübungen und Verkehr mit Rittern des Kriegshandwerks kundiger geworden, als der klöſterlichen Regel des Gehorſams. Mit Kolben, Spießen, Schwertern und Stangen bewaffnet, rotteten ſie ſich zuſammen, und zogen gen Lorſch, die eingedrungenen Schwarzröcke aus ihrem lieben Sitze zu vertreiben.

Indeſſen ließen ſich die Bernhardiner auch nicht feige finden. Obſchon minder bekannt mit ſogenannten ritterlichen Uebungen, ergriffen ſie doch auch die Waffen zur muthigen Gegenwehr, riefen die Kloſterknechte zu Hülfe, und empfingen nun, als die alten Bewohner von Lorſch anrückten, dieſe auf das Herzhafteſte. Da ſah man denn ein wunderliches Gefecht ſich erheben, in welchem zwar keine Todten blieben, aber Beulen, Löcher in die Köpfe, Quetſchungen und dergleichen genugſam vorfielen. Dazu flogen Skapuliere, Kukullen, Kappen und Roſenkränze in den Kreuzgängen und auf den Höfen, und tonſirte und untonſirte Köpfe wurden zerbläut, daß es eine Art hatte. Vor allem ärgerlich war aber den erſtaunten Zuſchauern dieſer Scene, daß die frommen Väter im Eifer des Kampfes fluchten und läſterten, wie die Lanzenknechte. Endlich — höhere Taktik pflegt immer zu ſiegen — behielten die weißen Mönche (die Benedictiner) die Oberhand, die ſchwarzen Bernhardiner mußten Ferſengeld geben, und das Unweſen in und um Lorſch endete nicht eher, bis die Abtei in eine Probſtei verwandelt, und die Mönche mit anſtändigen Jahrgehalten gütlich abgefunden und zerſtreut wurden.

So trieben es die Pfaffen im hochgerühmten frommen Mittelalter, das von Finſter- und Dichterlingen ſo inbrünſtig zurückgeſeufzt wird.

5.

Das Nageltrinken.

Zu den Zeiten des engliſchen Königes Edgar, welcher den erſten Julius 975 nach einer ſechzehnjäh-

rigen Regierung ſtarb, war man in England dem Trunke ſolcher Maßen ergeben, daß Edgar, auf den Rath des Erzbiſchofs Dunſtan von Canterbury, mehrere Schenken ſchließen ließ, und ihre Zahl auf eine für jedes Dorf beſchränkte. Es mußten überdieß auf ſeinen Befehl in die Becher, deren man ſich zum Trinken zu bedienen pflegte, in gewiſſer Entfernung von einander Nägel oder Stecknadeln eingeſchlagen werden, und ſchwere Strafe wurde über denjenigen verhängt, welcher ein ſolches Trinkgeſchirr, ohne abzuſetzen, über mehr als eines dieſer Zeichen hinab ausleeren würde. Allein durch dieſe Verfügung blieb nicht allein die Abſicht, welche derſelben zum Grunde lag, nemlich, dem Laſter der Trunkenheit Einhalt zu thun, unerreicht, ſondern es wurde im Gegentheil aus Uebel Aerger gemacht. Denn von jenem Zeichnen der Becher her nahm das ſo geheißene Nageltrinken und Nageltreffen (pindrinking, nick the pin) ſeinen Urſprung. Es war dieß ein Spiel, welches darin beſtand, ein hölzernes Trinkgeſchirr genau bis zu einem, im Innern deſſelben befeſtigten, Nagel hinab auszutrinken. Nur durch anhaltende Uebung konnte man es in dieſem Spiele zu einiger Fertigkeit bringen. Sehr häufig gab daher dieſes Spiel zur Völlerei Anlaß, ſo daß ſich die Regierung zuletzt genöthiget ſah, ihren Unterthanen, und unter dieſen namentlich den Prieſtern, Mönchen und andern Ordensleuten, das Nageltrinken durch ein förmliches Geſetz zu unterſagen.

6.
M e d i z i n a l t a x e.

Zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts baten mehrere vorzügliche Aerzte zu Frankfurt am Main den Magiſtrat, ihnen eine billige Taxe für ihre Recepte und für ihre übrige Mühe zu machen, damit die Patienten nicht alſo zu den gottloſen Juden laufen, und von ihnen vervortheilt werden. Deshalb erſchien 1584 die erſte Taxordnung für ihren Stand, aus der einige Züge bemerkenswerth ſind. Bei einer Berathſchlagung mehrerer Aerzte ſoll Jeder einen Goldgulden empfangen. Für den erſten Gang bezahlt der Kranke einen halben Goldgulden, für die ſpätern Gänge die Hälfte. Iſt die Krankheit langwierig, ſo erhält der Arzt wöchentlich einen Gulden, iſt aber verbunden, ſich ſo oft es nöthig einzuſtellen. Für das Urinſchauen in den Wohnungen und für ein geſchriebenes Recept bekommt er einen Batzen. Zur Peſtzeit werden alle dieſe Preiſe verdoppelt.

7.
H a r t e K i r c h e n b u ß e.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ereignete ſich in London ein Vorfall, der beweiſt, mit welcher Strenge die Entweihung des öffentlichen Gottesdienſtes beſtraft wurde. Die Veranlaſſung zu dieſem Straferempel gab die Lady S t r a n g e und die Gemahlin des Sir J o h n T r u ſ ſ e l. Dieſe beiden Damen wollten eines Tages dem Gottesdienſte beiwohnen, als die Kirche bereits ſehr gefüllt war. Da ſie einige

Schwierigkeit fanden, hinein zu gelangen, ſo geriethen ſie über den Vortritt in Streit. Lord Strange und Sir John Truſſel unterſtützten die Anſprüche ihrer Damen. Da kein Theil nachgeben wollte, ſo griffen Beide nach den Schwertern, um ihre vermeintlichen Rechte geltend zu machen. Dem Beiſpiele der Herren folgten ihre Begleiter, und ſo entſtand ein heftiger Kampf, in welchem zwei Perſonen das Leben verloren. Der Vorfall machte großes Aufſehen und wurde von allen Gutdenkenden verabſcheuet. Lord Strange und ſeine Gegner wurden gefänglich eingezogen, und der erſte und ſeine Gemahlin, als der angreifende Theil, mußten ihre Entweihung der Kirche durch eine ſtrenge öffentliche Buße wieder gut zu machen ſuchen. Es wurden dabei folgende Ceremonien beobachtet:

Den Zug eröffneten ſechs Beamte in ſchwarzen Kleidern und mit langen Stäben in den Händen, die ſie dann und wann gebrauchten, die neugierige Menge zurückzuhalten. Dann erſchien der Geiſtliche der Kirche, von ſeinen Kirchendienern begleitet. Hinter ihnen kam die Dienerſchaft des Lord Strange, zwanzig an der Zahl; der obere Theil ihres Körpers war mit einem Hemde bekleidet. Der langſame und feierliche Schritt, zu dem ſie gezwungen waren, fiel ihnen nicht wenig läſtig, da er die Dauer einer Ceremonie verlängerte, deren Unannehmlichkeit noch durch einen derben Regenſchauer vermehrt wurde. Nun erſchien Lord Strange, eine große Wachskerze in ſeiner Hand haltend; er ſtrebte augenſcheinlich darnach, ein demüthiges Weſen anzunehmen, um ſo der Kirche die gebührende Ehrfurcht zu beweiſen. Als er ſich aber dem Orte näherte, wo der Streit ſtatt gehabt hatte, flammte ſein Zorn aus ſeinen Augen, denn er gedachte der Beleidigung, die er hier empfangen hatte, und ſchien es zu bereuen, ſich

nicht noch größere Genugthuung verſchafft zu haben. Lady Strange, als Urheberin des Kampfes verurtheilt, weiß gekleidet und barfuß zu erſcheinen, folgte ihrem Gemahl, wie er eine Wachskerze in der Hand tragend. Ihre Thränen floſſen, und zwei Dienerinnen gingen ihr zur Seite, um bereit zu ſeyn, ihr nach Beendigung der Ceremonie Beiſtand zu leiſten. Sie wurden aber durch das ernſte Anſehen des Dechanten Reynold, der mit einem geiſtlichen Gefolge hinter der Büßerin herſchritt, zurückgehalten, ihr während des Zuges auf irgend eine andere Art zu Hülfe zu kommen, als dadurch, daß ſie dann und wann, wenn der Weg allzu uneben war, einige Binſen vor ſie hinſtreuten.

Als die Proceſſion die Kirche betrat, begann ein feierlicher Gottesdienſt. Der Allmächtige ward angerufen, das unvollkommene Sühnopfer huldvoll anzunehmen, das ihm in dieſem Augenblick von den Beleidigern dargebracht wurde, die den Ort ſo frech entehrt hätten, der als die irdiſche Wohnung des Königs aller Könige auf immer hätte heilig gehalten werden ſollen. Indem die Verbrecher ſich dem Altare näherten, mußten ſie ſich dreimal verneigen, und dann auf ihre Kniee fallen. Hierauf wurde der Staub von der Erde gehoben, und über die Häupter der Büßenden geworfen. Zugleich wurde, wie in ihrem Namen, ein Gebet verrichtet, worin man den Ewigen anflehte, ſeinen Zorn, wenn er noch nicht beſänftiget ſey, auf die Häupter der Schuldigen allein fallen zu laſſen.

Auf dieſen Act folgte die Wiedereinweihung des entheiligten Gotteshauſes. Das ganze Innere der Kirche wurde mit Weihwaſſer aus Gefäßen beſprengt, welche die noch immer barfuß einherwandelnde Lady zu füllen genöthiget war. Darauf nahm der Dechant ſeinen Platz am Altare ein, und gebot den Verbrechern

zum Schluß der Feierlichkeit des Tages, ihr Sühnopfer zu bringen. Ein ſilberner Kelch, zehn Pfund Sterling an Werth, ward von der Lady Strange dargeboten; ihr Gemahl überreichte ein Hoſtienbüchslein von demſelben Metall. Die Kirche ward nun wieder als völlig rein betrachtet, und der dienſtthuende Prieſter ſprach folgende Worte aus dem vierundvierzigſten Pſalm: Attollite portas, principes, vestras, et elevamini portae aeternales; et introibit rex gloriae.

Die Thüren, welche, nachdem die Proceſſion hereingetreten war, verſchloſſen worden waren, wurden wieder geöffnet, und der Erzbiſchof von Canterbury trat im völligen Pomp zum Altare, wo er kund that: die Kirche ſey nun wieder heiliger Grund, und die Wohnung des Ewigen auf immer. Er ſprach den furchtbarſten Fluch über diejenigen aus, die es fortan wagen würden, ſie zu entheiligen, und ſchloß die Ceremonie, indem er die Verſammlung mit ſeinem Segen entließ.

8.

Ein altes deutſches Schauſpiel.

Zu Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge wurden im fünfzehnten Jahrhundert, alle ſieben Jahre, mit ungemeiner Pracht geiſtliche Schauſpiele aufgeführt. Anfangs geſchah es in der Faſtenzeit, in der Folge aber wurden dieſe Schauſpiele auf das Pfingſtfeſt verlegt. Die drei Feiertage nacheinander waren ſie auf dem Markte in der Weiſe veranſtaltet, daß am erſten Feiertage die bibliſche Urgeſchichte vom Falle der Engel, der Schöpfung der Welt 2c. 2c. bis zur Ausſtoßung des

erſten Menſchenpaares aus dem Paradieſe ſo ſinnbildlich dargeſtellt wurde, daß uns dieß jetzt als unreiner Spott erſcheinen müßte, während der Dichter Bocerus als Augenzeuge mit unverkennbarer Rührung die Erhabenheit dieſes Schauſpiels ſchildert.

Der Stadtrichter zu Freiberg war zum Director des Schauſpiels ernannt, und mochte keine geringe Arbeit haben, dieß große ungeübte Perſonale, aus lauter Dilettanten beſtehend, gehörig in den Gang zu bringen. Die Perſonen ſelbſt waren:

Gott, der himmliſche Vater.
Erzengel Raphael.
— Michael.
— Gabriel.
Lucifer.
Belial.
Satan.
Drei Teufel.
Adam und Eva.
Die Schlange.
Sechs gut gerathene Söhne Adams.
Sechs ungerathene Kinder.

Den andern Tag waren 67 Perſonen nöthig, um die Erlöſung der Welt darzuſtellen, und eine nicht kleinere Zahl, um am dritten Tage das Weltgericht aufzuführen, wo als Actricen auch die göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auftraten.

Der Herzog Georg von Sachſen war im Jahr 1516 mit ſeinem ganzen Hofſtaate da, und erbaute ſich nebſt den Tauſenden von Zuſchauern an dem wunderlichen Schauſpiele. Sie wurden nur noch einmal im Jahr 1523 aufgeführt, und erreichten dann in Folge der fortſchreitenden Aufklärung ihre Endſchaft.

9.

Ueber Leckerei.

Homers Helden eſſen Rindfleiſch, Hammel- und Ziegenfleiſch; aber nirgends hat man von Kalb- oder Lammfleiſch etwas gefunden. So ſpricht auch kein alter Schriftſteller von einer Caſtration des Geflügels; das iſt neuere Erfindung.

Der römiſche Kaiſer Tiberius ſchenkte dem Apellius Sabinus zweimalhunderttauſend Seſterzien für ein Geſpräch zwiſchen einem Champignon und einer Feige, einer Auſter und einer Droſſel; lauter Lieblingsgerichte ſeiner Majeſtät.

Die Geſetze verbieten den Juden ihren Wein zu verfälſchen. — Möchte ihnen allein doch das Recht ertheilt werden, den Wein zu verkaufen. Notabene: wenn ſie ſich an ihr Geſetz halten wollen.

In Frankreich fing man zuerſt gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts an Eis zu eſſen. Und doch hatten es die Römer ſchon gethan.

Die Frau von Sevigné ſchlug dem Biſchof von Rennes vor: die Blätter ihres Gebetbuchs mit Schinkenſcheiben zu zeichnen.

Ein Paar Irokeſen, die unter Ludwig dem Vierzehnten in Paris herumgeführt wurden, wunderten ſich über nichts, als über die Bude eines Garkochs.

10.

Doktorpromotion.

Daß die Erhebung von Unwiſſenden und Unwürdigen zu befugten Aerzten nicht neu ſey, lehrt das Bei-

ſpiel von Seran, einem arabiſchen Arzte des zehnten Jahrhunderts. Zu dieſem kam ein alter ſehr gut gekleideter Mann, und meldete ſich zum mediziniſchen Examen. Als der Präſes die erſte Frage an ihn gethan hatte, zog er ſtatt zu antworten, ſeinen Beutel heraus und fing an zu zählen. „Ich kann, ſagte er, weder ein Buch leſen, noch meinen Namen ſchreiben.“ Indeſſen fuhr er immer fort zu zählen. Seran gerieth in Verlegenheit, bis er endlich einen Ausweg fand. „Höre, ſprach er, wenn du verſprichſt, keinem Kranken wirkſame Arzneien, weder Brechmittel noch Purgirmittel zu geben, noch ihnen zur Ader zu laſſen, ſondern dich bloß des Oxymels und der Syrupe zu bedienen, ſo will ich dir das Diplom geben.“ Jener verſprach es, und erhielt das geſuchte Privilegium. — Am folgenden Tage kam ein junger Menſch zu Seran, mit einem gleichen Geſuche. Es war der Sohn des Alten. Sobald Seran dieß erfuhr, ſchärfte er ihm die dem Vater gegebenen Verhaltungsregeln ein, und gab ihm das Diplom.

11.

Altes ſpezifiſches Mittel wider den Stein.

(Aus einem Archiv.)

Von Gottes Gnaden, Eliſabeth Grävin und Frau zu Henneberg, geborne Hertzogin zu Wirtemberg; Unſern Gruß zuvor, lieber Getreuer. Wir thun dich gnädiglich verſtändigen das der Apotheker zu Meinungen einen Bock wird einſtellen, den wir zu einer Artzeney vor den Stein brauchen werden, und muſt du denſelben Bock den allerſtärkſten Wein zu trinken geben, ſo man

bekommen kann. Demnach ſo wolleſt du mir verſchaffen, daß ihm der Wein alle Tage, ſo viel der Bock trinket, geliefert werde und wird ſolcher Bock den 14. Juli eingeſtellet werden. Damit du dich wiſſeſt zu richten mit dem Wein geben. Datum Zillbach den 22. Junii, an. 1575. Es wird ſolcher Bock nicht länger als 3 Wochen eingeſtellet werden, demnach wolleſt du dich mit dem Apotheker vergleichen, denn ein einziger Bock nicht gar viel Wein trinket.

Eliſabeth Gräffin und Frau zu Henneberg.

Unſerm lieben Getreuen Wolff Schönleben,
Voigt und Rentmeiſter zu Masfeld.

12.

Die erſten Jeſuiten.

Es gab ſchon eine Geſellſchaft Jeſu, noch ehe Ignatius von Lojola daran dachte, eine ſolche zu ſtiften. Hoſpinian, Prediger zu Zürich, erzählt im vierten Buche ſeines Werks vom Urſprunge des Mönchthums (de origine monachorum): Im Jahr 1366 lebte zu Siena ein Edelmann, genannt Johann Kolumbinus, der mit ſeiner Ehefrau eine Geſellſchaft gründete, genannt Jeſuiten. Dieſe Benennung erhielt ſie von dem oftmaligen Ausſprechen des Namens Jeſu. In dieſem Orden lebten die Männer von den Frauen getrennt, obgleich beide einen Namen führten, und einer Regel unterworfen waren. Ihren Verpflichtungen gemäß mußten ſie täglich hundert und fünfzig mal das Vater Unſer, und eben ſo oft das Ave Maria beten.

---

13. Jagd-

13.

J a g d l u ſt.

Der Kurfürſt Johann Georg der Erſte von Sachſen, einer der wenigen Regenten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten, war ein ſehr jagdluſtiger Herr. Im Jahre 1625 ſtellte er zu Annaberg im Erzgebirge eine Hauptjagd an, zu der 2200 Treiber ausgeſchrieben waren. Der Amtsſchöſſer von Grünheim hatte dieß Ausſchreiben der Treiber nicht gehörig beſorgt, und mehrere nöthige Vorkehrungen nicht hinlänglich getroffen. Dieß reizte den Zorn des Kurfürſten in ſolchem Grade, daß er den Mann ſelbſt mit einem Stocke blutig ſchlug und dann an einen Wagen anſchließen ließ.

Milder zeigte ſich der Kurfürſt nicht lange nachher bei einer Jagd unfern Crottendorf. Man hatte hier dem Fürſten von Seiten der Gemeinde einen möglichſt feierlichen Empfang vorbereitet, und ein Bauer war als Vorpoſt ausgeſtellt worden, um es eiligſt zu melden, wenn die Jagd geendet ſey, und der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge nach Crottendorf aufbrechen werde. Gemüthlich ſaß der Bauer auf einem die Gegend beherrſchenden Hügel, und aß ein Stück Brod. Jetzt kam der Kurfürſt ganz allein den Berg heraufgeſtiegen, ſetzte ſich neben den Bauer, der den Hut auf dem Kopfe behaltend, den Fremden gleichgültig anſah. „Bauer, haſt du den Kurfürſten geſehen?“ fragte Georg. „Nä,“ ſagte dieſer, „ich ſull ober uff ſehen, wenn Här zurück verdt.“ — „Nun, woran willſt du denn ſehen, wer es iſt, wenn du ihn nicht kennſt?“ Der Bauer ſah ihn verblüfft an. „Wer dünkt dir denn, daß ich bin?“ fragte der Fürſt weiter. „I nu ä Härr iß Här ſchu; aber Här hott duch Stiefel ahn.“ In dieſem Au-

genblicke kam die Jägerei, und Alle erſtaunten, den Kurfürſten neben dieſem ſein Brod ruhig verzehrenden, mit dem Hute bedeckten Bauer, ſitzen zu ſehen. Dieſer erfuhr nun, wer der Herr in Stiefeln wäre, behielt aber nun vor Schrecken den Hut auf, den ihm ein Jagdpage vom Kopfe warf. Der Kurfürſt aber rief lachend: „Nun lauf, ich werde gleich nachkommen!" und zu ſeinem Gefolge ſich wendend ſagte er: „Solch einen dummen Fichtelberger habe ich noch nicht geſehen."

Kurz darauf jagte Johann Georg bei Schlettau. Der Bäcker Auersbach daſelbſt hatte ein Stück Wild, das nach ſeinem Kraute lüſtern geweſen war, am Zaune des Krautgartens in einer Schlinge gefangen, und war vom Förſter im Augenblicke des Fanges ertappt worden. Er wurde vor den Kurfürſten geführt und dieſer fragte den zitternden Greis, der ihm zu Füßen ſank: „Alter, was wollteſt du damit machen?" — „Ach, gnädigſter Kurfürſt, ich hatte ihm nichts am Leben thun, ſondern nur ein Paar Schläge geben wollen, daß es mir das Kraut abgefreſſen." — „Ja, ſagte Johann Georg, dir ſollte man Schläge geben. Wenn ich deinen grauen Kopf nicht ſchonte, ich wollte dir weiſen, wie du mein Vieh hegen ſollteſt; laß ich doch dein Vieh auf meinem Grund und Boden gehen und zürne nicht darum. Geh' und hüte dich!" —

Auf den Jagden, denen dieſer Kurfürſt perſönlich beiwohnte, wurden erlegt

I. an rothem Wildpret:

15,228	Hirſche.
1,887	Spieß-Hirſche.
300	Kolb-Hirſche.
15,399	Stück Wild.
379	Stück Dammwild.
3,594	Wildkälber.

52 Damm= und Wildkälber.
1,869 Rehböcke.
8,167 Rehe.
788 Rehkälber.

II. an ſchwarzem Wildpret:
3,287 hauende Schweine.
395 angehende Schweine.
2,850 Keuler.
9,478 Bachen.
13,068 Friſchlinge.

III. an wilden Thieren:
203 Bären.
3,543 Wölfe.
200 Luchſe.

IV. an gemeinem Wildpret:
11,811 Haaſen.
18,957 Füchſe.
922 Dachſe.
37 Biber.
81 Fiſchottern.
149 wilde Katzen.
129 Baum=Marder.
70 Stein=Marder.
148 Elſe.
71 Eichhörner.
18 Hamſter.
27 Igel.
2 Wieſel.

Die ganze Summe beträgt 113,629 Stück.

14.

Ueber ſchriftſtelleriſche Dedikazionen.

Gelehrte und Schriftſteller haben zuweilen gar ſeltſame Einfälle; dieß beweiſen nicht nur ihre Schriften ſelbſt, ſondern auch die Dedikazionen, die denſelben voranſtehen. Dieſe ſind in manchen Fällen nichts anderes, als ein Haſchen nach Lohn und Brod, oder nach ehrenden Auszeichnungen. „Fürſtenbeifall, gnädigſte Handſchreiben, Medaillen, Tabatieren u. ſ. w. werden ſelten ungeſucht ertheilt,“ ſagt Knigge; darum ſoll zuweilen eine Dedikazion dazu dienen, dergleichen zu erhaſchen. Indeſſen giebt es Schriftſteller genug, die dieſe Abſicht bei ihren Dedikazionen nicht hatten. Dahin gehören z. B. diejenigen, die ihre Schriften dem lieben Gott, dem Erlöſer, der heiligen Dreieinigkeit oder andern verehrten Perſonen zueigneten. Beiſpiele davon ſind nicht ſelten.

Spizelius dedizirte die meiſten ſeiner Werke dem göttlichen Weſen, wenigſtens einer Perſon deſſelben. Seine Vatus academia Jesu Christi iſt an den geſtellt, deſſen Namen der Titel des Buches trägt. Sogar noch im Jahr 1824 erſchien zu Dünkelsbühl und Leipzig ein chriſtlicher Tempel des Herrn, der häuslichen Andacht geweiht, mit der Dedikazion: Dir, König aller Könige und Herr aller Herren! Dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, geweiht vom Verleger.“ (Der fromme Mann heißt Walther.)

Eilhardus Lubinus klagte in der Dedikazion ſeines Perſius, der 1619 zu Hanau erſchien, daß die Dedikazionen von großen Herren ſo ſchlecht bezahlt würden. Ein ähnliches Klagelied ſtimmte Conrad Celtes an, in ſeinem Carmen de situ Norimbergae. Der tübingiſche Profeſſor Martin Cruſius gab zwei Bücher ſeiner

griechiſchen Gedichte heraus, und dedizirte ſie dem gelehrten polniſchen Fürſten Radzivil mit vielen Lobſprüchen. Er bemerkte aber in ſeinem Handexemplar: „Für dieſe Dedikazion habe ich nichts bekommen!“ — ein Seufzer, den viele Autoren ihren Dedikazionen beifügen könnten.

Glücklicher war Conrad Geoclenius. Er hatte Lucian's Dialog de sectis philosophorum ins Lateiniſche überſetzt, und dem Kanzler Morus dedizirt, der ihm dafür einen mit Dukaten gefüllten vergoldeten Becher verehrte. Peter Apianus, noch glücklicher als dieſer, erhielt von Kaiſer Karl dem Fünften für ſeine Instructio geographica dreitauſend Gulden. Georg von Trapezunt bekam für die Dedikazion ſeiner Schriften vom heiligen Vater Papſt zu Rom einhundert Dukaten. Es war ihm aber zu wenig, und darum warf er das Geld ärgerlich in die Tiber, mit den Worten: „Periere labores, pereat et ingrata merces.“

Zacharias Pearce (geſt. 1774), widmete dem Lord Parker, nachmaligem Grafen Macclesfield, ſeine Ausgabe von Ciceros Dialoge de oratore, und dieſer bezeugte ſich dafür ſo erkenntlich, daß er dem Schriftſteller von einer Ehrenſtufe zur andern durch ſeine Empfehlung verhalf, bis er zuletzt Biſchof von Rocheſter und Dechant von Weſtmünſter wurde.

Die Königin Chriſtina von Schweden beſtimmte dem Scudery für die Dedikazion ſeines Alarich eine goldene Kette, tauſend Piſtolen werth, unter der Bedingung, daß er den Lobſpruch auf den Grafen la Gardie, der bei ihr in Ungnade gefallen war, ausſtreiche. Scudery verwarf die Zumuthung, erhielt ſomit die Kette nicht, und der Graf war ſo unedel, daß er ihm für ſein edles Benehmen nicht einmal dankte.

Sixtinus Amama dedizirte des Druſius Commentar in Prophetas minores dem Marinus Marſenius, machte ihm aber damit ein ſchlechtes Kompliment, denn ſie hatten mit einander eine literariſche Streitigkeit, und das dedizirte Buch ſollte den Marſenius bekehren.

Der Jeſuit Burghaber widmete ſeine Theologia polemica der Jungfrau Maria mit den Worten: Mariae sanctissimae, Dei genitrici, augustissimae coelitum reginae, sine macula conceptae, potentissimae haeresium debellatrici, D. D. D. clientum infimus.

Jeremias Drexel, auch ein Jeſuit, hat ſein Horologium auxiliaris tutelaris angeli ſeinem Schutzengel zugeſchrieben. Der Anfang der Dedikazion lautet: O mi optime, o mi amantissime custos, beatissime angele, universis in coelo angelis, tibi praecipue, consecro, tibi inscribo, idque facio ex intimo pectore, e pientissimis animae meae medullis, promisso in te affectu u. ſ. w.

Albertus Magnus eignete den zwanzigſten Band ſeiner ſämmtlichen Werke, welcher die Lobgedichte und Lobreden auf die Jungfrau Maria enthält, der Gebenedeieten ſelbſt und dafür war ſie aber auch ſo höflich, ſich ihm, als er ſich vorgenommen hatte, alle ihre körperlichen und geiſtigen Reize und Vollkommenheiten poetiſch zu beſchreiben, perſönlich zur Beſichtigung darzuſtellen. Wer es nicht glauben will, der leſe: Vita Alberti M. per P. Lamy, oder Meiners Vergleichung 2c. Band 2, S. 695 in der Note r.

Zu Prag erſchien im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine Schrift, die durch ihren Inhalt und ihre Dedikazionsformel ſich bemerklich macht, und unter den literariſchen Curioſitäten genannt zu werden verdient. Der Titel dieſer Schrift lautet alſo: Hiſtoriſche

Beſchreibung des marianiſchen Berges Bezdiez im Königreich Böheim des Jungbuntzlaueriſchen Crayſes, ſowohl von Uhr- alten als jetzigen Zeiten, von deſſen Urſprung, Gebäu, Innwohnern und andern Merkwürdigkeiten zu Ehren der Uibergebenedeyteſten Jungfrauen und Mutter Gottes MARIAE, alldorten ihren Sitz ſich erwählenden und ihre Gnaden austheilenden. Zum Troſte aller rechtgläubigen marianiſchen Verehrer aus authentiſchen Quellen geſchöpft und in Druck gegeben durch P. Veremundo Proche S. S. Phil. et S. Theologiae D. Baccalaur., Profeſſen des Kloſters Emaus in Prag, nunmehro aber Decano Paroch. in Monte Bezdiez — gedruckt in der alt-Stadt Prag 1703." Die Dedikazionsformel lautet alſo: „Zu Ehren der von Ewigkeit und von allen Zeiten hero Auserwählten, Unbefleckten, Dehmütigſten, Uibergebenedeyteſten, in Ewigkeit wehrenden Jungfrauen Mariä, Tochter des Ewigen Vaters, welche die Königreiche Europä verehren, Mutter des Sohnes, welche die Länder Aſiä preiſen, Geſpons des heiligen Geiſtes, welche die Völker Africä beneiden, Sitz und Ruhe der allerheiligſten Dreifaltigkeit, welche Amerika lobet, der hochwürdigſten Gebärerin des Heilandes, — — — Allerheiligſte Kayſerin, Allergnädigſte Königin, Allerbarmherzigſte Fürſtin, der himmliſchen Heerſchaaren und ganzen Erdreichs Immerwehrender Herrſcherin, Gebohrner Königin in Iſrael, Churfürſtin deß heiligen gelobten Landes, Ertz-Herzogin des Lebens, Fürſtin aus Judäa, Herzogin zu Bethlehem, Gräfin zu Jeruſalem, des heiligen Römiſchen Reichs höchſter Fürſprecherin, Ertz-Tröſterin aller betrübten Lebendigen, Unfehlbaren Patronin aller Chriſtglaubigen Verſtorbenen, Triumphirenden Zerknirſcherin der alten Schlangen, Gewaltigen Uiberwinderin deren Heiden, Siegreicher Vertilgerin deren Ketzer (!), Richterin der hölliſchen Pforten (!!!),

Aller Sünder und Sünderinnen barmherziger Mutter, Allergnädigſten Frauen des Berges Bezdiez u. ſ. w.

Thomaſius dedizirte ſeine freimüthigen Gedanken allen ſeinen Feinden, inſonderheit aber dem Hector Gottfried Maſius. Balthaſar Bekker widmete die bezauberte Welt ſeiner Frau. Eben dieſes that auch der hochverehrte Superintendent Johann Georg Roſenmüller zu Leipzig; er widmete ſeine Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion „ſeiner geliebten Ehegattin als ein öffentliches Denkmal ſeiner innigſten Dankbarkeit und Liebe.“ Der Profeſſor Mangelsdorf in Königsberg dedizirte ſeinen Hausbedarf aus der allgemeinen Geſchichte der alten Welt ſeinen zwölf lebenden Kindern (alle namentlich genannt), mit dem Wunſch, „daß ſie ſeiner Lehren nie vergeſſen möchten,“ und mit dem Zuruf: „Meines Bleibens unter euch iſt nur wenige Jahre. Gedenket meiner, und lebet einſt, Jedes in ſeiner Lage nicht arbeitsloſer, aber glücklicher, als euer Vater.“

Einige Schriftſteller haben ihre Werke — ſich ſelbſt zugeeignet. Dieß that unter andern der Verfaſſer der unter dem Namen Chriſtian Citizens herausgegebenen Hiſtorie des ditmarſiſchen Krieges. — Andreas Rotus ſchrieb ein Erläutertes Italien, und ließ ſich daſſelbe durch den Verleger Andreas Cambierius dedIziren.

Die kürzeſten Dedikazionen ſind Klopſtocks: „An den Kaiſer“ — „An Bernſtorf“ — und nichts weiter.

15.

Kaffeeſchmäuſe.

Seit dreißig Jahren hat der Gebrauch des Kaffees bei den Sennen in der Schweiz, wie anderwärts, ſehr zugenommen. In mehreren Schweizerthälern, wo vor vierzig Jahren der Kaffee nicht einmal dem Namen nach bekannt war, ſind in neuern Zeiten jährliche Kaffeeſchmäuſe in großen Verſammlungen, die drei bis vier Tage dauern, eingeführt worden. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen verſammeln ſich zu der dazu beſtimmten Zeit bei einer Hütte auf einem Gipfel einer der nächſten Berge. Die Jünglinge ſchaffen Muſik und Wein an, die Mädchen Zucker, Kaffee und Milch. Alsdann ſetzt man einen großen kupfernen Kaffeekeſſel über das Feuer, und kocht in demſelben eine große Menge Kaffeepulver mit Waſſer und mit vielem Rahm. Man wirft ganze Hüte Zucker in den Keſſel. Hierauf wird der Kaffee in großen Schüſſeln aufgetragen, und mit hölzernen Löffeln wie eine Suppe gegeſſen. Selbſt unter den ärmſten Leuten iſt ſeit mehrern Jahren der Genuß des Kaffees einheimiſch. Sie bedienen ſich aber ſtatt des Zuckers, der ihnen zu theuer iſt, des Küchenſalzes.

16.

Wandernde Aerzte.

In Nordafrika giebt es wandernde Aerzte, die durch das Land ziehen, um den Kranken ihre Dienſte zu leiſten, wozu ſich aber ſelten Gelegenheit findet. Sie

haben einen ledernen Sack auf der Schulter, worin ſie ihre wundärztlichen Werkzeuge verwahren, die aus einer Lanzette, einem Schröpfmeſſer und einem Brennmeſſer beſtehen. Sie ſchröpfen auf dem Nacken, der Stirn und den Handgelenken. Das Brennmeſſer wird ſehr häufig gebraucht. Alle Schußwunden und andere Verletzungen, ſelbſt Geſchwüre, werden mit dem geglühten Meſſer, womit man die Ränder der Wunde leiſe berührt, in Brandwunden verwandelt. Dieß erregt heftigen Schmerz, aber die Afrikaner ertragen heldenmüthig jeden Schmerz, und behaupten, dieſe Heilart verhüte Entzündung und Eiterung. Die Bewohner des Landes finden die Urſache ihres geſunden Zuſtandes in der Gewohnheit, zum Frühſtück Schleim von Gerſtengraupen, die man zwei bis drei Stunden bei gelindem Feuer langſam mit Waſſer aufkochen läßt, zu trinken. Ein Arzt, erzählen ſie, kam einſt in ein fremdes Land, und als er am Morgen nach ſeiner Ankunft mit einigen Eingebornen ſich unterhielt, fragte er ſie, was ſie zum Frühſtück genöſſen. „El Haſſua (Gerſtenſchleim)“ war die Antwort. — „Dann ſey Friede mit euch, erwiederte der Arzt, ſich ſogleich zum Aufbruch rüſtend, wenn ihr El Haſſua des Morgens eſſet, ſo bedürſt ihr keines Arztes.“

17.

Origineller Unterricht im Klavierſpielen.

Ein ſehr guter Fortepiano-Spieler wurde, bedeutender Schulden wegen, in gefängliche Haft gebracht. Er begehrte und erhielt die Erlaubniß, ſeinen ſieben-

jährigen Sohn zu ſich zu nehmen. Um ſich zu zerſtreuen, gerieth er auf den Gedanken, den Knaben im Klavierſpielen zu unterrichten. Da man ihm jedoch nicht zugeſtand, ein Inſtrument im Gefängniſſe zu haben, ſo zeichnete er die Taſten mit der Kreide auf den Tiſch, und ſchrieb die Noten dazu. Das Kind, das früher noch nie eine Taſte berührt, und auch ſonſt keinen Begriff von der Muſik hatte, lernte auf dieſe Weiſe ziemlich leicht ſowohl die Griffe, als auch die geſammte Theorie der Muſik. Die Gefangenſchaft des Vaters dauerte beinahe ein Jahr, und nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er ſeinen Sohn auf einem wirklichen Klavier ſpielen, was auch ſo gut gelang, daß nach einiger Uebung das Kind in einem Koncerte ſich hören laſſen konnte, wo es eine ſchwere und äußerſt melodiſche Sonate, zur Verwunderung aller Anweſenden, mit der größten Fertigkeit und Sicherheit vortrug.

18.

Die Zahl Sieben.

Es iſt merkwürdig, welche Rolle die Zahl Sieben in dem Leben des Kurfürſten von Heſſen, Wilhelms des Neunten, geſpielt hat. 6 mal 7=42 Jahre im achtzehnten Jahrhundert waren verfloſſen, als der Kurfürſt, älteſter Sohn des Landgrafen Friedrichs des Zweiten, ſeines Vorfahren in der Regierung, geboren ward; nämlich im Jahr 1743 erblickte er das Licht der Welt. 6 mal 7=42 Jahre alt, beſtieg er im Jahr 1785 den Thron ſeines Vaters, vermöge des Rechts der Erſtgeburt, nach des Letztern Ableben. 3 mal 7=21

Jahre lang regierte er bis zu der Kataſtrophe, wodurch er der Souverainität eine Reihe von Jahren hindurch verluſtig ward, nämlich von 1785 bis 1806. Sieben volle Jahre dauerte die Abweſenheit aus ſeinen Staaten, und ſein Aufenthalt in der Fremde, nämlich von 1806 bis 1813. Nach ſeiner Rückkehr im Jahr 1813 regierte er ſieben volle Jahre (und einige Monate), nämlich von 1813 bis 1820. Wenige Monate nach Abfluß dieſes neuen Regierungs-Cyclus ſtarb er, nachdem er 5 mal 7=35 Jahre lang regiert und 11 mal 7=77 Jahre verlebt hatte, nämlich nach vollbrachtem 77ſten Jahre ſeiner Lebensperiode von 1743 bis 1821, wovon 8 mal 7=56 noch ins achtzehnte Jahrhundert und 3 mal 7=21 Jahre ins neunzehnte Jahrhundert fallen.

19.

Seltene Bibliotheken.

Der Fürſt **Potemkin** wurde von ſeinem Haushofmeiſter darauf aufmerkſam gemacht, daß zu den Verzierungen ſeines Pallaſtes noch eine Bibliothek fehle. Dem Fürſten leuchtete dieſer Mangel ein: er ſuchte einen Saal dafür aus und gab einem Buchhändler (wahrſcheinlich in Hamburg) den Auftrag: ihm ſo viel Bände in Folio, groß und klein Quart, groß und klein Octav und in Duodez zu liefern, als zur Ausfüllung der Bücherſchränke, von welchen das Maaß der verſchiedenen Fächer mitgegeben wurde, nöthig waren, und dieſe Bände ſämmtlich nach der ertheilten Vorſchrift binden zu laſſen. Die Auswahl der Bände wurde dem Buchhändler überlaſſen, und da kann man ſich denken,

daß hier Erzeugniſſe aus ganz verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaften neben einander zu ſtehen kamen. Das war aber hier von gar keiner Bedeutung: Potemkin hatte eine Bibliothek von einigen tauſend Bänden, und der Buchhändler wenigſtens eben ſo viel Rubel gewonnen.

Zu einer andern Zeit errichtete ſich Potemkin, jedoch nur auf eine kurze Zeit, eine andere Gattung von Bibliothek. Die Bücher nämlich, aus welchen ſie beſtand, waren lauter Bankozettel, von viertauſend bis zehntauſend Rubel, in verſchiedenem Format gebunden, und jedes Blatt war eine Note von 25, 50 und 100 Rubel; ſo daß es wohl wenig Privatbibliotheken geben wird, die ſo viel werth ſind, als eine einzige Reihe jener ſeltenen Bücherſammlung. Als aber dieſe Befriedigung der Eitelkeit Potemkins bei ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte, verwandelte er dieſes ungeheuer große todte Kapital in ein lebendiges, welches er dann auch weidlich umzutreiben wußte.

20.

Die Pochzeichenſprache.

Der Freiherr Franz von Spaun, aus Tyrol gebürtig, und als Schriftſteller rühmlich bekannt, war bis zum Jahr 1788 vorderöſterreichiſcher Regierungsrath und Landvoigt im Breisgau. Indem er von da zu einer neuen Beſtimmung nach Wetzlar abgehen wollte, wurde er als überwieſener Verfaſſer einer Schrift, die man als ſtaatsgefährlich anſah, verhaftet, und anfänglich in Mungatſch, ſpäter aber in Kufſtein als Staats-

gefangener eingekerkert. Zehn Jahre, gerade die ſchön-ſten des Lebens, in der Kraft des angehenden Mannes-alters, brachte er im Gefängniſſe zu. Er ſaß einſam, ſah nur einen Wärter, und ſelten erhielt Jemand die Vergünſtigung ihn, und immer doch nur in Gegenwart eines Dritten, zu ſprechen.

Spaun bekam in einem Gefängniſſe, das zunächſt an das ſeinige ſtieß, einen Unglücksgefährten zum Nachbar; die dicken Mauern machten jedoch jede münd-liche Mittheilung unmöglich. Da fiel er auf den Ge-danken, ſich dem neben ihm Eingekerkerten durch Pochen verſtändlich zu machen, und er erfand zu dieſem Zwecke eine Pochzeichenſprache, die recht ſinnreich war. Die größte Schwierigkeit dabei lag nur darin, dem Nachbar erſt bemerklich zu machen, was es mit dieſem Pochen für eine Bewandniß habe, und das zu ermitteln, ob ſein Nachbar der deutſchen Sprache kundig ſey. Spaun fing damit an, vier und zwanzig mal an die Mauer zu klopfen, und ſetzte dieß Manöver ſo lange fort, bis der Unbekannte merkte, daß damit die vier und zwanzig Buchſtaben gemeint wären. Er erwiederte nun, zum Zeichen, daß er ihn verſtehe, das Klopfen. Bald ent-deckte Spaun, daß ſein Nachbar nicht deutſch verſtän-de; er verſuchte es nun mit der franzöſiſchen Sprache, und dieß glückte ihm beſſer. In wenigen Wochen hat-ten es die beiden Gefangenen in dieſer Pochzeichenſpra-che ſo weit gebracht, daß ſie ſich gegenſeitig ihre Schick-ſale erzählen konnten. Spaun erfuhr dadurch den Ausbruch und den Fortgang der franzöſiſchen Revolution, von der er in ſeinem Verwahrſam noch nichts wußte. Dieſer Nachbar war der nachmalige franzöſiſche Staats-ſecretair Maret, Herzog von Baſſano. Da er früher als Spaun in Freiheit geſetzt wurde, war er edelmü-thig genug, ſeinen Leidensgefährten nicht zu vergeſſen,

und ihm demnächſt eine Penſion auszuwirken, von der Spaun bis zu ſeinem Tode, der 1826 zu München erfolgte, gelebt hat.

Als der Herzog ſich zehn Jahre nach ſeiner Freilaſſung in München befand, ging Spaun zu ihm. Er klopfte an der Thüre des Zimmers nach der alten Weiſe im Kerker an, und der Herzog rief aus: „C'est Spaun ou le diable."

21.

Geſchäftsbrief.

(Wörtlich nach dem Original copirt.)

Hannover, den 15. Oct. 1797.

Herrn Gebrüder N. N.
in Leipzig.

Hochgeehrteſte Herren!

Dem längſt geäußerten Wunſch meines Vaters zu befolgen, ſo Pflicht und Achtung gebeut, gab Anlaß das Handlungshaus des Herrn N. N. in Heſſen Caſſel, wo ich 9 Jahre meinen ſchuldigen Dienſt leiſtete, zu verlaſſen und dem Willen deſſen einzuräumen, das Geſchäft in Spedition, Commiſſion und mit dieſem vorkommende Beſchäftigung fortzuſetzen, zugleich die hierin erlangte Kenntniſſe mit mehrern Fleiß auszuüben.

Das Zutrauen unſerer Gönner durch einen größern Fond zu erlangen, bietet ſich die Verbindung eines Freundes als Aſſocie dar, wo dann das Geſchäft von Spedition vor alleinige Rechnung geht.

Unſere ergebenſte Bitte, begleitet mit Thätigkeit, Fleiß, und das Beſtreben, nach äußerſter Billigkeit zu handeln, erlaubt uns die Freiheit unſern Gönnern, den ſchuldigſten Dienſt zu eröffnen, äußerſt werden wir uns beſtreben, jedes anvertraute Geſchäft mit dem eifrigſten und unermüdetſten Willen zu befolgen, die Zufriedenheit zu ſchätzen und zu erhalten ſuchen, damit das geſchenkte Zutrauen unſere Freunde erhalte, und täglich ſich vermehre.

Geneigſt erſuchen wir! von der am Fuß bemerkten Firma gütige Bemerkung zu nehmen, und keiner andern Glauben beizumeſſen, unſern nochmaligen Geſuch zu bewürken, damit wir mit vollkommenſter Achtung und ſteter Ergebenheit zeichen, wie ſehr mit aller Hochſchätzung ſind

ergebenſte Diener
N. N.

22.

Seltſames Teſtament.

Zu Calcutta ſtarb im Jahr 1824 ein gewiſſer Däniel Martinet, mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, das durch ſeine Originalität merkwürdig iſt. Unter andern komiſchen Vermächtniſſen an mehrere der ausgezeichnetſten Bewohner von Calcutta, enthält dieſes Teſtament auch einen Artikel, durch welchen Martinet dem General-Gouverneur von Bengalen alle ſeine — Schulden vermacht, welche dieſer auch getreulich angenommen und bezahlt hat. Der weſentliche Inhalt des Teſtaments lautet alſo:

Ich

Ich Endesunterzeichneter Daniel Martinet, bei völlig geſundem Geiſte, obgleich ſchwach und matt von Fleiſch, erkläre hiedurch, daß ich mein Teſtament auf folgende Weiſe machen will. Wenn ich mich dabei auch nicht der gewöhnlichen lateiniſchen Phraſen bediene, ſo iſt das ganz natürlich, ſintemal ich das Lateiniſche nicht verſtehe, und man es mir daher nicht zum Verbrechen anrechnen kann, wenn ich mich ausdrücke, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Ich ernenne zu meinem Teſtaments-Vollſtrecker meinen Freund, Herrn Eduard Gulſton, im Dienſte der ehrſamen engliſch-oſtindiſchen Kompagnie.

1) Ich empfehle meine Seele Gott, und hoffe von ihm die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

2) Was dieſen elenden Körper anbelangt, ſo verlohnt es ſich nicht der Mühe, viel an ihn zu denken, und da er zur Genüge im Punkte dieſer Unterwelt gelebt hat, ſo beſteht mein einziges Verlangen darin, daß er in meinen alten grünen Koffer eingeſperrt und beigeſetzt werde, denn dieweilen ich als Verſchwender gelebt habe, will ich doch nicht ermangeln als Sparer zu ſterben.

3) Meine Beerdigung ſoll und kann nichts koſten, weil ich dieſe dem Unternehmer der Beerdigungen in einer Parthie Billard, in Gegenwart des Herrn Thomas Moriee und William Parkes, im letztverfloſſenen Monat Februar ehrlich abgewonnen habe.

4) Ich verlange, daß der hochwürdige Herr Heinrich Butler die gewöhnlichen Beerdigungsgebete ableſe (denn er hat nicht nöthig, ſie meinetwegen auswendig zu lernen), und daß er außerdem am erſten Sonntage nach meinem Tode zu ſeiner gewöhnlichen Predigt, bei welcher ich eben ſo wenig als bei allen ſeinen frühern gegenwärtig ſeyn werde, den Text wähle:

„Alles iſt eitel." In Betrachtung dieſes Dienſtes vermache ich ihm meine ganze Heuchelei, deren er bedarf, um ein ehrlicher Mann zu ſeyn, wie es heut zu Tage viele giebt.

5) Ich vermache dem Gouverneur Heinrich Vanſittart die Mühe, jede Summe oder Summen Geldes zu bezahlen, welche ich einigen unbemittelten Perſonen dieſer Stadt ſchuldig bin, die einfältig genug geweſen ſind, mir Kredit zu geben. Dieſe Summa Summarum wird ſich höchſtens auf dreihundert Rupien belaufen.

6) Ich gebe meine Bibel und mein Gebetbuch dem Herrn Butler, und meinen Säbel dem Kapitain Krox, weil ich verſichert bin, daß er nicht nur die Gewandtheit, ſondern auch den Muth hat, ſich deſſen zu bedienen u. ſ. w.

Ich bin einmal oder mehrmals in meinem Leben der Gegenſtand der Späſſe eines Gentlemans in der Mode, und die Zielſcheibe ſeiner Spöttereien geweſen. Ich könnte mich jetzt rächen, und ihm meine — Lächerlichkeiten vermachen; aber ich bedenke, daß ich deren zu viel gehabt, und daß überhaupt mein ganzes Betragen nicht das vernünftigſte war; deshalb will ich mich zwingen, jetzt wenigſtens vernünftig zu werden, und ihm nichts, als meine Verzeihung, hinterlaſſen.

Da ich im Uebrigen nichts kenne, das der Mühe verlohnte, es irgend Jemand, geſchweige denn meinen Verwandten, zu vermachen, ſo mögen ſie ſich mit meinem Wunſche für ihre Geſundheit und ihr ſonſtiges Wohlſeyn begnügen. Ich hoffe, daß ſie ihre Reiſe eben ſo heiter beendigen mögen, als ich.

23.

Menſchliche Thorheiten.

In der Turiner Bibliothek giebt es einen von Mönchen ausgemalten Homer, worin eine Prozeſſion der Benediktiner den Hektor zu Grabe begleitet.

Alle Jahre am 19. Januar kann man ſich in Bruchſal an den Reliquien des heiligen Sebaſtian gar nicht ſatt küſſen. Nicht mit einem Kuß begnügt man ſich; die Schuljugend, von ihren Lehrern täglich dreimal hingeführt, muß dieſe alten Ueberreſte auch täglich dreimal abherzen.

Die Einwohner von Nancy hatten im Jahr 1604 erfahren, der König werde durch ihre Stadt kommen; ſie ließen daher einem Gehängten, der dem öffentlichen Anblicke ausgeſetzt war, den Bart abnehmen, und einem Wegweiſer, in Form einer hölzernen Hand, der an der Heerſtraße ſtand, ließen ſie einen Handſchuh machen mit prächtigen goldenen Franzen.

Die Richter der Grafſchaft Valois machten einem Stiere, der mit ſeinen Hörnern einen Menſchen getödtet hatte, förmlich den Prozeß, und verdammten ihn, auf die Zeugen-Auſſagen, zum Galgen. Das Urtheil ward durch einen Parlamentsbeſchluß vom 7. Februar 1314 beſtätiget.

Der Kaiſer Galba ließ in Rom Elephanten ſehen die auf dem Seile tanzten. Xiphilie bezeugt dieß auch von Nero's Zeiten. — Die Sybariten waren die erſten, die ihre Pferde tanzen ließen.

Die Zahl eilf halten Abergläubiſche für die unglücklichſte, weil ſie die zehn Gebote überſchreitet — und mancher ſcheut ſich, mit dreizehn Perſonen zu ſpeiſen, weil er glaubt, einer von ihnen werde bald ſterben müſſen, und das deshalb, weil Jeſus mit ſeinen

20 *

Jüngern gerade die Zahl ausmachte, als er kurz vor ſeinem Tode mit ihnen das Abendmahl genoß.

Man bewahrt und zeigt zu Inſpruck den Stiefel, welchen König Karl der Zwölfte von Schweden auf den Landtag nach Warſchau ſchicken wollte, um ihn ſelbſt vorzuſtellen. Ein Engländer bot für dieſen Stiefel ſo viel Guineen, als hinein gehen könnten; nach dieſer Berechnung würde der Stiefel mehr gelten als ſein Gehirn. Er beſitzt ſchon, wie er ſich rühmt, Mahomed's des Zweiten Pantoffeln, Caracalla's Sandalen, Karl's des Neunten Schuhe, Cromwell's Kamaſchen und die erſten Fußſtapfen Adams.

Die engliſchen Jockeys müſſen ſich künſtlich abmagern. Sie werden, vor ihrer Annahme, gewogen; wiegen ſie mehr, als das beſtimmte Gewicht, ſo werden ſie abgewieſen; haben ſie dagegen ein Mindergewicht, ſo werden ſie höher beſoldet.

Im Jahr 1791 wurde im katholiſchen Gymnaſium zu Speier den Schülern in der Lektion der chriſtlichen Alterthümer die Frage aufgegeben: „In welcher Sprache die Apoſtel Meſſe geleſen hätten?"

Auf der Univerſität zu Salzburg wurde noch im achtzehnten Jahrhundert die Frage aufgeworfen: „Ob der Teufel auch Profeſſor der Theologie werden könne?"

Ein ruſſiſcher Bibliothekar war der deutſchen und lateiniſchen Sprache nicht genau kundig, und wußte daher oft nicht, unter welche Rubrik er manche Bücher bringen ſollte. Aus dieſem Grunde hatte er ein unter dem Titel: Theatrum anatomicum erſchienenes Werk neben Kotzebue's Theaterſtücke geſetzt; eine andere Schrift: Bibliſcher Beweis, daß Jeſus nach ſeiner Himmelfahrt noch 27 Tage auf Erden gelebt, hatte er den medizini=

ſchen Werken, und Gütle's elegante Chemie der Zeitung für die elegante Welt zugeordnet.

In Rom wurde ein Katalog verbotener Bücher gedruckt, und das Leſen dieſes Katalogs bei hoher Strafe verboten.

Wie viel der Nägel am Kreuze Chriſti waren, darüber gab es unter den katholiſchen Theologen ehemals viel Streit. Nonnus in Joannem, Nazianzenus in Christo patiente, St. Brigitta in revelationibus behaupten, es ſeyen drei geweſen. Dagegen verſicherten Gregorius Turonensis de gloria martyrum, Cyprianus de passione, Innocentius Papa sermo de uno martyre, Curtius de clavic. Domini, die richtige Zahl ſey vier. Hätten dieſe frommen Herren und Damen in unſern Zeiten reiſen können, ſo würden ſie dreizehn Nägel vom Kreuze Chriſti gefunden haben: zu Turin, St. Denys, Nürnberg (an der Lanze), Bamberg, Trier, Neapel, Siena, Loretto, Mailand, Tull, Aachen, Rom und Prag.

Unter der Regierung König Karls des Zweiten von Spanien machten einige Holländer den Vorſchlag, unter gewiſſen Bedingungen den Tajo bis Liſſabon ſchiffbar zu machen, ſo wie den Manzanares von Madrid bis zu ſeinem Einfluſſe in den Tajo. Der Rath von Caſtilien antwortete nach reiflicher Ueberlegung: daß, wenn es Gott gefallen hätte, dieſe zwei Flüſſe ſchiffbar zu machen, er keine menſchliche Hülfe dazu gebraucht haben würde; da er es aber nicht gethan habe, ſo ſey es erwieſen, daß er es nicht für dienlich erachte, daß dem ſo ſey. Es zu verſuchen, wäre demnach eine Uebertretung ſeiner Anordnungen, und eine Verbeſſerung der Unvollkommenheit, worin er vorſätzlich ſeine Werke gelaſſen habe.

Der Hofrath André, Herausgeber des National-

Kalenders, erhielt im Jahr 1822 einen Verweis, weil er die darin aufgenommenen Beiſpiele von guten Menſchen meiſt aus dem — proteſtantiſchen Deutſchland entlehnt hatte.

In einer Zeitung las man: „Eine Wittwe wünſcht in einem guten Hauſe als Jungfer unterzukommen.“

Auf dem Thore eines Gartens ſtand geſchrieben: „Dieſer Garten iſt jetzt ein Wirthshaus.“

Einem muſikaliſchen Menſchen gefiel eine Melodie in einer Oper ganz außerordentlich. Um ſie nicht zu vergeſſen, machte er einen Knopf an ſein Schnupftuch.

In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts wollte man den gelehrten Jeſuiten Tanner in Tyrol nicht an geweihter Stätte begraben, weil man unter ſeinem Nachlaß ein Mikroſkop und unter demſelben einen Floh fand, den man für einen haarigen Teufel hielt.

24.

Sonderbare Grabſchriften.

Seyfried Schweppermann aus Nürnberg war im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts als tapferer Feldherr bekannt. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich dadurch, daß er dem Kaiſer Ludwig dem Bayer im Jahr 1323 die Schlacht bei Mühldorf oder Guntersdorf am Inn gegen den Herzog Friedrich von Oeſterreich gewann. Er liegt in dem ehemaligen Kloſter Kaſtell in der Oberpfalz begraben, und ſeine Grabſchrift lautet alſo:

Hie leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles Thuns und Wandelns Ahn,

Ein Ritter keck und feſt,
Der zu Guntherſsdorf im Streit thät das Beſt;
Er iſt nun tod,
Dem Gott genod,
Jedem ein Ey,
Dem tapfern Schweppermann zwey.

Auf den Herzog Philipp von Bayern, nachherigen Biſchof von Freyſingen, machte ein gleichzeitiger Dichter folgende Grabſchrift:

Viel Liebe ſey dir beſcheert Philipps,
Du biſt der Kern dieſer Pfalz Stips (Stipes)
Von Jugend gütig, treu und mild,
Von Bayern Frau Margaretha dir verhüllt (verheirathet).

Auf den Herzog Ludwig den Frommen von Bayern, der im Jahr 1231 zu Kehlheim erſtochen wurde, machte der nämliche Dichter die Grabſchrift:

Ludwig, deſſen Otten (von Wittelsbach) Sun (Sohn)
Hett zu einem Weibe von Königs Sum (Saamen)
Ludmilla die Tochter von Beham (Böhmen)
Er ſtarb vom Stechen zu Kellham.

In der Pfarrkirche der Stadt Durlach war vor dem großen Brande dieſer Stadt folgende ſinnige Grabſchrift zu leſen: Anno 1565 den 4. Nov. ſtarb Franz Erhard von Ulm, der fromme, redliche und große Stadtſchreiber, welches Körper gar nahe ſechs Centner gewogen.

In einem Dorfe bei Gelnhauſen war vor ungefähr 200 Jahren noch folgende Grabſchrift vorhanden:

Unter dieſem Stein
Liegt begraben der Pfarrer von Uttenheim,
Er war nicht von Eisleben.
Gott gebe ihm das ewige Leben.

Zu Baden bei Wien ſteht in der Kirche am Chorpfeiler gleich beim Eingange folgende Grabſchrift: Hier erwartet der Richter aller Sterblichen den 12 Jahre geweſenen Stadtrichter, Herrn Michael Schlachtner, welchen den 12. März 1704 der Tod geſchlachtet, daß er tauglich wäre zum himmliſchen Abendmahl, und weilen im Himmel nichts Unreines eingehet, hat er ſeine Seele durch vielfältiges Tugendwerk in Baden gewaſchen, deſſen die aufgerichteten Andachten und geſtiftete Berg Calvarie zwar ſtumme aber doch ſichtbare Zeugen ſind.

Jetzt iſt er dort
Am Seelenport,
Befreit von aller Gefahr,
Nachdem er hie
Geſtritten je
Durch 36 Jahr.

Zu Dunkold in Schottland befindet ſich, in den Trümmern der von dem Reformator John Knox zerzörten, Kathedralkirche ein Begräbniß einer im Jahr 1728 in ſolcher begrabenen Frau, aus der Familie Scott, mit folgender Inſchrift:

Steh', Wanderer, und lies meine Lebensgeſchichte,
Denn es müſſen die Todten lehren die Lebenden.
Fünfmal fünf Jahre lebte ich im Jungfrauſtande;
Fünfmal fünf Jahre in ehrſamer Ehe.
Zehnmal fünf Jahre weinte ich als Wittwe.
Nun ruhe ich hier, müde der Scene des Lebens,
Die ich in wilder Verwirrung erblickte.
Zwiſchen der Wieg' und dem Grabe hab' ich geſehn
Der ſchottiſchen Könige ſieben und eine Königin;
Volle zehn Jahre ſah' ich anarchiſche Greuel,
Zehnmal das Volk gegen die Macht der Geſetze empört,

Und was noch ſchlimmer, als Kriege der Bürger,
Einen König gezogen vor ſeines Volkes Gericht!
Schwärmer von Sektengeſindel, zur hölliſchen Wuth
angefeuert,
Warfen ſein königlich Haupt nieder auf's Blutgerüſt.
Der Stuarte Namen ſah ich ſinken, verſchwinden,
Mein Vaterland engliſchem Golde verkauft.
Den ſchottiſchen Adel, einſt zahlreich und mächtig,
Auf ſechzehn Häupter heruntergebracht,
Solche Verwüſtungen hab' ich erlebt.
Das Ende aller Vortrefflichkeit hab' ich geſehen.

Von einem Grabſtein in Wales.

Timon haßte die Männer, Orpheus haßte die Weiber.
Ich liebte einſt einen Mann und ein Weib. Er be-
trog, —
Es hinterging mich. Nun lieb ich nur — Gott!

Barbadge, ein Schauſpieler, der ein Zeitgenoſſe Shakespeare's war, beſtimmte ſich zur Grabſchrift die Worte: Exit Barbadge (Barbadge geht ab).

Auf dem Kirchhof zu Aberconway findet man folgende Grabſchrift:

Hier ruhet
Peter Bildiſch
Uhrmacher
der ſeiner Kunſt durch ſeine Talente Ehre machte.
Rechtlichkeit war das große Triebwerk
ſeiner Handlungen,
Klugheit der Perpendikel.
Menſchenfreundlich, großmüthig,
ſtand ſeine Wohlthätigkeit nie ſtille,
als bis er den Unglücklichen Hülfe erwieſen hatte.
Er ging ſo regelmäßig,
daß ſein Kopf nie in Stockung gerieth,

wenn nicht ein Anderer etwas verdarb.
Aber keiner durfte
an der Kette ſeines Kopfes rütteln, noch hatte
er dazu den Schlüſſel.
Er benutzte ſeine Zeit ſo gut,
daß die Stunden ſeines Lebens
auf ſeinem Zifferblatte fortdauernd
unter Heiterkeit und Freude dahinſchwebten,
bis eine unglückliche Minute,
die nicht aufzuhalten iſt,
ſeinem eigentlichen Daſeyn
ein Ziel ſetzte.
Er hat dieſe Erde verlaſſen,
in der Hoffnung
wieder von neuem ſeinen Gang zu beginnen,
wenn er zuvor gereinigt
und ausgebeſſert
ſeyn wird
von ſeinem Schöpfer.

In der Marienkirche zu Lübeck iſt der Leichenſtein des weiland Bürgermeiſters Kerkering zu ſehen, der Schiefbeine hatte. Am Fuße des Krucifixes blickt er nebſt mehreren Lämmern zum Erlöſer empor, und darunter ſteht folgendes Epitaphium:

Hier unten liegt Hans Kerkering,
Der ſo ſchew up ſienen Foeten ging,
O Herr, mack em de Schenken lick,
Und help em in dien Himmelrick.
Du nimmſt dir ja de Lämmer an
So lat den Buck doch ock mit gan.

Im Kreutzgang des Kloſters zu Schönthal, zum Königreich Würtemberg gehörig, ſteht noch folgende Grabſchrift:

Der grimmig Tod, sit quis, qua quod,
Kein Pracht noch Macht, kein Menſchen acht,
Droht auch ſchon dir, beatus vir.
Der dieß betracht't, und allzeit wacht,
Schau auf das End, quam multi flent,
Die nur gelacht, kein Zeit geacht.
Hier iſt Stadt, quae firma stat,
Nach jener tracht', die ſelig macht!
All Augenblick, sic tecum dic,
Es iſt vollbracht. Adjeu, gut Nacht!
Herr Bang hat dieß prae ceteris
Gar wohl bedacht, die Welt verlacht.
Zuletzt ſtarb er feliciter
Sein' Jahr' Er bracht' auf zehnmal acht.

In einer Kirche zu Madrid findet man das Epitaphium: Hier liegt Juan Pinto, der Orpheus Spaniens. Als er in den Himmel kam, vereinigte er ſeine Stimme mit der Stimme der Engel; da ihn aber Gott ſingen hörte, gefiel ihm ſein Geſang ſo wohl, daß er zu den himmliſchen Geiſtern ſprach: Schweigt Bübchen! Laßt Juan Pinto ſingen, den Sänger und Muſikus unſers Herrn und Königs.

In der Kapelle Augusts des Starken zu Dresden befand ſich ein Baſſiſt, mit Namen Vierey, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen ſtarken Baß, als durch ſeine Virtuoſität im Zechen auszeichnete. Als er geſtorben war, wurde die nachſtehende Grabſchrift auf ihn gemacht:

Vierey, der ſo trefflich ſang,
Vierey, der ſo tapfer trank,
Vierey ruht in dieſer Höhle,
Bis ihm einſt ſein Schöpfer ruft:
Du, mit deiner weiten Kehle,
Geh heraus aus deiner Gruft.

Garriks Gattin gab ihrem Manne folgende Grabſchrift:

Eva Maria, Wittwe von David Garrik Esqr. ließ dieſes Denkmal dem Andenken ihres geliebten Gatten errichten, welcher den 20. Januar 1779 in dem Alter von 63 Jahren ſtarb. Er hatte nicht nur die liebenswürdigen Eigenſchaften des Privatlebens, ſondern auch ſo erſtaunenswürdige dramatiſche Gaben, daß dadurch die Bemerkung ſeines Freundes völlig beſtättigt wurde: Sein Tod verfinſterte die Fröhlichkeit ganzer Völker, und der öffentliche Schatz harmloſer Beluſtigung verarmte.

Der Marſchall Ranzau war in Schlachten ſo verſtümmelt worden, daß er bei ſeinem Tode nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein hatte. Dieß veranlaßte folgende Grabſchrift auf ihn:

Von Ranzau's Leib liegt kaum die Hälfte hier,
Die andre hat Gott Mars voraus genommen.
Auf deſſen Feldern ſä'te Ranzau ſchier
Die Glieder all', um Nachruhm zu bekommen;
Sein Blut floß hundertmal zum Siegesglanz
Und Mars ließ nichts, als nur ſein Herz ihm ganz.

Zu Dobberan im Mecklenburgiſchen befinden ſich folgende alte Grabſchriften:

Auf den Ritter Molken.

Der iſt 1300 von hinnen geritten
Thut ja vor ihm doch fleißig bitten.

Auf Herrn Bargen.

Hier liegt Klaus Barg begraben ohne Leid,
In vollkommener Geſundheit.
Und hat ſein Leben zugebracht bei guten Tagen
Mit Sorgen und Plagen.
Iſt von allen ſeinen Freunden gezogen,
Und vor allen ſeinen Feinden geflogen.

Hat alle Freunde bedacht,
Und alle ſeine Feinde verlacht.
Iſt in's Jammerthal geſprungen 1581
Und ins Freudenthal geſunken 1609.
Iſt geweſen von 28 Jahren
Eh er iſt in den Himmel gefahren.
Der Leſer wird hier ſehr gebeten
Auf dieſes Grab ja nicht zu treten.

Eine ſehr komiſche Grabſchrift iſt folgende:

Hier, nicht weit von Auſterlitz
Liegt ein Grenadier ohne Mütz
Weil er hat den Kopf verloren;
Wer weiß, wo er iſt geboren.
Bei ihm liegt ſein Patrontaſchen,
Ein Paar Hoſen und zwei Kamaſchen,
Mütz und Bündel hat genommen
Von Franzoſen eine Bommen.

Ein Herr von Buttlar, einer der geſchickteſten ſächſiſchen Artilleriſten und Commandeur des Feldgeſchützes, welchen der Feldzug am Rhein im Jahr 1794 dahin raffte, erhielt folgende Grabſchrift:

Dort am beſchifften Rheingeſtade,
Ruht Buttlar nun, und keine Kanonade,
Die donnervollſte weckt ihn nicht!
Doch wenn der größte Feuerwerker
Zerſprengen wird der Gräber Feſtungs-Kerker,
Dann zeigt er ſich im brilliantſten Licht:
Wir ſehn ihn, hebt ſein Werth dort nach Verdienſt empor,
Beim himmliſchen Geſchütz als General-Major.

Auf einem Grabſtein der Begräbnißſtätte, genannt der Kirchhof des Fere la Chaise in Paris befindet ſich folgende Grabſchrift:

Hier ruhet Ambroiſe Peret, der beſte der Vä-

ter, der zärtlichſte der Ehegatten. — Seine untröſtliche Wittwe ſetzt ununterbrochen die Putzhandlung fort im Laden, Straße Richelieu Nr. 97.

An der Begräbnißſtätte Kants, zu Königsberg in Preußen, befindet ſich von dem Kriegsrath Scheffner nachſtehendes Diſtichon:

Hier, von den Geiſtern umſchwebt ehrwürdiger Lehrer der Vorzeit,
Sinne, daß Jüngling auch dich rühme noch ſpätes Geſchlecht.

Auf dem Gottesacker zu Brighton in England befindet ſich ein Grabſtein mit der Aufſchrift:

Zum Andenken der Jungfrau Phöbe Heßel. Sie war geboren zu Steyney und diente viele Jahre als gemeiner Soldat im fünften Infanterie-Regiment. Sie machte in mehreren Theilen von Europa eine Reihe Feldzüge mit, und focht unter andern auch in der merkwürdigen Schlacht von Fontenay (1745), wo ſie einen Bajonetſtich in den Arm erhielt. König Georg der Vierte gab ihr in ihren letzten Lebensjahren eine reichliche Penſion. Sie ſtarb zu Brighton, das ſeit langer Zeit ihr Wohnort war, am zwölften December 1821 hundert und acht Jahre alt. Dieſer Stein deckt ihr Grab.

Wren baute die Paulskirche in London. Sein Leichenſtein im Tempel führt die bewundernswerthe Inſchrift:

Lector, si monumentum requiras, respice.
Leſer, willſt du ein Denkmal (für Ihn), ſo blick umher.

Im Dorfe Strahlov bei Berlin ſteht über dem Grabe eines ertrunkenen Fiſchers die Grabſchrift:

„So du durchs Waſſer geheſt, ſollen die Fluthen dich nicht erſäufen.“ (Aus der Bibel.)

Darunter der Name des Ertrunkenen ſammt der Nachricht: Er ertrank an dem ff, in dem Jahre ff.

Im Hannöveriſchen fand ſich ehmals auf einem Dorfe ein hölzernes Kreutz mit der Aufſchrift:

Hier liegt begraben ein Ehrenmann;
Weil er viel Böſes nit, wie er doch kunt, gethan,
Soll er dieß hölzern Denkmal han;
Doch, hätt' er ſo viel Guts, als er doch kunt, gethan,
Es ſollt' hier eins von Marmor ſtahn.

Auf dem Grabmal eines Fuhrmanns findet ſich gemalt ein Wagen mit vier Pferden; der Verſtorbene ſitzt auf dem Sattelpferde, in der ausgeſtreckten Rechten die Peitſche; darunter die Stelle aus einem bekannten Kirchenliede:

So fahr ich hin zu Jeſu Chriſt,
Meinen Arm thu ich ausſtrecken.

Der Dichter William Shenſtonn, der ſich durch ſeine Elegien und Paſtoralien eine Stelle unter den engliſchen Klaſſikern erworben hat, ſtarb 1763. Die Grabſchrift, welche man ihm zu Hohrowen ſetzte, zeugt von der Achtung, in welcher er bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand. Sie lautet alſo:

Leſer, wenn du je Genie, feinen Geſchmack,
angebornen richtigen Verſtand,
Tugend, Wiſſenſchaft, männliche
Klugheit,
Witz, der nie beleidigte, und
ein zärtliches Herz geſchätzt haſt,
So laſſe hier eine Thräne fallen, und wiſſe:
daß
Shenſtonn's Staub hier ruhet.

Orlando Laſſo war der berühmteſte Tonkünſtler des ſechzehnten Jahrhunderts. Auf ihn wurde von

einem Reimſchmid folgende ſonderbare Grabſchrift gemacht:

Diſkant hab' ich als Kind geſungen,
Als Knabe weiht' ich mich dem Alt;
Dem Mann iſt der Tenor gelungen,
In Tiefen jetzt die Stimm' verhallt.
Laß, Wand'rer, Gott den Herrn uns loben;
Sey dumpfer Baß mein Ton, die Seele bei ihm oben.

Nach Wallenſteins Ermordung verfertigte ein Hofſchranze folgende Grabſchrift für den Helden:

Hier liegt und fault mit Haut und Bein
Der große Kriegsfürſt Wallenſtein.
Der groß' Kriegsmacht zuſamm' gebracht,
Doch nie geliefert recht eine Schlacht.
Groß Gut thät er gar Vielen ſchenken,
Dageg'n auch Viel unſchuldig henken.
Durch Sterngucken und lang tractiren,
Thät' er viel Land und Leut verlieren.
Gar zart war ihm ſein Böhmiſch Hirn,
Konnt nicht leiden der Sporn Klirn.
Hahn, Hennen, Hund er bandiſirt,
Aller Orten, wo er loſchirt:
Doch mußt er gehn des Todes Straßen,
D'Hahn krähen und d'Hund bellen laßen.

Ein kürzeres, nicht minder poſſirliches Epitaphium ſetzte dem Friedländer Herr von Ziegler in ſeinem täglichen Schauplatze der Zeit. Es lautet:

Der Hoffahrt liebſter Sohn, des Glückes Wechſelbalg,
Der Hoffnung Mißgeburt bedeckt hier Stein und Kalk;
Und bittet, ihm ja nicht die Ruhe zu verſtören:
Weil er ſo Hund als Hahn und Sporne nicht kann hören.

Die Grabſchrift, welche Luther ſich ſelbſt verfaßte, lautet alſo:

Gott

Gott und ſein Wort bleibt ewig ſtehen,
Des Papſt's Gewalt wird bald vergehen,
Zu Eisleben iſt mein Vaterland;
In Sachſen hat mich Gott geſandt,
Aus Wittenberg, der werthen Stadt,
Durch mich ſein Wort Gott geben hat,
Dadurch das päpſtlich Reich geſtürzt,
Und ſeine Tyranney verkürzt.

Ein altes Epitaphium von 1618 ſchließt mit den Worten:

Weil Gott die Seinen nicht verläßt,
Starb Fräulein Gertraud an der Peſt.

Der Graf Wilhelm von Bückeburg, ein Freund Abts und Herders, ſetzte ſeiner Gemahlin die von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift:

Heilige Hoffnung,
Ausfluß göttlicher Kraft,
Quelle des beglückenden Gedankens,
daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil
unſers Weſens vereinigen, aller Umbildungen des
Wandelbaren ungeachtet,
unzerſtörbar beſtehen.

Auf dem ſogenannten alten Gottesacker zu Leipzig iſt noch jetzt ein Leichenſtein befindlich, auf welchem folgender Wechſelbrief zu leſen iſt:

Anno 1669 den 2. April in Scheibenberg Auf C. A. Blechſchmidts beſtimmten Sterbetag.

Anno 1700 den 2. October gelobe ich Jeſus Chriſtus Selbſtbürge zu bezahlen dieſen meinen Sola-Wechſelbrief an denſelben, den Werth habe ich ſelbſt verdient, bin mit ſeinem Glauben und Leben vergnügt, ſchenke ihm daher die ewige Seligkeit aus Gnaden

Jeſus Chriſtus.

Capital Conto.

Für des Chriſtus unſchätzbares Löſegeld und Ranzion Conto 10,000

Gewinn und Verluſt.

An glückſeligem Sterbegewinn; wohlgeſtorben iſt der beſte Gewinn. 100,000.

Ein vielgeprüfter Kreuzträger ſetzte ſeiner Gattin folgende Grabſchrift:

Ein Grabſtein deckt hier die Gebeine
Ach, meiner ſel'gen Gattin zu.
Der Himmel wird verzeih'n, daß ich nicht weine,
Ihr Tod gereicht zu ihrer und zu meiner Ruh.

25.

Mannigfaltigkeiten, kleine Notizen u. drgl.

Man lobt die Fürſten der Erde auf mancherlei Art, und namentlich zeichnen ſich die Hofleute dabei aus. Alexander der Große z. B. ſchwitzte ſehr; gleich ſagten ſeine Schmeichler: ſein Schweiß ſey wohlriechend. Artaxerxes hatte eine etwas längere Hand; gleich erfanden die Perſer das Sprüchwort: Ein langer Arm ſey das Zeichen der Macht. Raaul, Herzog von Burgund, hinkte; gleich hinkten alle Hofleute, ſelbſt die Damen. Guſtav Adolph von Schweden war etwas ſchiefſchultrig; ſein Generalſtab fand ein Vergnügen daran es auch zu ſeyn. Auguſt, König von Polen, trank gern, und war dann oft ſchwach auf den Beinen; die Schmeichler fanden auch hierin ein Bild der Nacheiferung.

Jedes Volk hat ſeine Eigenliebe; jedes mächtige Volk eignet ſich gern ein moraliſches und geiſtiges Uebergewicht über ſeine Nachbarn zu. Die Indier nennen die ihre Grenzen umgebenden Völker Allech has (Barbaren); die Chineſen nennen ihr Reich allein das himmliſche Reich; die Perſer leben in Iran (dem Reich des Lichts), alle andere Völker dagegen im Reich der Finſterniß (Touran); die Griechen verachteten die Polasger, ihre Vorfahren, als Wilde; die Römer machten es nicht beſſer, und doch waren ſie in den Augen der Hellenen ſelbſt Barbaren. So geht es noch jetzt: der Franzoſe allein beſitzt Geſchmack, der Engländer Freiheit, der Deutſche Kenntniſſe, der Italiener Kunſttalent, der Spanier Würde, der Ruſſe Ergebung.

Alle reiche und wohlhabende Chineſen halten außerordentlich viel auf lange Nägel und lange Zöpfe, weil dieß ein Anzeichen von Vermögen und Anſehen iſt. Dieſen Umſtand haben die Holländer auf allen ihren Beſitzungen, wo ſich Chineſen befinden, als eine treffliche Finanzquelle zu benützen gewußt. Beſonders iſt dieß in Batavia der Fall, wo es eine eigene chineſiſche Vorſtadt mit einer Bevölkerung von hunderttauſend Seelen giebt. Die Regierung hat nemlich eine anſehnliche Abgabe auf jene Auszeichnungen gelegt, und einen ordentlichen Tarif darüber bekannt gemacht. Je längere Nägel und Zöpfe, deſto mehr Taxe dafür. Alle Monate finden deßhalb die gehörigen Meſſungen ſtatt.

Bei den Kaffern und Hottentotten muß eine Wittwe bei jeder Wiedervermählung ſich einen Finger abſchneiden.

Unter Theodoſius dem Großen begann das Zeitalter der Romane. Heliodorus ſchrieb zu jener Zeit die Liebe des Theagenes und der Charyclea, eines der erſten romantiſchen Werke. Damals hatte man aber eine ganz andere Weiſe als jetzt, denn in einem etwas

ſpäter erſchienenen Roman: die Liebe des Abrocomus und der Arthia, heirathen ſich beide gleich zu Anfang der Erzählung.

Im Jahr 1485, am Tage Michaelis, kam Kaiſer Friedrich der Dritte mit ſeinem Sohne Maximilian nach Schwäbiſch-Hall. Als ihm am andern Tage, bei ſeinem Wegreiſen den Berg hinauf, auf Schwäbiſch-Gmünd zu, an ſeinen Wagen Ochſen geſpannt wurden, ſagte er: „Schauet durch Gott, wie fährt man das römiſch Reich mit Kühen im Land umb.“

Ein gewiſſer Herzog erbot ſich gegen Kaiſer Heinrich den Zweiten, zugenannt der Hinkende, ihm ſeinen Feind, den König von Polen, gefangen zu überliefern. Heinrich antwortete: „Die Deutſchen pflegen ihre Feinde nicht meuchlings zu überwinden.“

Kaiſer Heinrich der Dritte, genannt der Schwarze, wollte durchaus keinen Schalknarren an ſeinem Hofe dulden, indem es, wie er zu ſagen pflegte, der Narren ohnehin genug in der Welt gäbe.

Kaiſer Heinrich der Vierte, genannt der Aeltere, pflegte folgenden Spruch oft im Munde zu führen: „Viele haben große Kenntniſſe; ſich ſelbſt aber kennt Niemand.“ Einſt ſtand er vor dem prächtigen Grabmale Herzog Rudolphs von Schwaben. Einige ſeiner Höflinge meinten nun, er ſolle dieſem ſeinem Todfeinde nicht dieſes herrliche Denkmal gönnen, ſondern ihn ausgraben und anderswo beerdigen laſſen. „Ach, laßt ihn liegen, ſagte der Kaiſer; ich wollte, daß alle meine Feinde ſo prächtig begraben lägen.“

In dem von Kaiſer Karl dem Vierten im vierzehnten Jahrhundert für Deutſchland gegebenen Reichsgrundgeſetz der goldenen Bulle, ſtand folgende merkwürdige Verordnung: „Wenn die Kurfürſten die Wahl eines römiſchen Königs verziehen und von dem

Tag, daran ſie den Eid geſchworen, binnen dreißig Tagen, ohne Unterlaß zu rechnen, daſſelbige nicht thun, ſollen ſie alsdann, nach Verſcheinung derſelben dreißig Tage, fortan nur Brod eſſen und Waſſer trinken, auch in keinem Weg aus der obgenannten Stadt kommen, es ſey denn zuvor durch ſie oder ihrer den mehreren Theil ein Regent oder weltlich Haupt der Chriſtenheit, als vorgemelt iſt, erwählt worden."

In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts waren nicht blos die Fuggers als überreiche Kaufleute berühmt. Auch in Krakau und Danzig gab es deren damals mehrere. Ein Bürger zu Krakau bewirthete um jene Zeit vier Könige und einen Kaiſer, und beſchenkte ſie mit dreimalhunderttauſend Gulden.

Als der päpſtliche Geſandte in Deutſchland, Peter Vergerius, wieder nach Rom zurückkehrte, um daſelbſt Kardinal zu werden, breiteten ſeine Feinde von ihm aus, er wäre ein heimlicher Lutheraner, weil er ſehr oft Unterredungen mit Luthern gehabt habe. Um das Unwahre dieſes Gerüchts öffentlich zu beweiſen, und ſeine Feinde zu Schanden zu machen, wollte Vergerius ein Buch gegen Luthern ſchreiben und deſſen Lehrmeinungen widerlegen. Deßwegen las er jetzt alle Schriften Luthers mit großer Aufmerkſamkeit, erkannte die darin enthaltenen Wahrheiten, ſo wie das Irrige ſeiner eigenen Meinungen, verließ nunmehr wirklich das Papſtthum und wurde Profeſſor in Tübingen.

Nach dem Tode des Papſtes Leo des Zehnten, unter dem bekanntlich die Reformation ihren Anfang nahm, kam folgende Erzählung von ihm in Umlauf: Als er vor die Himmelsthüre gekommen ſey und angeklopft habe, hätte Petrus gerufen: wer iſt da? — „Mach auf, ich bin's, Leo der Zehnte." — Ei, wenn du der Papſt biſt, ſo mache ſelbſt auf, du haſt ja

den Schlüſſel zum Himmelreich. — „Freilich wohl! aber du weißt es ja ſo gut als ich, daß Luther das Schloß geändert hat."

Luther, Bugenhagen und Melanchton wollten ſich zum Mittageſſen niederſetzen. „Laßt ſehen, ſagte Luther, wer von uns das kürzeſte Tiſchgebet ſprechen kann?" Hiemit begann er: Dominus Jesus sit potus et esus. Bugenhagen ſprach: Dit en dat, droog en nat, deus benedicat. Melanchthon aber betete noch kürzer: Benedictus benedicat. So gewann er den Preis.

Noch als Herzog von Oeſterreich befragte man den nachmaligen Kaiſer Albrecht den Zweiten, in ſeinen Kriegen gegen die Böhmen: welchen er zum Heerführer beſtellen wollte. „Wenn ihr, ſagte Albrecht, einen Andern, als mich, dazu nehmen wollt, ſo nennet ihr mich umſonſt einen Herzog."

Einſt hinterbrachte man dem Kaiſer Friedrich dem Dritten, daß man übel von ihm ſpreche. „Wißt ihr denn nicht, ſagte er, daß der Donner allezeit eher hohe Thürme, als niedere Hütten, trifft?"

Ein Geſchichtſchreiber nannte einmal einen König von Frankreich den Gerechten, bloß weil er in der Waage geboren war.

Fielding liegt auf dem engliſchen Begräbnißplatze in Liſſabon begraben — aber kein Stein erzählt, wo ſeine Ueberreſte ruhen.

Ein Engländer fragte den berühmten Prediger der Quäcker, Drommond: ob ihm der Geiſt nie Heirathsgedanken eingegeben hätte? „Nein, erwiederte er, aber zuweilen das Fleiſch."

Des Barreaux, Juſtizrath zu Paris unter Heinrich dem Vierten, und ein geiſtvoller Wüſtling, ward eines Tages der Reviſion eines Proceſſes, die ihm aufgetragen war, ſo ſatt, daß er die Parteien ru-

ſen ließ, dem Kläger die gefoderte Summe aus ſeinem Beutel zahlte, die Akten ins Feuer warf, und beide Theile zum Teufel jagte.

In den Kaſſen des Kaiſers Rudolfs des Zweiten war 1610 zu Prag ein ſolcher Mangel an Baarſchaft, daß man der Einkäufe aus der Hofküche, der nur noch einen einzigen Gulden im Reſt hatte, als er ſich bei der Kammer um weitere Geldverordnungen anmeldete, den Beſcheid ertheilte, er ſollte ſich mit dem Gulden ſo lange behelfen, als er könnte, denn für dießmal ſey nichts vorhanden.

Kaiſer Karl der Sechste war an Geiſtes- wie an Gemüths-Eigenſchaften kaum mittelmäßig. Um ſo auffallender iſt folgender Zug von ihm: Den Tag vor ſeinem Tode wandelte ihn das Verlangen an, das Gefäß zu ſehen, worin, nach ſeinem Hintritte, ſein Herz aufbewahrt werden ſollte. Man brachte es: Karl betrachtete und betaſtete es ohne die mindeſte grauenhafte Erſchütterung, und brach dann in die Worte aus: „Schwerlich iſt hier Raum genug für mein Herz.“ Bei der Leichenöffnung fand es ſich auch wirklich, daß dieſe aufgeſtellte Kapſel Karls Herz beinahe nicht faſſen konnte.

Unter Ludwig dem Vierzehnten trug man zuletzt ſo große Perücken, daß der Hofperuquier Binette eines Tages in Verzweiflung ausrief: „Wie ſoll ich es anfangen? ich muß mir den Befehl auswirken, von den Perücken aller Unterthanen eine Königsperücke machen zu dürfen.“

Unter den Künſtlern, die von Zeit zu Zeit auf ſelbſtgemachten Flügeln ſich in die Luft zu ſchwingen verſucht haben, iſt beſonders um das Jahr 1500 Johann Baptiſta Domte aus Perugia zu merken, von dem Oldoinus im Athenaeum Augustanum p. 168 erzählt: „daß er oft über Städte und Seen weggeflo-

gen, einſt aber beinahe durch ein Wagſtück dieſer Art ums Leben gekommen ſey.“

Möſer rechnet die Anzahl derjenigen, die Luthern und ſeiner Reformation ihr rechtmäßiges Daſeyn zu verdanken haben, auf zehn Millionen. Er nimmt an, daß in Deutſchland, Holland, England u. ſ. w. viertauſend Stifter und Klöſter aufgehoben wurden, aus jedem rechnet er fünfzehn Paar, die ſich verheiratheten, und die Vermehrung durch neue Generationen im Verhältniſſe zu zwei, giebt fünfzehn Millionen.

Konfituren, die wenigſtens den Magen nicht verderben, tiſchte der 1707 zu Altenburg verſtorbene Stiftsprediger Ernſt auf. Er gab 1681 eine hiſtoriſche Konfekttafel heraus.

Die Buchdruckerkunſt iſt den Perſern unbekannt; man ſchreibt alles. Dieß wird dort ſo (und beſſer!) honorirt, als bei uns das Schriftſtellern. Man nennt die Schreiber Federkundige (plumistes) und rühmt ihre Werke, wie bei uns ſchöne Gemälde. Vier Zeilen wurden einmal mit 168 Franken bezahlt. Die perſiſchen Kaufleute ſchreiben ihre Briefe in Chiffern; jedes Handelshaus hat ſeine eigene Chifferſchrift, und ihre Handelsgeheimniſſe können mithin gar nicht an den Unrechten kommen. Ueberhaupt iſt der Kaufmannsſtand dort der aufgeklärteſte.

Ein gelehrter Ruſſe hat eine Schrift über alle Sprachen und Dialekte herausgegeben, welche auf der Erde geſprochen werden. Er zählt 937 in Aſien, 587 in Europa, 226 in Afrika und 1264 in Amerika; in Allem 3014. Derſelbe Verfaſſer berechnet, daß die Bibel in 139 Sprachen überſetzt worden iſt.

Der Ausdruck: Jemanden ein Angebinde geben, ſtammt aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Man band

in damaliger Zeit den Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern ꝛc. ꝛc. das Geſchenk an den Arm.

In der Aebte Cöleſtin und Anſelm von St. Emmeram Ratisbona politica (Ausgabe von 1729) kommt S. 220 vor: „Im Jahr 1511 habe der Reichsmünzmeiſter Hirſch zu Regensburg einen ſeiner liebſten Bedienten unverſehens mit einer Schaufel todtgeſchlagen. Um über dieſe That Gott zu verſöhnen, und „zum Troſt der erſchlagenen Seele“ habe er, mit einem Aufwande von vielen tauſend Gulden, in Baiern und auf vielen Straßen, in Kirchen und auf Gottesäckern Kruzifixe aufrichten laſſen.“ Seite 314 wird erzählt: Zu Anfang des Juni 1456 ſey ein ungeheurer Komet „mit einem Schweife ſo lang als ein Wiesbaum“ erſchienen.

Als der Propſt Andreas From im Jahr 1667 katholiſch wurde, cirkulirte das Anagram „den fraß Roma“ in folgenden Reimen:

Der Propſt Andreas From, der uns den Kirchenſteg
Verderben wollte, den fraß Roma plötzlich weg.

Unweit Heilbronn liegt ein Jeſuiterkloſter, an deſſen Pforte geſchrieben ſtand: „Esca datur gratis.“ Der Profeſſor Taubmann fügte hinzu: monachis de stercore natis.

Studiosus, ſagte derſelbe, ſey ein animal rationale bipes, quod non vult cogi sed persuaderi.

Philipp, Freiherr von Winneberg meinte, ein deutſcher Magen könne ſich wohl mit deutſchen Gewürzen behelfen.

„Kein Fiſch ohne Gräten, kein Menſch ohne Mängel,“ ſagte Lorenz Zinkzgref.

Ein Zorniger ſagte zu einem andern: „Ich bin eben ſo gut als du!“ — „Doch nicht in dieſem Augenblicke, war die Antwort, denn du biſt zornig.“

Der Baron Pöllnitz erzählt (im erſten Theil ſeiner Memoiren, Lüttich 1734) unter andern, der Markgraf Karl von Baden-Durlach, der Erbauer Karlsruhe's, habe die Gewohnheit gehabt, ſich bei Tiſche, wo außer ihm ſtets nur noch drei Perſonen geſpeist hätten, durch Kammerfrauen aufwarten zu laſſen. Die ganze Zahl derſelben belief ſich auf ſechzig, von denen täglich acht den Dienſt hatten. Auf kleinen Reiſen folgten ſie, als Huſaren gekleidet, ihrem Herrn. Die meiſten zeichneten ſich in Tanz- und Tonkunſt aus. Sie führten Opern auf, und bildeten zugleich die Kapelle.

Nach Blanckard hatte ein Knabe zu Amſterdam gelbgrüne Haare (Coll. Med. phys. T. I. 115), und Profeſſor Hannemann zu Kiel kannte einen alten Mann mit grasgrünen Haaren. (Dec. II. ephemer. a. VII. Obs. 155.)

Der Gebrauch, die verlornen Zähne mit elfenbeinernen zu erſetzen, und ſie mit Golddrath zu befeſtigen, iſt ſehr alt: Lucian und Martial ſprechen davon.

Es gab ehemals Religioſen, die man die Schweine des heiligen Antonius nannte. Sie mußten den Tag über acht Mahlzeiten halten, um die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur zu beweiſen.

Am 31. Januar 1497, zu der Zeit, als Johannes von Dalburg, ein ſehr gelehrter Herr und vorzüglicher Beſchützer der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, den biſchöflichen Stuhl zu Worms zierte, wurde ihm zu Ehren von ſeinem ehemaligen Lehrer Johann Räuchlein eine lateiniſche Komödie aufgeführt, und zwar die erſte, welche auf Deutſchlands Bühne erſchien.

Um dem Mangel an Geiſtlichen abzuhelfen, der ſich im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Baſel zeigte, wurde 1603 verordnet, „zwanzig bis dreißig

armen Knaben, fremden oder einheimiſchen, auf Zeugniß ihrer Präceptoren, daß ſie zum Studiren geſchickt ſeyen, aus dem Almoſen Mus und Brod, und wöchentlich einen Schilling zu geben, damit ſie den Hauszins abrichten und etwa ein Büchlein kaufen mögen, auf daß man mit der Zeit ſolchen Jungen hier bei uns und anderswo, es ſey im Predigtamt oder in den Regierungen, getröſtet und erfreuet werden möge."

Der Senat zu Baſel ließ um eben dieſe Zeit viele Verordnungen wider das Tabackrauchen ergehen. Ein Geiſtlicher predigte einſt daſelbſt: „Wenn ich Mäuler ſehe die Taback rauchen, ſo iſt es mir, als ſähe ich eben ſo viele Kamine der Hölle."

Vor Alters, und noch im dreizehnten Jahrhundert, war es herkömmlich, daß während dem heiligen Meßamt bei dem Osculo pacis oder Friedenskuſſe, die Meßhörenden einander küßten. Sogar eine Königin küßte Jemanden; meiſtens ein junges ſchönes Mädchen oder die nächſte Frauensperſon.

Die Kunſt, lange zu leben, iſt eine Seltenheit, und man findet ſie oft am wenigſten da, wo man ſie am eheſten ſuchen möchte. Aus hohem Stande giebt es z. B. nur wenige Hundertjährige, auch wenige von Aerzten; nur Hippokrates und Dufournel: Letzterer ſtarb 1805 in Paris 115 Jahre alt. Unter den Fürſten haben, mit Ausnahme Friedrichs des Großen, welcher 76 Jahre alt war, nicht viele über 70 Jahre gelebt. Unter 300 Päpſten haben nur ſieben das achtzigſte Jahr erreicht. Unter den alt gewordenen Philoſophen nennt man Keppler, Bacon, Newton, Euler, Kant, Fontenelle; unter den Dichtern Sophokles, Pindar, Young, Haller, Voltaire, Bodmer, Göthe u. ſ. w. Rußland, Schweden, Norwegen,

Dänemark, Ungarn und Großbritannien liefern die älteſten Menſchen.

Der Montblanc iſt der höchſte Berg in der alten Welt; er ſteht 14793 Fuß über der Fläche des Meeres. In der neuen Welt iſt der Monte Roſa der höchſte; er überragt die Meeresfläche mit 15700 Fuß, und iſt alſo noch über 900 Fuß höher als der Montblanc.

Der Engländer Owen hat berechnet, daß mit Maſchinen von zweihundert Menſchen in einem Tage mehr geſponnen werden kann, als ohne Maſchinen 20,000,000 Menſchen in vierzig Jahren zu liefern im Stande ſind. Nach dieſer Vorausſetzung würden, ohne Maſchinen, jährlich vierhundert Millionen Menſchen erforderlich ſeyn, um das zu liefern, was mit Maſchinen in demſelben Zeitraume von allen engliſchen Fabriken und Manufakturen produzirt wird.

Schön iſt die Inſchrift auf einer eiſernen Brücke: Vulcanus Neptuno.

In London liebt man die Eismärkte. Sobald der Strom feſt iſt, wird ein Markt darauf gehalten. Im Jahr 1683 dauerte ein ſolcher vierzehn Tage. Am zweiten Februar ward mitten auf der Themſe ein großer Ochs gebraten. Im Jahr 1715 errichtete man auf der Themſe auch Baraken, worin Lebensmittel zu haben waren, und zuletzt ward es förmlich Sitte, auf der Themſe Mittagsmahl zu halten. Buchdrucker legten eine Druckerei an, wo Jeder ſich ſeinen Namen mit dem Ereigniſſe wobei es geſchah, drucken laſſen konnte. Auch im Jahr 1820 war ein ſehr glänzender und ſtark beſuchter Eismarkt auf der Themſe.

Nach der Einäſcherung Pragas durch Suwarow ließ die Kaiſerin Katharina die Zweite von Rußland allergnädigſt die Verordnung ergehen, daß alle Häuſer, die von den Ruſſen in Aſchenhaufen verwandelt

wären, auf mehrere Jahre von der Schornſteintaxe befreit ſeyn ſollten.

In keinem Lande wird die Wuth der Sammlungen weiter getrieben, als in England. Dieſer ſammelt Komödienzettel, Jener Viſitenkarten, ein Dritter Theetöpfe, ein Vierter Lichtputzen, unter andern ſolche, die von ſelbſt das Licht ſchneutzen. Ein Liebhaber, der vor wenigen Jahren ſtarb, hatte ſein Vergnügen darin geſetzt und ſein Vermögen darin verſchwendet, Perücken von allen möglichen Gattungen zu ſammeln. Doch die ärgſte Liebhaberei, die ihrem Heger und Pfleger ſein ganzes bedeutendes Vermögen gekoſtet, beſtand darin, daß er die Stricke aller Gehangenen in den drei Reichen ſammelte und mit der Geſchichte derer, die dieſe Halsbänder getragen hatten, in einer langen Gallerie aufbewahrte.

Das Aergſte, was ein Chineſe ſeinem Feinde ſagen kann, iſt der Fluch: daß ſein Leichnam einſt durch's Wandloch paſſiren ſoll. Dieß bezieht ſich auf den Gebrauch, daß der Leichnam eines Schuldners, deſſen Tod im Gefängniß erfolgt, nie durch die Thür, ſondern durch ein Loch in der Mauer nach dem Beerdigungsplatz gebracht ward, was in China für infamirend gilt.

In Afrika wird die Frau mit dem größten Despotismus beherrſcht. Sie muß auf Befehl ihres Gebieters ſich alles gefallen laſſen, und jeden Fehler auf's Härteſte büßen. Selbſt die Weiber des Königs müſſen, wenn er ihnen etwas gebietet, ſich niederwerfen und den Staub küſſen. Der König von Dahomey hat deren Viele um ſich; außerdem aber begleiten tauſend andere (in kriegeriſchen Uebungen auferzogen) ihn auf allen Streifzügen. Stirbt ein ſolcher König, ſo werden in der Regel ſeine Favorit-Weiber, ſeine Elephanten, Pferde und reichſten Waffen mit begraben. Ein Engländer ſah einer ſolchen Leichen-Feierlichkeit mit zu und erzählt,

daß wahrſcheinlich Alles, was mitbegraben würde, Gift erhielt; denn der Engländer ſah Kameele und Pferde in Krämpfen niederfallen.

Wenn bei einigen tartariſchen Völkern die Ehe vollſtreckt werden ſoll, ſo wird die Braut in einer Verſammlung aller ihrer Verwandten auf eine Matte geſetzt, in des Bräutigams Kammer getragen und dieſem mit den Worten übergeben: „Da friß du Wolf das Schaf.“ Sodann muß ſich die Braut, des Wohlſtandes wegen, ſo widerſpenſtig als möglich gebehrden.

Der Arzt Theophraſt Renaudot ſchrieb 1631 die erſten Zeitungen in Frankreich. Von den engliſchen findet man die Oxforder 1665, und die Londoner im folgenden Jahre zuerſt erwähnt. Seitdem verbreitete ſich dieſe Erfindung über die ganze Erde.

Der Stein, den der Patriarch Jakob unter dem Kopfe gehabt, als er im Traum die Himmelsleiter geſehen, ſoll in der Weſtmünſterkirche in London gezeigt werden.

Vierte Reihe.

Allerlei Scherz und Ernſt: Witzworte, Schwänke, Repliken, Bonmots, Gaunereien, Lächerlichkeiten, Pinſeleien u. dergl.

1. Die Folter.

Als in Sachſen die Folter vor Gericht abgeſchafft wurde, und der Juſtizbeamte zu N. das Mandat deshalb geleſen hatte, rief er ſeinen Amtsfrohn, ihm die verkehrte Neuerung, wie er ſie nannte, erzählend. Dann entließ er ihn mit den Worten: „Se. kurfürſtliche Durchlaucht wollen nun einmal die Kanaillen nicht mehr torquiren laſſen; darum ſchafft euch eine tüchtige Karbatſche an; wie ſoll ſonſt die Wahrheit an den Tag kommen?“

2.

Der ſtumme Dieb.

Schon bereits ein halbes Jahr ſaß Einer gefangen, auf dem der größte Verdacht mehrerer gewaltſamen Einbrüche haftete — indeſſen man hatte es mit einem Stummen (dem Scheine nach) zu thun, und ſo war ſchlechterdings nichts herauszubringen, da wirkliche annehmliche Zeugen fehlten. Was war hier anzufangen? Der Richter ließ ihn kommen und benachrichtigte ihn, daß er frei ſey — indeſſen der Verdacht hafte zu ſehr auf ihm, deshalb könne er unmöglich in der Stadt geduldet werden, und demnach würde er zur Stadt hinaus über die Grenze geführt werden. Die triumphirende Miene des Verdächtigen entging dem Richter nicht. Er entließ ihn, rief ihm aber ſchnell nach: „Zu welchem Thore hinaus wollt ihr gebracht ſeyn?“ — „Zum Bockenheimer!“ erwiederte ſchnell der Stumme.

3.

Die erhörte Bitte.

Ein Landmann, der den Papſt für den Gott auf Erden hielt, bat ihn demüthig um die Gnade von zwei Erndten alljährlich. Der Papſt bewilligte ſein Geſuch, doch nicht ohne den Zuſatz, daß das Jahr aus vier und zwanzig Monden beſtehe.

4. Stol-

4.

Stolzes Selbſtgeſtändniß.

Als einſt der gefeierte Solotänzer Veſtris, am königl. preußiſchen Hofe, ſehr anſehnliche Bezahlung für ſeine Kunſtleiſtungen erhielt, äußerte er in ſeinem Patois: „Es giebt nur eine Gott, eine Könik von Preuß, und eine Veſtris!“

5.

Entſchuldigung der Unwiſſenheit.

Ein Bauer war ohne Unterricht aufgewachſen, und ging auch nicht in die Kirche. Dieß verwies ihm einſt der Pfarrer, und fragte ihn zugleich: ob er auch fleißig in der Bibel leſe? „Nein, ſagte der Bauer, ich kann nicht leſen.“ — „Ich glaube, er weiß gar nicht, wer ihn erſchaffen hat!“ fuhr der Pfarrer fort. „Nein, ich weiß es nicht!“ war die Antwort des Bauern. Hier wendete ſich der Pfarrer zu einem kleinen Schulknaben, der eben da ſtand: „Mein Söhnchen, wer hat dich erſchaffen?“ — „Gott, der Vater!“ ſagte der Knabe. — „Nun, ſprach der Pfarrer entrüſtet zum Bauer, ſchämt er ſich nicht, alter Mann, daß ſo ein Kind etwas beſſer weiß, als er?“ — „Das iſt kein Wunder, verſetzte ſchnell der Bauer; dieſer Junge iſt noch nicht lange erſchaffen worden, der kann es ſchon noch wiſſen; aber, bei mir iſt es ſchon lange her.“

6.

Der Wunſch des Helden.

Peter, ein Bauernburſche, mußte Soldat werden. Es ging ihm ſchwer ein, die geliebte Heimath zu verlaſſen; doch endlich fand er ſich darein und zeigte ſich beherzt. Im nahen Kriege kam es zu einer Affaire, in der er ſich ſo brav hielt, daß er zum Korporal avancirte. Bei einer andern Gelegenheit focht er ſo unerſchrocken, daß er mit eigner Hand zehn Mann niederhieb, und mehrere Gefangene machte. Der General ließ ihn kommen, befahl vor ihm die Trommel zu rühren, und nannte ihn den bravſten Mann im ganzen Heere. Peter ſtand da, und bückte ſich tief. Als darauf der General ſagte, er dürfe ſich eine Gnade ausbitten, antwortete er: „Wie, darf ich?“ — „Ja, nach deiner Wahl!“ entgegnete der General. — „Heim möcht' ich gehen!“ ſprach der junge Held.

7.

Kalte Beſonnenheit.

Ein Engländer ſpeiste einſt in einer großen Geſellſchaft. Ein Gewitter ſtieg auf, ein Blitzſtrahl ſchlug in das Zimmer, warf den Bedienten, der den Engländer bediente, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erſchreckte die ganze Geſellſchaft auf's Aeußerſte. Jener wandte ſich darauf ganz ruhig um und ſagte zu dem Bedienten: „Erinnere mich morgen doch, daß ich einen Blitzableiter auf das Haus ſetzen laſſe.“

8.

Judenwitz.

Die Soldaten des fürſtlichen Kontingents zu Bückeburg erhielten bei ihrem Abmarſch zur Reichsarmee vor der Schlacht von Kunnersdorf rauhlederne ungewichste Schuhe als Montirungsſtücke. „Warum die Leute wohl braune Schuhe bekommen?“ fragte ein Bürger bei der Austheilung. „Nu, meinte ein Jude, die Wichs werden ſie ſchon da droben kriegen.“

9.

Der Wirth und ſein Gaſt.

In der Straße einer großen Stadt waren zwei der beſten Gaſthöfe einander gerade gegenüber. Eines Tages kommt ein gut gekleideter Fremder, ſetzt ſich an die Gaſttafel, läßt es ſich trefflich ſchmecken und leert zwei Bouteillen des beſten Weins dazu. Die übrigen Gäſte entfernen ſich einer nach dem andern, nur er bleibt ſitzen und trinkt noch fort, indem er dabei ein verdrießliches Geſicht zu machen anfängt. Dem Wirth fällt dieß endlich auf, er ſetzt ſich zu ihm, fragt, ob ihm etwas fehle und dergl. mehr. Anfangs ſchweigt der Fremde, doch endlich beklagt er ſich, daß er ſo unglücklich wäre, immer mit ſeinen Wirthen in Streit zu gerathen, da er doch von Natur ſo friedliebend wäre. „Nein, ſagte der Wirth, mit mir bekommen Sie keinen Streit, darauf können Sie ſich verlaſſen: aber ſagen Sie mir doch, wie geht denn das zu?“ — „Ja, ſehen Sie, Herr Wirth, ich reiſe zu meinem Vergnügen, eſſe und trinke gerne etwas Gutes, da ich nun aber kein

Geld habe, ſo kann ich am Ende nicht bezahlen, und da giebt es immer verdrießliche Händel." — „Nun, ſagte der Wirth, ich halte Wort, mit mir bekommen Sie keinen Spektakel, aber morgen müſſen Sie mir zu Gefallen da drüben es eben ſo machen, wie heute bei mir; das iſt das Einzige, was Sie thun ſollen." — „Nein, das geht wieder nicht an, Herr Wirth, denn da war ich ſchon geſtern, und der hat mich unter gleicher Bedingung für heute herübergewieſen."

10.

Grobe Unwiſſenheit.

Der Reis=Effendi fragte einſt den Baron von Tott zu Konſtantinopel: ob er nicht wiſſe, wie ſtark ungefähr die türkiſche Armee an der Donau ſey? „Die Frage ſollte ich eigentlich an Sie thun," verſetzte Tott. „Ich weiß kein Wort davon, gab der Reis=Effendi zur Antwort: da Sie aber die Wiener=Zeitung leſen, ſo glaubte ich, daß Sie es wiſſen könnten."

11.

Titelſucht.

Ein Hoftöpfer in Dresden machte auf ſeiner Scheibe allerhand Büſten und Figuren, um damit die Oefen zu dekoriren. Unter andern gelang ihm das Bruſtbild von Alexander dem Großen und von Karl dem Zwölften nicht übel. Man lobte und kaufte. Dieß ermunterte den Hoftöpfer ſo ſehr, daß er ſich ein prächtiges Schild mit der Inſchrift machen ließ: „Meiſter Franz Bock, königl. und kurfürſtl. Potentaten= und Monarchenmacher."

12.

Die dicke Dame.

Der Herzog von A. ſah einſt zu Verſailles eine Dame von ungeheurer Dickleibigkeit, und fragte, wer ſie ſey? Man antwortete: „Es iſt eine Dame aus der Provinz.“ — „Sagen Sie lieber, ſie ſey ſelber eine Provinz.“

13.

Mozart's Hochzeitfeier.

Mozart komponirte die Oper Belmonte und Conſtanze gerade in dem ſchönſten Lebensalter, wo er mit allem Feuer der Jugend liebte. Seine Geliebte, nachmals ſeine Gattin, hatte ebenfalls den Vornamen Conſtanze, und er war von ihr durch mehrere Reiſen lange getrennt geweſen. Dieſe ganze Kompoſition trägt daher unverkennbar das Gepräge eines liebeglühenden Herzens. Vorzüglich iſt dieß der Fall bei der ergreifenden Arie: „Hier ſoll ich dich dann ſeh'n, Conſtanze!“

Dieſe Oper wurde in Wien zum erſtenmal am Tage vor Mozart's Verlobung aufgeführt, und die Anſchlagzettel machten dieß folgendermaßen bekannt: „Belmonte und Conſtanze, oder die Entführung aus dem Serail.“ Einige Freunde Mozart's ließen einen, dieſem Anſchlagzettel in der Form ganz ähnlichen, drukken, worauf man las: „Heute, den . . . wird aufgeführt: „Wolfgang und Conſtanze, oder die Entführung aus dem Auge Gottes.“ (So hieß das Haus, in welchem Mozart's Braut wohnte.) Man fand dieſen Zettel an den vorzüglichſten Plätzen, wo Mauerſchriften

zu leſen ſind, angeklebt. Das Wiener Publikum, das ſich für den genialen Künſtler lebhaft intereſſirte, hatte darüber eine große Freude.

14.

Die Supplik.

Ein Schweizer, welcher im Thiergarten des Hofes zu N. die Verpflichtung hatte, einem Dromedar alle Tage ſechs Bouteillen Burgunderwein darzureichen, übergab, als endlich das Thier erkrankt war, dem Hofe eine förmliche Bittſchrift, worin er flehentlich um die Anwartſchaft auf die Stelle des Dromedars anhielt.

15.

Die Politik im Gebet.

Während einige deutſche, auch geiſtliche Reichsfürſten, im Jahr 1798 bei dem vorgeweſenen Türkenkriege das gewöhnliche Kriegsgebet einſtellten, ſchrieb der König von Preußen an den Kaiſer Selim: „Wir rufen Gott den allmächtigen Herrn aller Dinge an, daß er Eurer Majeſtät eine Geſundheit ſchenke, welche eine ſo ſchwere Bürde zu tragen vermögend iſt; desgleichen ein langes Leben, die erwünſchlichſten Erfolge im Kriege und im Frieden, und alles dasjenige in vollem Maße, was Ihr Reich an Wohlfahrt und Herrlichkeit noch höher als jenes der vorigen Großherren erheben kann."

16.

Ein harter Befehl.

König Georg der Dritte von England fand in einem Gerichte junger Erbſen, der erſten von der Jahreszeit, ein gewiſſes ekelhaftes Inſekt. Der widrige Eindruck, den dieſe Entdeckung machte, gab Anlaß zu einem feierlichen Beſchluſſe, der viel Murren veranlaßte; aber da der König wenigſtens in ſeiner Küche, wenn auch nicht im Staate, unumſchränkt gebieten konnte, ſo ward der Befehl mit Strenge vollzogen. Alle Köche, Küchengehülfen und Küchenjungen mußten ſich die Köpfe ſcheren laſſen, und trugen, wenn ſie im Dienſte waren, weiße Nachtmützen. Einer, der ſich nicht fügen wollte, ward entlaſſen, und ein und fünfzig opferten ihr Haupthaar. Dieſen Stoff benutzte der berühmte Satyriker Peter Pindar zu einer vielgeleſenen poetiſchen Epopöe, die Lauſiade genannt.

17.

Mißverſtanden.

Als die Oper Titus gegeben wurde, äußerte ein Liebhaber der Tonkunſt, faſt unwillkührlich, gegen ſeinen Nachbar, nach einer ſchönen Paſſage: „Iſt dieß nicht eine herrliche Stelle?" — Der dicke Nachbar, der gerade in Betrachtung über die ſchlecht gepolſterte rothe Bank begriffen war und wähnte, ſein Nachbar ſpräche von dem Platze, wo ſie ſäßen, antwortete: „Ja, die Stelle wäre wohl gut, aber die Bank iſt doch grauſam ſchief, und ſchmal und hart! und man ſitzt doch gar zu unbequem darauf!"

18.

Wie man die Luſt zum Singen verliert.

Ein mit vielen Geldſchulden behafteter Menſch ſtreifte einſt, halb in ſich verloren, durch einen Wald. Als er da die Vögel fein luſtig ſingen hörte, ſagte er: „Ja, ihr habt gut ſingen, da ihr nichts ſchuldig ſeyd; das Singen würd' euch wohl vergehen, wäret ihr in meiner Lage.“

19.

Der päpſtliche Segen.

Als Papſt Pius der Sechste in München ſeinen Einzug hielt, und der verſammelten Menge ſeinen Segen ertheilte, fragte ein Bauer den andern: was denn dieß bedeute? — „Je nun, antwortete der Gefragte, das heißt ſo viel, als, mir nichts dir nichts.“

20.

Ein Wort zu ſeiner Zeit.

Der Profeſſor Mangelsdorf in Königsberg wohnte auf dem Ochſenmarkte. Er hatte ſich einige unruhige Köpfe unter den Studenten zu Feinden gemacht, und durch deren Kabale wurde er einſt in einer Vorleſung ſehr ſtürmiſch ausgetrommelt. Sehr kalt ſagte er zu ſeinen Zuhörern: „Meine Herren, ich muß um Ihretwillen recht ſehr bitten, mich nicht daran zu erinnern, wo ich wohne.“ Dieſe kurze Anrede verfehlte ihren Zweck nicht, und es trat bald die gewöhnliche Stille wieder ein.

21.

Wer iſt mehr zu beklagen?

Einſt ſagte man einem Gatten, er ſey wohl zu beklagen, daß ſeine Gattin ihn nicht ſo herzlich und warm liebe, als er ſie. „Ach, ſie iſt unglücklicher als ich, erwiederte er; denn, ich bin ſo glücklich eine Frau immer vor Augen zu haben, die ich zärtlich liebe, während ſie fort und fort einen Mann vor ſich ſehen muß, den ſie nicht liebt.“

22.

Eine ſeltſame hypochondriſche Grille.

Ein junger Hypochondriſt glaubte feſt, er ſey todt, und aß und trank nicht allein nichts, ſondern bat auch ſeine Eltern, ſie möchten ihn zu Grabe tragen und beerdigen laſſen, ehe noch ſein Fleiſch ganz in Fäulniß überginge. Auf Anrathen der Aerzte wurde er in ein Leichentuch gewickelt, auf eine Bahre gelegt, und ſo auf den Schultern nach der Kirche hingetragen. Unterwegs ſtießen etliche dazu beſtellte luſtige Burſche auf das Leichenbegängniß, und fragten die Leichenbegleiter laut, wen ſie zur Erde beſtatten wollten? Auf die Antwort, daß es ein junger Menſch wäre, den ſie mit Namen nannten, verſetzten ſie: „An dem verliert die Welt nichts, es war ein ſchlechter, laſterhafter Menſch, und ſeine Freunde können zufrieden ſeyn, daß er eines natürlichen Todes, und nicht am Galgen geſtorben iſt.“

Der junge Menſch hörte dieß, konnte eine ſolche Beſchimpfung nicht ertragen, richtete ſich auf der Bahre auf, und ſagte: Das wären ſchlechte Leute, die ihm

dergleichen nachſagten; er würde ſie, wenn er länger gelebt hätte, beſſer von ihm ſprechen gelehrt haben. Sie ſchimpften ihn aber immer mehr, und gaben ihm ſo viele ſchlechte und verächtliche Namen, daß er es nicht mehr leiden konnte, von der Bahre herunter ſprang, und ſie mit ſolcher Wuth anfiel, daß er nicht eher aufhörte ihnen Ohrfeigen zu geben, als bis er ganz abgemattet war. Durch die heftige Bewegung des Bluts waren ſeine gleichſam ſchlummernden Ideen aufgeweckt worden, und er wurde wieder, wie ein vom Traume Erwachender, vernünftig. Man brachte ihn nach Hauſe, erquickte ihn durch gute Nahrung, und in wenigen Tagen erlangte er ſeine Geſundheit und ſeinen Verſtand wieder.

23.

Der heilige Franziskus.

Ein Franziskaner wollte ſeinem Ordenspatrone eine vorzügliche Lobeserhebung machen, und ſagte daher in einer ſeiner Predigten: „Wo werden wir den heiligen Franziskus wohl hinſtellen? — Laſſen wir ihn unter dem übrigen Schwarm der Heiligen, das iſt zu wenig. Setzen wir ihn unter die Patriarchen, das iſt auch nicht genug. Setzen wir ihn unter die Propheten; er iſt mehr als ein Prophet. Setzen wir ihn unter die Engel, Erzengel, Seraphim und Cherubim! Nun, wo werden wir ihn wohl hinſetzen?“ — Einer der Zuhörer, welcher dieſer Aufſchneiderei müde war, ſtand auf und ſagte: „Wenn ihr nicht wißt, wo ihr ihn hinſetzen ſollt, ſo ſetzt ihn an meinen Platz, ich gehe jetzt fort.“

24.

Eine unerwartete Vergleichung.

Ein alter abgelebter Pfarrer G. zu P. in Oſtpreußen wollte es einſt ſeiner Gemeinde recht nahe legen, wie glücklich die Zeitgenoſſen Chriſti geweſen ſeyen, zumal wenn er ſie in ihren Wohnungen beſucht habe. Unter andern ſagte er: „Ich kann ſo einigermaßen aus Selbſterfahrung ſprechen. Denn als im Jahr 1753 Se. Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, hier Revue hielten, und in meinem ſchlechten Pfarrwiddom logirten, und mir zugleich zwanzig Stück Friedrichsd'or zurückließen — o, wie freute ich mich, wie überaus glücklich fühlte ich mich!“

25.

Eine unerwartete Frage.

Der Herzog von Cumberland kommandirte im Jahr 1745 in den Niederlanden die alliirte Armee gegen Frankreich. Auch die holländiſchen Truppen ſtanden unter ſeinem Befehle. Bei einem Manoeuvre befahl der Herzog einem holländiſchen Major, eine gewiſſe Anhöhe mit hundert Pferden zu beſetzen. „Wohl, Ew. Hoheit, ſagte der Major; ſoll ich die Mannſchaft auch mitnehmen?“

26.

Guter Rath für Manchen.

Der General-Controlleur von Silhouette ſollte einſt in dieſer Eigenſchaft Ludwig dem Fünfzehnten vorgeſtellt werden. Er bereitete ſich auf alle mögliche Fragen über ſein Miniſterium vor, und hoffte, ſie beantworten zu können. „Herr General-Kommiſſair, ſagte der König bei ſeinem Eintritt, Ihr Schloß Silhouette iſt prächtig gebaut: wie viele Fenſter hat es im Vordertheile? — „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Miniſter, der ſich durch dieſe unerwartete Frage überraſcht und verblüfft fühlte. Der König wandte ihm darauf den Rücken. Ein Anweſender ſagte hinterher zum Herrn von Silhouette: „Sie thaten Unrecht mit Ihrem: ich weiß es nicht! Bei den Großen muß man alles wiſſen, ſelbſt das, was man nicht weiß; es iſt beſſer auf gut Glück zu antworten. Jüngſt fragte mich der König, auf die Nachricht, ich ſey in Venedig geweſen: Aus wie vielen Perſonen beſteht dort der Rath der Zehner? — Aus Achtzehn, antwortete ich ohne Anſtoß und Verlegenheit, und Se. Majeſtät waren damit wohl zufrieden.“

27.

Weiblicher Heldenmuth.

Als Sobieski, König von Polen, nach Wien abreiſete, um dieſer von den Osmanen belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen, vergoß die Königin, ihren Sohn an der Hand, heiße Thränen. „Warum weinen Sie, Madame?“ fragte der König. — „Ach, weil dieß Kind noch unfähig iſt, Sie zu begleiten,“ war die Antwort.

28.

Die Hofſchmeichler.

Als Ludwig der Vierzehnte von Frankreich ſich über ſeine ſchlechten Zähne beklagte, ſagte ihm ein Hofſchmeichler: „Erlauben, Sire, wer iſt derjenige, der auch ſo ſchöne Zähne hätte?“ und wirklich ließen ſich Mehrere einige Zähne ausreißen, damit der König nicht der Einzige bei Hofe mit der ſchönen Zahnlücke wäre. So hat auch der Minuet (der langſame Tanz) ſeine Erfindung nur den ſchönen Waden des genannten Königs zu danken.

29.

Die Begnadigung.

Ein preußiſcher Soldat war zum Tode verurtheilt worden, weil er eine der heiligen Jungfrau Maria gewidmete Kapelle beſtohlen hatte. Der Beſchluß, ſo wie die Bittſchrift des Soldaten, wurde dem Könige Friedrich dem Zweiten vorgelegt. Der Soldat behauptete in ſeinem Memorial, die heilige Jungfrau ſey von ſeinem Elend gerührt geweſen, und habe ihm geſagt: Du haſt ſechs Kinder, welche du nicht erhalten kannſt; nimm dieſen Schmuck, der meine Kapelle ziert; mir iſt er unnütz, ich ſchenke ihn dir. — Der König ließ vier katholiſche Geiſtliche rufen, und ſprach zu ihnen: „Glaubt ihr, daß die heilige Jungfrau Wunder thun könne?“ — „Ohne Zweifel!“ war die Antwort. — „Unterzeichnet dieſen Ausſpruch!“ fuhr der König fort, dann that er dieſen Ausſpruch: „Hinſichtlich der vier unten genannten Geiſtlichen, welche erklären, daß die heilige Jung-

frau Maria Wunder zu thun im Stande ſey, wird das Todesurtheil jenes Soldaten kaſſirt. Allein Wir verbieten ihm bei Todesſtrafe, je wieder ein Geſchenk von der heiligen Jungfrau anzunehmen."

30.

Liſt eines Kandidaten.

Nach manchem vergeblichen Gange ward endlich ein Kandidat bei König Friedrich dem Zweiten vorgelaſſen.

König. Was will er?

Kandidat. Ew. königl. Majeſtät unterthänigſt um eine Anſtellung bitten.

König. Was iſt er für ein Landsmann?

Kand. Ein Berliner.

König. So kann ich ihm nicht helfen; die Berliner taugen nicht viel.

Kand. Ew. Majeſtät mögen wohl Recht haben, aber zwei Ausnahmen davon giebt es, darauf leb' und ſterb' ich.

König. Und dieſe ſind?

Kand. Ew. Majeſtät und ich.

König. So? Nun, da muß wohl eine Ausnahme der andern aus der Noth helfen. Geh' er nur zu Hauſe, er wird verſorgt werden.

31.

Der Fremde und Voltaire.

Ein Fremder ließ ſich bei Voltaire melden, um den berühmten Dichter kennen zu lernen. „Sage, ich ſey nicht zu Hauſe,“ rief er einem Diener zu. Der Diener thats, aber der Fremde verſetzte: „Ich höre ja ſeinen Herrn ſprechen.“ — Der Diener berichtete dieß zurück. — „Nun, ſo ſag', ich ſey krank.“ — „Gut, ſagte der Fremde auf den Bericht des Dieners: ich bin ein Arzt, und will ihm deswegen an den Puls fühlen.“ — Auch dieß berichtete der Diener. — „Zum Henker, ſag' ich ſey geſtorben!“ ſchrie Voltaire. Auf dieſen Bericht fuhr der Fremde kalt fort: „Ey nun, ſo will ich ihn zu Grabe begleiten, es iſt nicht der erſte.“ — „Seht mir doch den Stärrkopf, ſagte Voltaire; er mag eintreten.“ Der Fremde trat ein, und Voltaire ſagte mit ſichtbarer Verdrießlichkeit: „Sie halten mich wohl für ein ausländiſches Thier? Aber, wiſſen Sie, es koſtet zwölf Sous mich zu ſehen.“ — „Hier ſind vier und zwanzig, ſagte der Fremde bei voller Faſſung, denn ich will morgen noch einmal kommen.“ Voltaire lachte, unterhielt den Fremden angenehm, und entließ ihn artig und freundlich.

32.

Der Miniſter und die Perücke.

Der bekannte engliſche Miniſter, Lord North war ein ſchwerfälliger, beinahe plumper, beleibter Herr, ohne alle Gewandtheit und kurzſichtig dazu. Einſt begegnete ihm im Parlamente ein arger Streich. Nicht

weit von ihm ſaß am äußerſten Ende der Schatzkammerbank der ſiebenzigjährige Schatzmeiſter des Seeweſens, Ellis, in mächtiger Perücke. Lord North, im Begriff fortzugehen, erhob ſich und ſtämmte dabei gemächlich ſeine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeiſter, der ſich eben grüßend bückte, die Perücke vom Kopf abſpießte, und in die Luft führte. Sehr gravitätiſch wanderte der Lord unter lautem Gelächter des ganzen Hauſes mit ſeinem Raube davon, bis man ihm denſelben abnahm. Dieß brachte den edlen Lord aber nicht aus der Faſſung. Er entſchuldigte ſich bei dem Schatzmeiſter Ellis ganz phlegmatiſch, der ſeiner Seits die treuloſe Haarwulſt eben ſo gelaſſen wieder aufſetzte.

33.

Der König und der Bürgermeiſter.

Karl der Zwölfte, König von Schweden, kam einſt auf ſeinen Flugreiſen durch eine kleine Stadt in Pommern. Er reiſete zwar incognito, allein der Oberbürgermeiſter hatte doch von des Königs Ankunft Kunde, und achtete es für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten. Karl, kein Freund ſolcher Förmlichkeiten, ließ ihn zwar vor ſich, fragte ihn aber alsbald bei ſeinem Eintritte mit barſchem Ton: „Wer ſeid ihr? Was wollt ihr?“ Auf einmal war der gute Mann faſſungslos, und ſtotterte in ſeiner Beſtürzung heraus: „Ich bin Ew. Majeſtät unterthänigſte Obrigkeit an dieſem Orte.“ — „Nun, ſo will ich mich denn, antwortete der König lächelnd, Eurer Gewogenheit für meinen kurzen Aufenthalt allhier empfohlen haben, und hoffen, an Euch einen gnädigen Bürgermeiſter zu haben.“

---

34. Ein

34.

Ein unerwartetes Geſchenk.

Ein Offizier ließ ſich eines Tages dem Kaiſer Joſeph dem Zweiten vorſtellen, und bat ihn um nothwendige Unterſtützung zur Unterhaltung ſeiner kranken Frau und Tochter. „Ich habe nicht mehr als 24 Souveraind'or, erwiederte ihm der Kaiſer, reichen dieſe hin, ſo geb' ich ſie mit Vergnügen.“ — „Das iſt zuviel, unterbrach ihn ein Höfling, 24 Dukaten ſind hinreichend genug.“ — „Haben Sie dieſe?“ fragte ihn der Monarch. Der dienſtfertige Höfling zog ſolche emſig aus ſeiner Geldbörſe. Der Monarch nimmt ſie, fügt ſeine 24 Souveraind'or hinzu, und giebt ſie dem Offizier zuſammen mit den Worten: „Bedanken Sie ſich bei dieſem Herrn, der ſehr vergnügt darüber iſt, auch etwas zur Linderung Ihrer Noth beigetragen zu haben.“

35.

Glaubensbekenntniß.

In der Schlacht bei Roßbach holte ein grüner Huſar einen franzöſiſchen Fußgänger ein. Mehr todt als lebendig warf ſich dieſer vor den Huſaren nieder und ſagte, um ſeiner Mordluſt Einhalt zu thun, mit gefaltenen Händen: „Ach, Kamrad, Pardon, ik ok en Doktor Luther bin.“

36.

Der Schulmeiſter am Hochgericht.

Als noch bei Hinrichtungen das Abſingen chriſtlicher Lieder gewöhnlich war, ſtimmte der Dorfkantor, nachdem der Dieb förmlich an den Galgen gehenkt war, aus einem alten, bekannten Sterbeliede die Schlußſtrophe an:

Nun laſſen wir ihn hier ſchlafen,
Und geh'n all' heim unſre Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kömmt uns gleicher Weis!

37.

Er hat Pulver gerochen.

Familienverbindungen hatten dem eitlen Herrn von L. bis zum Kapitain geholfen. In einer Geſellſchaft unterhielt er die Damen mit fadem Witz, und belachte die eigenen Einfälle ſtets ſehr laut, um Gelegenheit zu geben, ſeine ſchönen Zähne zu bewundern. „Hat er Pulver gerochen?" fragte eine Dame. „O ja, Zahnpulver!" erwiederte eine andere.

38.

Namen-Prognoſtikon.

Ein Bürger, der im Voraus ſeine Söhne zu Juriſten beſtimmte, ließ den einen Bartolus, den andern Baldus benennen, und den dritten, in dem Wahn, es müſſe auch der Name eines großen Rechtsgelehrten ſeyn, ließ er friſchweg Codex taufen.

39.

Der Zuruf.

In einer ehemaligen deutſchen Reichsſtadt rief einſt das Volk, bei der Ankunft Kaiſer Karls des Sechsten: „Es lebe Carolus Quintus der Sechste.“ Denn, es war noch voll des Andenkens an Karl V.

40.

Haupt- und Nebenſache.

Ein Violiniſt, ein ſehr mittelmäßiger Künſtler, rühmte ſich in einer Geſellſchaft, daß er ſo glücklich geweſen ſey, in einer Auktion den Bogen zu erſtehen, womit der berühmte Tartini geſpielt habe. — „Schade, verſetzte Einer, daß Sie die Hand nicht mit erſtanden, die dieſen Bogen ſonſt geführt hat.“

41.

Die Weisheit.

In einer Reichsſtadt, wo herkömmlich dem Bürgermeiſter der Titel Ew. Weisheit gebührte, ſuchte ihn jemand den ganzen Tag vergeblich. Endlich traf er ihn Abends auf einem Spaziergange an, und rief ihm zu: „Ich habe Eure Weisheit den ganzen Tag geſucht, habe ſie aber nirgends finden können.“

42.

Zerſtreuung.

Ein kaiſerlicher geheimer Rath nahm einſt in der kaiſerlichen Antichambre in ſeiner ihm eigenthümlichen Zerſtreuung drei Hüte, ſetzte ſie über einander auf, und fragte dann, ängſtlich ſuchend: „Wo mag doch mein Hut ſeyn?“

43.

Die Straßenjungen.

Bei einem Spaziergange ſah Fürſt Leopold der Erſte auf der Saalbrücke zu Bernburg einen Gaſſenjungen mit einer ungeſäuberten Naſe. „Junge, wiſch dir die Naſe!“ rief er ihm zu. „Ich habe kein Tuch!“ erwiederte dieſer. Leopold griff in die Taſche, und gab ihm mit den Worten: „Da, kauf dir eins!“ einen Gulden. Am folgenden Tage ging der Fürſt wieder über die Brücke, und eine Menge Straßenjungen mit ungeſchneuzten Naſen ſtanden da, alle in der Hoffnung, ebenfalls einen Gulden zu erhalten; aber der Fürſt ging lächelnd vorüber.

44.

Die unerwartete Entdeckung.

Auf einen Papſt hatte man die Worte der Schrift gedeutet: „Ich hatte einen Weinberg gepflanzet, und wartete, daß er Trauben brächte, und er brachte Heerlinge.“ Der Papſt, aufgebracht über dieſes ſogenannte

Pasquill, ſetzte einen Preis auf die Entdeckung des Verfaſſers. Pasquino entdeckte ihn, indem er anſchrieb: „Es iſt der Prophet Jeſaias.“

45.

Franzöſiſcher Spekulationsgeiſt.

In London lebten, zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, drei franzöſiſche Emigranten: der Graf Urboy mit ſeiner Frau und ein alter Mann: Namens le Mattier. Sie erhielten von der engliſchen Regierung eine Unterſtützung, ſuchten ſich aber nebenher noch dadurch etwas zu verdienen — daß ſie wahrſagten. Sie hatten eine Art von großem Sehrohr oder Spiegel, in welchem ſich die dunkle Zukunft jedem enthüllte, der hineinſah. Dieſe katoptriſche Maſchine, wie ſie von den Wahrſagern genannt wurde, war den Dienſtboten und andern armen Leuten völlig angepaßt, weil ſie für nicht mehr als einen Schilling hinter den Vorhang des Schickſals ſehen konnten. Da aber viele in der Fülle ihrer Neugierde verlegen ſeyn mußten, was ſie der Zaubermaſchine zuerſt abfragen ſollten, ſo wurde ihnen auf einem Täfelchen eine Anzahl Fragen überreicht, welche ein junger Anfänger in der Welt, oder ein alter Thor gewöhnlicher Weiſe beantwortet zu haben wünſcht. Die meiſten bezogen ſich auf Liebe, Heirath und Geld: viele waren höchſt ungeziemend, und mußten unerfahrnen, unſchuldigen Mädchen gefährlich werden. Indeß hatte das Orakel großen Zulauf, weil die Leute den Mechanismus der ſehr einfachen Maſchine, worin ſich bald vollſtändige Antworten, bald Ziffern, bald ganze Perſonen zeigten, nicht begreifen konnten. Die Polizei

hörte endlich davon, und drei von ihren Dienern verfügten ſich in die Dachſtube der verborgenen Weisheit. Da kein übles Verzeichen das Orakel vor der nahen Gefahr warnte, ſo verſprach es den drei Häſchern ſchöne und reiche Weiber. Anſtatt der Bezahlung, zogen dieſe Herren einen Zettel hervor, welches ein Verhaftsbefehl war. Die beiden Excellenzen geriethen völlig außer ſich vor Schrecken, mußten aber ſammt ihren Geſellſchaftern und ihrem Wahrſagerſpiegel erſt zum Polizeirichter, und dann in's Zuchthaus wandern, von wo man ſie bald außer Landes ſchickte.

46.

Mißgriffe und Quodlibets.

Als König Friedrich der Zweite von Preußen ſich in Breslau huldigen ließ, war der Text zur Predigt aus 1. Timoth. 11, V, 1, 2, entlehnt, wo es heißt: So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerſt thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankſagung für alle Menſchen, für die Könige ꝛc. In der dortigen Zeitung ließ man, durch einen Setzfehler, das Komma nach V. 1 weg, ſo daß man Vers 12 las, welcher alſo lautet: Einem Weibe geſtatte ich nicht, daß es lehre, auch nicht, daß es des Mannes Herr, ſondern ſtill ſey. Dieß deuteten viele ſo lange auf die damalige Königin von Ungarn, bis nachträglich der Fehler angezeigt und verbeſſert wurde.

Ein flüchtiger Leſer las in einer unleſerlichen Handſchrift: Erbſen- Linſen- und Gerichtsherr, ſtatt: Erb- Lehns- und Gerichtsherr; ein Anderer: Menſchen,

Haſen und Rehe, ſtatt: Menſchenhaß und Reue (von Kotzebue.)

Ein Zeitungsſchreiber hielt es vor einigen Jahren der Mühe werth, vor Ankunft der Koſaken, einige kurze Nachrichten von ihnen zu ertheilen. Unter andern bemerkte er: Sie reiten auf kleinen, unanſehnlichen Pferden. Ein furchtſamer Cenſor ſtrich die Worte „kleinen unanſehnlichen" und ſo lautete es: Sie reiten auf Pferden.

Als die Franzoſen im Jahr 1793 in Deutſchland am Rhein eindrangen, tanzten ſie um einen aufgerichteten Freiheitsbaum, mit dem Ausrufe: „Mort aux tyrans!" (Tod den Tyrannen!) Die deutſchen Bauern, welche aus Furcht Theil nahmen, riefen dazwiſchen: „Mohrenthran! Mohrenthran!"

Man fragte eine begüterte Frau gemeinen Standes nach ihren Kindern. „Sie ſind beide untergebracht, war die Antwort. Den Sohn hab' ich bei einem Phariſäer auf der Lehre, die Tochter iſt einer Putzmacherin in Kommiſſion gegeben." (Friſeur und Condition hatte ſie ſagen wollen).

Ein Ausländer, der deutſch lernte, meinte: Wenn man heirathen wollte, müßte man ein Mädchen wählen, nicht über achtzig Jahre. — Er wollte ſagen: achtzehn.

47.

Die eingebildeten Virtuoſen.

Ein ſchlechter Muſiker, Namens Lodi, kam zu dem berühmten Klavierſpieler Field in Moskau und bat ihn, der ganz phlegmatiſch im Lehnſtuhl ſein Pfeifchen ſchmauchte, um die Erlaubniß, ihm ſeine neueſte Kom-

poſition, eine Cantate, „der Tod Mozart's in Muſik geſetzt von Lodi," vorſpielen zu dürfen. „Mein lieber Herr Lodi, entgegnete Field, wenn es der Tod Lodi's in Muſik geſetzt von Mozart wäre, ſo möcht' ich die Muſik wohl hören, ſo aber iſt mir mein Pfeifchen lieber."

Demſelben Field wurde von einem andern unbedeutenden Tonkünſtler eine Anzahl Billets zu einem Konzerte aufgedrungen, damit er ſie unterbringen möchte. Aus Rückſichten konnte Field das nicht ablehnen. Er bot noch denſelben Tag einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft einige dieſer Billets an. — „Mein Gott, rief die Dame, von dem Mann hab' ich ja noch nie etwas gehört." — „Eben deswegen, entgegnete Field, geh' ich Sie an, ein Billet zu nehmen, denn wenn Sie ihn kenneten, nähmen Sie ſicherlich keines."

48.

Liſt eines böſen Schuldners.

Ein Gläubiger, der ſchon lange einem böſen Schuldner nachgegangen war, den er nicht finden konnte, traf ihn endlich in einer Straße von London an. Der Gläubiger war zu Pferde. Er machte dem ſchlechten Zahler ernſtliche Vorſtellungen über ſein unredliches Betragen; dieſer ſagte ihm, ohne den mindeſten Anſtand, daß er juſt im Begriffe geweſen wäre, zu ihm zu gehen, und Richtigkeit mit ihm zu machen. Der Gläubiger drehte alſo mit ſeinem Pferde um, in der Abſicht, ihn zu begleiten. „Haben Sie nicht ein ſchönes Pferd, ſagte der Schuldner, als er neben dem Reiter herging, iſt es Ihnen feil?" — „Warum nicht? antwortete der

Gläubiger, aber nicht anders, als für baares Geld.“ — „Oh, ich will es für meine Frau haben, und das Geld ſoll dieſen Augenblick baar hingezählt werden; aber was für einen Trott hat das Pferd? Ich wollte, Sie zeigten mir ein wenig, wie es darin beſchlagen iſt.“ Sogleich mußte das Pferd traben, und kaum war es in einer kleinen Entfernung vom Schuldner, als dieſer in eine Straße bog, und entkam.

49.

Einfalt.

Ein Mädchen in B. heirathete einen reichen Engländer, und machte ſich nicht wenig breit mit ihrem Glücke. In einer Geſellſchaft ſagte dieſe Frau zufällig: ſie könne das Fahren auf dem Waſſer nicht vertragen. „Wie werden Sie denn die Meerfahrt nach England aushalten?“ fragte eine Anweſende. „O, ſagte ſie, meinem Manne kommt es nicht darauf an, ob es ein Paar tauſend Thaler mehr oder weniger koſtet; wir reiſen zu Lande, oder er läßt eine Brücke ſchlagen.“

50.

Woher zu eſſen?

Ein Trompeter ward gefragt, woher er zu eſſen nehme, indem er nur einen Monatsſold von ſechs Gulden bezog, der gewöhnlich ſchon ausgegeben war, ehe der Monat begann. „Fragt die darum, antwortete er,

welche mir zu eſſen geben, woher ſie es nehmen; ich laſſe dieſe dafür ſorgen.“

51.

Der arme Candidat.

Die Pfarre auf dem Gute des Barons von S. war erledigt worden. Ein Candidat des Predigtamts bewarb ſich um ſolche, und reiste deshalb mit einem Empfehlungsſchreiben von dem Präſidenten von G., ſeinem Gönner, zu dem Baron. Er ließ ſich melden, ward vorgelaſſen, und überreichte den Brief. Beim Entfalten ließ ihn der Baron zur Erde fallen. Der Candidat bückte ſich, ihn aufzuheben; dieß that auch zugleich der Baron, und Beider Stirnen ſtießen ſehr heftig an einander. Aller Entſchuldigungen unerachtet, war der Baron, den dieſe Berührung ſehr ſchmerzte, übel gelaunt; er fertigte den Candidaten kurz ab, und ſchrieb dem Präſidenten lakoniſch, daß er bedaure, auf den Empfohlenen nicht Rückſicht nehmen zu können. „Was haben ſie denn mit dem Baron von S. vorgehabt? fragte demnächſt der Präſident den Candidaten; er hat mir meinen Wunſch ſehr trocken abgeſchlagen.“ — „Das kann ich mir wohl erklären, erwiederte der Befragte: Ich habe ihn leider vor den Kopf geſtoßen.“

52.

Der wohlbelohnte Schriftſteller.

Ein Schriftſteller, der in einer vormaligen Reichsſtadt lebte, gab ein nicht unbedeutendes Werk heraus,

ließ es vorzüglich ſchön und mit goldenem Schnitt verherrlichet binden, und brachte es dann dem Bürgermeiſter des Orts, um es als Andenken eines Mitbürgers in der Stadtbibliothek aufzuſtellen. Des Herrn Bürgermeiſters Hochweisheit fragte nun einen Dritten, was wohl der Band gekoſtet haben könnte. Dieſer erwiederte: „Leicht einen bayerſchen Thaler." (2 fl. 24 kr.) Er ſandte nun dem Schriftſteller durch den Rathsdiener einen Kronenthaler (2 fl. 42 kr.), mit der Ausrichtung: es ſey nur für den Buchbinder. „Gut, ſagte der Schriftſteller, ſo bringt es nur dem Buchbinder als Geſchenk des Magiſtrats, denn ich meines Theils habe ihm bereits den Arbeitslohn bezahlt."

53.

Das wahre Leben.

Der Rentier D. war einer der engherzigſten Egoiſten, dem ſein werthloſes Ich über alles ging. Einſt wünſchte er ſich in einer Geſellſchaft, als die Rede auf den unerwarteten plötzlichen Tod eines noch jungen Mannes kam, jeden Gegenſtand, wie immer, auf ſich beziehend, ein recht langes Leben. Der Profeſſor Cl., den dieß verdroß, und der die Gabe hatte, ſeine Meinung unverhohlen Jedem mit kaltem Ernſt in's Geſicht zu ſagen, wandte ſich an den egoiſtiſchen D. mit den Worten: „Sagen Sie lieber, ſtatt langes Leben, lange Dauer. Die Würze und der wahre Genuß des Lebens beſteht in kraftvollen, wechſelnden Gefühlen und in der ausgedehnteſten Wirkſamkeit jedes Seelenvermögens. Deshalb ſagt auch Pope ſehr ſchön: Wirkſamkeit iſt die Geſundheit der Seele. Davon haben Sie aber keine Ahnung."

54.

Der Pietiſt.

Ein Pietiſt wurde von ſeiner todtkranken Gattin flehentlich um eine Hülfsleiſtung gebeten. „Störe mich nicht in meiner Andacht!“ erwiederte er ihr verdrießlich, und fuhr fort in einem ſeiner Erbauungsbücher zu leſen.

55.

Der poetiſche Holzhacker.

Ein Förſter durchritt mit ſeinem Grafen die Waldung, und nicht weit von beiden hackte der ſogenannte poetiſche Holzhacker Reisholz. „Sehn mal Ew. Excellenz den Mann dort, ſagte der Förſter, iſt ein erzdrolliger Kerl, redt, hol mich ſtraf mich, alles in Verſen, weiß beim Element gar nicht, wo der dumme Teufel die Reim immer hernimmt. Kann, hol mich alle Henker, eine Stunde lang ſprechen, und alles reimet ſich — will ihn mal herrufen, wenn Ew. Excellenz befehlen.“

Der Graf hatte längſt vom reimreichen Holzhacker gehört, wünſchte ihn perſönlich kennen zu lernen, und erlaubte es alſo.

Michel kam, der Förſter gab Befehl zu dichten, und der ſchwarzbraune Buſchpoet begann alſo: „Herr Förſter, iſt's nicht ſo? ich ſag' es unverhohlen: er hat dem gnäd'gen Graf ſchon manchen Baum ge . . . ſetzet.“

„Bravo, ſprach der Graf, und hier der große Baum, lieber Michel, ſey dein, damit du mir nicht auch das Baumſetzen lernſt.“

56.

Der dumme Teufel.

Ein dummer Teufel ſah einen Spitzbuben zum Galgen führen. „Was hat der Menſch gethan?“ fragte der dumme Teufel einen Juden, der neben ihm ſtand. „Stellen Sie ſich vor, antwortete dieſer ſehr ernſthaft, er hat im vorigen Winter Schnee in einem Backofen getrocknet, und hat ihn dann für Salz verkauft.“ — „Ach der infame Spitzbube!“ ſagte der dumme Teufel, und wunderte ſich gewaltig.

57.

Die Lektion.

Ein Schulmeiſter wies ſeine Schulkinder mit folgenden Worten zurecht: „Lernt doch einmal rein deutſch ſprechen, und ſagt nicht immer: ich thu' in die Schule gehen, ich thu' leſen, ich thu' eſſen. Es muß heißen: ich gehe in die Schule, ich leſe, ich eſſe. Jetzt hab' ich's euch oft genug geſagt, jetzt thut euch's einmal merken.“

58.

Die ſchwere Frage.

Hanns. Wie geht's denn deinem Weibe?
Peter. Danke ſchön, ſie iſt entbunden.
Hanns. Nun, was iſt dir denn geboren?
Peter. Rathe einmal.
Hanns. Ein Bube?

Peter. Nein.

Hanns. Alſo ein Mädel?

Peter. Du Spitzbube, das hat dir gewiß ſchon Jemand geſagt, ſonſt hätteſt du's ſo geſchwind nicht errathen.

59.

Zurechtweiſung.

Ein Dummkopf ſah eines Tages einen Gelehrten, welcher ſich dem Genuſſe einer gut beſetzten Tafel überließ, und ſagte: „So, mein Herr, ich ſehe, die Philoſophen achten nicht weniger auf die Ergötzlichkeiten dieſes Lebens, als wir andern gewöhnlichen Menſchen.“ — „Wie, antwortete dieſer, glauben Sie denn, daß die Annehmlichkeiten dieſer Welt nur für die Unwiſſenheit vom Himmel beſtimmt ſey?“

60.

Viehſtücke.

Man ſprach in einer Geſellſchaft über berühmte Künſtler, und lobte unter andern beſonders den ehemaligen Hofmaler Dietrich in Dresden wegen ſeiner Stärke in Viehſtücken. „Ja, entgegnete ein alter Herr, der den Verſtorbenen gekannt hatte, mit großem Ernſte: Das war ein kapitaler Mann, er hat mich ſelbſt zum Sprechen getroffen.“

61.

Die Eilwagen.

Als die Eilwagen in Gebrauch kamen, lobte ein Reiſender die Fahrt in einem ſolchen als ſehr angenehm, und nicht im mindeſten ſtoßend, während ein anderer Paſſagier ſich beſchwerte, er habe darin ſehr unangenehme Stöße erleiden müſſen. „Was war denn das für ein Wagen?“ fragte der Konducteur den Erſtern.

„Ein gelber,“ ſprach dieſer.

„Und in welchem Wagen fuhren denn Sie?“ wendete ſich der Fragende zu dem Andern.

„In einem grünen.“

„Mei, nahm ein Iſraelit das Wort, dem wäre ja leicht abgeholfen, wenn man nämlich den grünen auch gelb anſtreichen ließe.“

62.

Aus Stammbüchern.

In das Stammbuch eines Mediziners hatte ein Student ſich ſelbſt mit Arzneigläſern, Pillen und Pulvern umgeben, und gegenüber den Tod mit der Senſe abgebildet. Aus dem Munde des jungen Aeſculap floſſen die Worte:

Tod, du ſiehſt, ich will auf Erden
Gern ein Mediziner werden.
Laß mich, ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Ein Student, welcher relegirt worden war, ſchrieb in das Stammbuch eines Freundes:

Ueber ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht mehr ſehen, denn ich gehe zum Vater.

Ein Anderer ſchrieb unter dieſe Worte:

Und der Vater ſah ihn, und — es jammerte ihn.

In den Stammbüchern ſetzen gewöhnlich die Beſitzer derſelben denjenigen von ihren Freunden, welche ſterben, ein Kreutz, und ſchreiben dabei den Tag und die Umſtände des Todes der Verſtorbenen. Dieſes veranlaßte einen Studenten, in das Stammbuch eines Freundes zu ſchreiben:

Mein lieber Chriſt!
Ein Kirchhof iſt
Dieß Büchelein,
Wo bald kann ſeyn
Ein Kreutzelein
Dein Leichenſtein.

In einem Stammbuche fand ſich:

Die Welt gleicht einem Schauſpielhaus,
Man kömmt, man ſchaut, man geht hinaus.

In demſelben Stammbuche ſtand:

Eine junge Frau, ein alter Mann,
Eine harte Nuß, ein ſtumpfer Zahn;
Zuſammen ſich nicht reimen wohl,
Seines Gleichen ein Jeder nehmen ſoll.

63.

Der Redner.

Als einſt ein Fürſt ſein Land bereiſte, kam er auch nach N. Der Bürgermeiſter, das ſämmtliche Raths-

Rathsperſonale, die Honoratioren der Stadt, der Vorſteher der Judengemeinde u. ſ. w. empfingen denſelben, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Der Consul regens redete den Fürſten folgendermaßen an: „Gnädigſter Fürſt! ich und die ganze Stadt ſind ſo erfreut, daß — — —"

Hier blieb der gute Mann ſtecken, und befand ſich in größter Verlegenheit. Der Vorſteher der Judengemeinde half ihm aber aus der Noth, indem er ſagte: „daß ſie es nicht können ausſprechen."

64.

Eheliche Liebe.

Harte Eltern wollten ihre Tochter zu einer ihr verhaßten Heirath zwingen. „Nein, rief ſie mehrmals aus, ich kann dieſen niemals heirathen! ich liebe ihn ja nicht!" — „Was, ſagte der Vater, wozu noch erſt Liebe? und indem er ſich zu ſeiner dabei ſtehenden Frau wandte — ſag' du! haben wir uns je wohl geliebt? und haben doch geheirathet!"

65.

Der Sprachmeiſter.

Ein Soldat in Berlin trieb neben ſeinem Dienſte das Gewerbe, jungen Leuten in der franzöſiſchen Sprache Unterricht zu geben, und Hunde zu dreſſiren. Als Lehrgeld für die franzöſiſche Information ließ er ſich für

eine Stunde nur zwei Groſchen zahlen, für jede Stunde im Hunde=Abrichten aber nahm er acht Groſchen, und als ihm Jemand ſagte, daß er dieſe Preiſe ſeltſam fände, meinte er, dieß ſey ganz natürlich: ein Menſch ſey ja viel leichter zu unterrichten, als ein Thier. Eines Tages wurde er in das Haus eines Edelmanns gerufen und dort aufgefordert, den Sohn vom Hauſe, einen ſehr beſchränkten, zwölfjährigen Knaben, in der franzöſiſchen Sprache zu unterrichten, und zugleich den Pudel des Edelmanns zu dreſſiren. Er übernahm Beides; aber nachdem er eine zeitlang den doppelten Unterricht gegeben hatte, forderte er, daß das Honorar im umgekehrten Verhältniß bezahlt würde: nemlich für den Hund zwei Groſchen ſtündlich, und für den jungen Herrn acht Groſchen. Von dem Edelmann um die Urſache befragt, ſagte er: „Wenn alle meine Schüler ſo ſind, als die hier im Hauſe, ſo muß ich den Preis verändern; ich will lieber ſechs Pudel abrichten, als einen ſolchen Junker unterrichten.“

66.

Der kluge Knabe.

Jemand ward auf der Straße durch einen Jungen mit einem Steine geworfen. „Wart, ich will dich werfen lehren!“ rief er ärgerlich. — „Na, ich dächte, Sie hätten eben geſehen, daß ich es ſchon kann,“ entgegnete der kecke Burſche.

67.

Feueranſtalten.

Ein Beamter in einer öſterreichiſchen Provinzialſtadt wurde von ſeiner Behörde darüber zur Rede geſetzt, weil bei einer Feuersbrunſt einige Aerarial-Güter zu Grunde gegangen waren. „Ob denn die ſchlechten Feueranſtalten an dieſem Verluſte Schuld wären?“ wurde gefragt. Der Beamte erwiederte: „Die Feueranſtalten ſind nichts weniger als ſchlecht, wie der Erfolg gezeigt hat; allein an den Löſchanſtalten liegt der Fehler, die ſind nicht gut.“ Das Schickſal des Beamten, der im Grunde doch nur die gemachte Frage pünktlich beantwortete, war, daß ihm mehrere Tage die Einathmung der freien Luft nicht erlaubt wurde.

68.

Katechiſation.

Der Prediger eines gewiſſen Dorfes gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, den Kindern die Allgegenwart Gottes auseinander zu ſetzen; troß dem aber wollte es ihm nicht gelingen, ihnen einen deutlichen Begriff davon beizubringen. Einſt, als er wieder auf dieſes Kapitel kam, fragte er einen Knaben: „Gott iſt allgegenwärtig; das heißt, er iſt überall. Iſt er nun auch wohl hier in der Schule?“

Knabe. O ja.

Prediger. Iſt er denn auch auf deinem Boden?

Knabe. O ja!

Prediger. Auch in deinem Keller?

Knabe. Ne!

Prediger. Du verſtehſt mich nicht, mein Sohn! Ich frage, iſt Gott hier in der Stube?

Knabe. Ja.

Prediger. Iſt er auch in eurem Stalle?

Knabe. O ja!

Prediger. Nun, iſt er denn nicht auch in deinem Keller?

Knabe. Ne.

Prediger. Aber warum denn nicht?

Knabe. Wir hebbet kenen.

69.

Der Barometer.

Die Kaiſerin Katharina ſagte eines Tages zu ihrem etwas einfältigen Diener Reliew: „Seht einmal, ob der Barometer ſteigt.“ — Reliew kam wieder, und ſagte: „Nein, Ihre Majeſtät, er ſteht ganz feſt.“ — „Aber ſeht doch zu, ob er gefallen iſt.“ — „Gewiß, Ew. Majeſtät, er kann nicht fallen, weil er gut angenagelt iſt.“

70.

Der Gruß.

Ein Cavalier begrüßte eine Dame mit: „Ihr gehorſamſter Diener!“ Sie, im Wahn, er habe geſagt: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ antwortete: „In Ewigkeit, Amen.“ Jener hingegen rief: „Nein, Madame, das wäre ein wenig zu lange.“

71.

Leichter Tod.

Als in einer Geſellſchaft an einem Winterabende von einem erfrornen Menſchen geſprochen wurde, machte ein Mitglied derſelben die Bemerkung: das Erfrieren müſſe ein ſehr leichter Tod ſeyn; „denn, ſetzte er hinzu, dieſe Leute ſetzen ſich hin und ſchlafen ein, und wenn ſie erwachen, ſind ſie todt.“

72.

Der Landſchaftsmaler.

Herr von P. wurde von ſeinem Freunde zu einem Landſchaftsmaler geführt, deſſen Frau ſehr hübſch war. Nach acht Tagen kam er allein, ihr ſeine Liebe kund zu thun, aber der Mann war zu Hauſe. Nach vierzehn Tagen, nach drei Wochen neuer Beſuch, und das gleiche Hinderniß. „Zum Teufel, mein Herr, rief er endlich halb verwundert, halb erboſt: für einen Landſchaftsmaler gehen Sie zu wenig auf das Land.“

73.

Der Maler und der Arzt.

Ein Maler warf ſeinen Pinſel weg und verlegte ſich auf die Arzneiwiſſenſchaft. Man fragte ihn, warum er ſich dieſer Kunſt widme und die ſeinige vernachläſſige? Seine Antwort war: „In der Malerkunſt bleiben unſere Fehler ewig ſichtbar, aber des Arztes Fehler werden, ſammt denen, die dafür büßen, vergraben.“

74.

Die Exekution.

In einer luſtigen Abendgeſellſchaft erzählte ein Spaßvogel über Tiſche, daß er einmal einer Exekution beigewohnt habe, die er nie vergeſſen werde. Der Scharfrichter habe nämlich den Deliquenten ſo meiſterhaft bedient, daß, als das Schwert ſchon durch den Hals geweſen, doch der Kopf noch auf der vorigen Stelle ſitzen geblieben ſey. Wie nun aber dem Deliquenten, dem es gar nicht eingefallen, daß er ſchon expedirt ſey, die Zeit lang geworden, und er gefragt, ob's denn nicht bald losgehen werde, habe der Scharfrichter geſagt: „Belieben Sie nur an Dero werthem Haupte zu ſchütteln!“ worauf dann, als der Deliquent ſolches gethan, daſſelbe ſtracks herunter gefallen ſey.

Gelächter und Beifall der ganzen Tiſchgeſellſchaft folgte dem luſtigen Schwanke; nur Jeremias Z. lachte nicht. Staunend und mit offenem Munde hatte er zugehört, aber jetzt, als die Lachenden eine Pauſe machten, wandte er ſich an den Erzähler und fragte: „Herr, iſt das möglich?“

75.

Die Gleichgeſinnten.

Jemand ging ſehr ſchnell auf der Gaſſe. Sein Freund begegnete ihm und wollte ihn aufhalten. Er aber wollte nicht Rede ſtehen, ſondern ſprach: „Laß mich gehen, ich muß fort, muß zum Doktor, denn meine Frau gefällt mir nicht.“ — „Halt, rief der Andere, nimm mich auch mit, die meinige gefällt mir auch nicht.“

76.

Neue und alte Schuhe.

Ein abgeſetzter Amtmann fragte die Bauern, wie ſie mit ihrem neuen Amtmann zufrieden ſeyen? — „Je nun, ſagte ein Bauer, neue Schuhe drücken.“ Ein Anderer ſetzte ſchnell hinzu: „Die alten thaten's auch, wenn wir ſie nicht ſchmierten.“

77.

Der gute Rath.

Ein Edelmann ritt über eine Brücke zu R. Sein Pferd ſtrauchelte und fiel. Ein Mädchen, welches eben vorüber ging, lächelte. „Ja, ſagte der Reiter, der ſich ſchämte, mein Pferd macht es immer ſo, wenn es ein Freudenmädchen ſieht.“ — „Wenn es ſo iſt, verſetzte das Mädchen, ohne ſich lange zu beſinnen, ſo rath' ich Ihnen, nicht in die Stadt zu reiten, denn dort bricht es ſicherlich den Hals.“

78.

Der Cenſor.

Einem Cenſor war die Inſtruktion ertheilt worden, das Wort Ultra, weil damit gehäſſige Nebenbegriffe verbunden würden, nicht durchgehen zu laſſen. Ein Farbenhändler machte eine Anzeige in den öffentlichen Blättern, daß er mit einem Vorrath der beſten Farben wieder verſehen ſey, er führte ſie namentlich auf, z. B. Carmin, Umber ꝛc. unter andern auch Ultramarin. Der Cenſor ſtrich die Sylbe: Ultra.

79.

Die Tabacksdoſe.

Ein Wundarzt hatte der Frau eines Schäfers im ſüdlichen Frankreich, welche ſehr krank darniederlag, nicht allein zur Ader gelaſſen, ſondern ſie auch mehrere Wochen beſucht, ihr nicht allein Arzneien verordnet, ſondern ſolche auch gebracht. Als die Frau wieder hergeſtellt war, lehnte der Wundarzt von dem Manne alle Bezahlung ab, weil er wußte, daß er ſich in ſehr dürftigen Umſtänden befand. Da der Schäfer bemerkt hatte, daß der Wundarzt Taback ſchnupfte, ſo kaufte er eine hölzerne Tabacksdoſe, und ſchnitzte ſelbſt mit vieler Mühe auf den Deckel ein ſitzendes Frauenzimmer, welches zur Ader gelaſſen wird, mit der Umſchrift: „Ich verwunde dich, um dich zu heilen.“ Er machte dem Wundarzt damit ein Geſchenk, der die Doſe mit Vergnügen annahm. Nach dem Urtheile von Kunſtverſtändigen war die Arbeit des Schäfers nichts weniger als mißrathen.

80.

Der Schuldner.

Ein armer Edelmann hatte für hundert Thaler Tuch ausgenommen und verſprochen, die Schuld in einem Jahre zu berichtigen. Das Jahr verging, und er ſah kein Mittel dazu. Mehrere Tage lang blieb er zu Hauſe, und zerbrach ſich den Kopf darüber; umſonſt. Endlich ward ihm die Einſamkeit unerträglich; er ging daher wieder aus, und kam, wie ſonſt öfters, vor dem Laden des Kaufmanns vorbei, von dem er das Tuch

gekauft hatte. Der Kaufmann, der zu leben wußte, ſah das einige Wochen hindurch ruhig an. Endlich, da ſein Schuldner weder das Geld brachte, noch einmal ihm das Wort vergönnte, trat er ihn eines Tages an und ſagte: „Mein Herr, Sie haben wohl vergeſſen, daß unſer Termin ſchon beinahe ſeit einem Monat verfloſſen iſt, ohne daß Sie die bewußte Summe bezahlt haben?“ — Da erwiederte der Edelmann auf der Stelle ganz ruhig: „Ich habe es keineswegs vergeſſen, ſondern eine ganze Weile mir darüber den Kopf zerbrochen, wie ich die Bezahlung in's Werk richten könne. Da ich aber kein Mittel fand, ſo beſchloß ich endlich, Ihnen das weitere Nachdenken darüber anheim zu ſtellen.“

81.

Die Augen.

In der Akademie der Apathiſten (Leidenſchaftloſen) in Siena wurde einſt die Frage aufgeworfen: Welchen Frauenaugen gebührt der Vorzug vor den andern, den blauen oder den ſchwarzen? — Die Verfechter der blauen Augen führten an: ſie trügen die Farbe des Himmels, ſie wären ſanfter und ihr Feuer gemäßigter und milder. Die Gegner erwiederten: Die ſchwarzen Augen wären lebhafter, feuriger, ausdrucksvoller und contraſtirten wunderſam mit der weißen Haut. Ein einziges Mitglied der Akademie ſchwieg. Aufgerufen ſich zu erklären, ſagte der freie und beſcheidene Mann: „Ich gebe dem Auge den Vorzug, welches gütig und gewogen auf mich hinblickt, unbekümmert, ob es ſchwarz oder blau iſt.“

82.

Der Faſtenprediger.

Ein engliſcher Geiſtlicher hielt in einem kleinen Städtchen die Faſtenpredigten. Wider die ſonſtige Gewohnheit wurde er von der Gemeinde nicht ein einziges Mal zu Gaſte geladen. Dieſes trug er ihr in der letzten Predigt nach und ſagte: „Meine chriſtlichen Brüder, ich habe gegen alle Verführungen und Laſter der gegenwärtigen Zeit gepredigt, außer gegen die Schwelgerei, Völlerei und Freßſucht; dieſes aber hab' ich aus dem Grunde nicht gekonnt, weil ich nicht Gelegenheit gehabt zu bemerken, ob ihr dieſem Laſter ergeben ſeyd oder nicht."

83.

Der beſonnene Knabe.

Ein Kantor einer kleinen Schule beſtrafte ſeine Schüler ſehr hart, wenn ſie ihr Penſum von lateiniſchen Vokabeln nicht gehörig auswendig gelernt hatten. Ein Knabe, ein ſehr munterer Kopf, beſtand oft ſehr ſchlecht in der Prüfung, weil ihm dieß mechaniſche Auswendiglernen mehr als Andern ſehr ſchwer fiel. Der Kantor hatte ihm deshalb ſchon mehrmals Stockſchläge gegeben; als aber auch dieß nicht fruchtete, wurde er ſo ergrimmt, daß er ihn derb durchprügelte, und dabei ſchrie: „Taugenichts, haſt du nun genug?"

„Natura paucis contenta (die Natur iſt mit wenig zufrieden)!" antwortete der Gemißhandelte.

Dieſe Geiſtesgegenwart hatte ſelbſt auf den Unhold von pädagogiſchem Zuchtmeiſter die gute Wirkung, daß er ſeine Züchtigung einſtellte.

84.

Was giebt man?

Als ein Student auf einer kleinen Reiſe ſich der Stadt R. in Thüringen näherte, erfuhr er zufällig, daß eines der erſten deutſchen Theater auf einige Zeit ſeinen Sitz dort aufgeſchlagen habe. Er fragte den ehrſamen Bürger, der ihm die Nachricht mitgetheilt hatte: „Was giebt man denn heute?“ Die Antwort war; „Einen Tag wie alle, einen halben Gulden.“

85.

Eigenheiten eines gelehrten Mannes.

Ein zu ſeiner Zeit berühmter Gelehrter und Kanzelredner hatte eine ganz eigene Art, Beſuche die ihm lieb waren, feſtzuhalten, oder wenn ſie ihm zur Laſt fielen, zu entfernen. Im erſtern Falle faßte er den Fremden beim Knopfloche, und hielt ihn ſo feſt, wie den Gefangenen an der Kette, oder er griff nach dem erſten beſten Knopfe, und drehte ſo lange daran, bis er, wie eine reife Frucht, abfiel, wenigſtens zum Abfallen reif war. Wollte er hingegen einen Beſucher oder Supplikanten ſchnell wieder los ſeyn, dann trat er ihm ſo nahe, daß dieſer, Anſtands halber, immer etwas zurück treten mußte, bis er endlich unbemerkt der Thüre nahe kam. Empfahl er ſich auch hier noch nicht bald, ſo ward ihm von ſeinem hohen Gönner nicht ſelten auf die Zehen getreten, woraus er dann natürlich abnehmen mußte, er thue nicht übel, wenn er ſich zu fernerm Wohlwollen empfehle. Oft riß er auch, wenn ihm Jemand gemeldet ward, mit dem es ihm zu ſpre-

chen an Zeit oder Luſt gebrach, haſtig die Thüre auf und rief mit Donnerſtimme dem Harrenden entgegen: „Ich kenne Sie recht wohl — werde Sie nicht vergeſſen — Ihre Sache ſoll beſtens beſorgt werden — ich empfehle mich Ihnen" — und warf damit dem Fremden die Thüre vor der Naſe zu, um ſie, im ähnlichen Meldungsfalle, auf dieſelbe Art und mit denſelben Komplimentir-Explosionen wieder zu öffnen und zuzuwerfen. Dieß konnte in einer Stunde wohl zwanzig- bis dreißigmal geſchehen, da dieſer Gelehrte auf Stellenbeſetzung im theologiſchen Fache großen Einfluß hatte.

86.

Der Fieberkranke.

Ein Kranker, der an einem hitzigen Fieber darniederlag, wurde von einem unerträglichen Durſt geplagt. Die Aerzte, welche um das Krankenbette her ſtanden, berathſchlagten ſich, was ſie für ein ſchickliches Mittel finden könnten, um den Durſt zu ſtillen. Nachdem ſie mancherlei in Vorſchlag gebracht hatten, und ſich über kein Mittel vereinigen konnten, unterbrach ſie der Kranke: „Sorgen Sie nur erſt dafür, meine Herren, daß Sie mir das Fieber wegſchaffen, den Durſt will ich hernach wohl ſelbſt vertreiben."

87.

Das geſchenkte Pferd.

Ein Fürſt, der ein Pferd zum Geſchenk erhalten hatte, ließ ſeinen Stallmeiſter rufen, damit er es beſe-

hen, und ihm angeben möchte, wie alt es ſey. Der Stallmeiſter beſah das Pferd lange an den Füßen und auf dem Rücken. „Was machen Sie denn, rief ihm der Fürſt zu, das Alter des Pferdes erkennt man ja nicht am Rücken und an den Füßen, ſondern an den Zähnen: wiſſen Sie denn das nicht?“ — „Freilich weiß ich das, Ew. Durchlaucht, erwiederte der Stallmeiſter, aber ich bedenke auch das Sprichwort: Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in das Maul.“

88.

Was der Geiz anrichten kann.

Als die Oeſterreicher in den Jahren 1757 und 1758 in Schweidnitz belagert wurden, erhielten ſie Fleiſchportionen von eingeſalzenem Fleiſche. Der Kommiſſair, welcher die Beſorgung dieſes Fleiſches übernommen hatte, war ein harter, eigennütziger und ſchlecht denkender Mann; er kaufte daher das ſchlechteſte Fleiſch, das er nur bekommen konnte, zuſammen, und ließ es eben ſo nachläſſig einſalzen, in dumpfige Keller legen, die er wohlfeil gemiethet hatte, ohne ſich weiter darum zu bekümmern. Als dieſes Fleiſch in der Folge, während der Belagerung, unter die Soldaten vertheilt wurde, ſo entſtand daraus unter der Garniſon ein Faulfieber, das ſo furchtbar um ſich griff, daß an dreitauſend Menſchen ihr Leben einbüßten.

89.

Eine beſondere Jagd.

Kleiſt war eine zeitlang preußiſcher Werboffizier in der ehemaligen Reichsſtadt Speier. Sein Lieblingsſpaziergang war die Stadtmauer hinauf an einen maleriſchen Schilfſee. Hier vorzüglich beobachtete er die Natur, und ſammelte Bilder, die er bei ſeinem Gedichte: der Frühling, benutzte. Einen ſolchen Luſtwandel nannte er ſeine poetiſche Bilderjagd.

90.

Der Prinz und das Sehrohr.

Käſtner ſtellte einſt in Gegenwart vornehmer Studirender Beobachtungen durch ein Sehrohr an, ſah aber nichts als den Körper eines jungen lebhaften Prinzen, der ſich immer vor dem Auge des Rohrs herum bewegte. Käſtner ließ ſich das ein Weilchen gefallen, endlich aber ſprach er lächelnd: „Ew. Hoheit ſind zwar durchlauchtig, aber nicht durchſichtig.“

91.

Widerſpruch.

Der Dichter Hagedorn war ein großer Liebhaber von einem guten Glas Wein, und war oft und

gerne in Geſellſchaften, wo man dem Bacchus Opfer brachte. Als er einſt krank darnieder lag, fragte er den berühmten Arzt Carpſen, was wohl ſeine Krankheit ſey? Der Arzt erklärte es für die Waſſerſucht. „Das iſt unmöglich, ſagte Hagedorn, ich habe ja in meinem ganzen Leben kein Waſſer getrunken.“

92.

Der neue Robinſon.

Der Fürſt Talleyrand war nicht mehr Biſchof, aber noch nicht Fürſt, als er, aus politiſchen Gründen, den berühmten Reiſenden Denon zur Tafel lud. Es war ihm viel daran gelegen, ſeinem Gaſte große Ehre zu erzeigen. Er beſtimmte den Platz neben ſeiner Gemahlin für ihn, und trug dieſer auf, ihn zu unterhalten. „Beſchäftigen Sie ſich ganz allein mit ihm, ſagte er, und ſprechen Sie vor Allem von ſeinen Reiſen. Haben Sie das Buch noch nicht geleſen, ſo finden Sie es in der Bibliothek, im Schrank der Reiſebeſchreibungen, in der dritten Reihe. Sie haben Zeit, das Werk zwiſchen hier und Donnerſtag zu durchblättern.“— Der Donnerſtag erſcheint, Herr Denon mit ihm. Man ſetzt ſich zur Tafel. Madam Talleyrand ſpricht mit ihrem Nachbar von dieſem und jenem, und bald, wie verabredet worden, von ſeinen Reiſen. „Sie können nicht glauben, mein Herr, wie ſehr mich ihr Werk intereſſirte. Ich habe Ihr Buch, ſo zu ſagen, verſchlungen. Welche Begebenheiten, welche Unglücksfälle!

So allein auf eine wüſte Inſel durch Unglücksfälle verſchlagen zu werden, ohne eine lebendige Seele, als Ihren Hund und Ihre Katze. Ein Glück für Sie, daß Sie den guten und treuen Freitag fanden.“ — Madame Talleyrand hatte, ſtatt Denon's Reiſen, den — Robinſon Cruſoe gehabt und geleſen.

93.

Die größte Frau.

Die Frau von Staël war anfangs voll Enthuſiasmus für Bonaparten, als er ſeine erſten Lorbeern in Italien ſammelte. Sie ſchrieb an ihn, den glücklichen Feldherrn der italieniſchen Armee, die feurigſten Liebesbriefe; aber dieſe Briefe blieben unbeantwortet. Nach Bonaparte's Rückkunft ſetzte ſie ihre zudringliche Bewerbung mit demſelben Erfolge fort. Bonaparte zeigte ihr nur Gleichgültigkeit. Bei einem großen Feſte, das Talleyrand, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem ſiegreichen General gab, richtete ſie mitten in einem großen Cirkel an dieſen die Frage, welches, nach ſeiner Meinung, die größte Frau der Vergangenheit und Gegenwart ſey. „Die, antwortete Bonaparte, welche die meiſten Kinder gehabt hat.“ — Frau von Staël, anfangs ein wenig außer Faſſung gebracht, verſuchte es, ſich wieder zu finden, und bemerkte, er ſtehe im Rufe, die Frauen nicht zu lieben. „Verzeihen Sie, Madame, entgegnete Bonaparte, die meinige liebe ich ſehr.“

94. Außer-

94.

Außerordentliches Gedächtniß.

Alle, welche mit Napoleon umgegangen ſind, haben Gelegenheit gehabt, ſein erſtaunliches Gedächtniß zu bewundern. Napoleon ſagt ſelbſt: „ein Kopf ohne Gedächtniß ſey eine Feſtung ohne Beſatzung.“ Das ſeinige war außerordentlich treu, obſchon nicht umfaſſend. Mit wem er nur einmal geſprochen hatte, deſſen erinnerte er ſich ſogleich wieder, wenn er ihn auch unter einer Menge von Menſchen erblickte. Auf St. Helena erzählte er einſt bei Tiſche ein Gefecht, das in Egypten vorgefallen war; er nannte Nummer vor Nummer die acht bis zehn Halbbrigaden, die dabei gefochten hatten. Madame Bertrand konnte ſich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihn zu fragen, wie er ſich nach einem ſo langen Zeitraume noch aller dieſer Zahlen erinnern könne. „Madame, dieß iſt die Erinnerung eines Liebhabers an ſeine ehemalige Geliebte,“ war Napoleons Antwort. Alles, was ihm lieb und werth geweſen war, behielt er treu im Gedächtniſſe, und er konnte genau wieder erzählen, was er bei ſolchen Veranlaſſungen geſprochen hatte.

95.

Alles zu ſeiner Zeit.

Vor der letzten Flucht Ludwigs des Achtzehnten aus Frankreich, hielt man es bei Hofe für rathſam, ſich die Gunſt der Soldaten zu erwerben, die einen we-

ſentlichen Einfluß auf die zu beſorgenden großen Ereigniſſe haben konnten, obſchon man ſie nicht ſo nahe glaubte. Der Herzog von Berri machte daher bekannt, daß er in der Kaſerne Popincourt ſich einfinden würde, wenn die Soldaten dort ihr Mittagsbrod genöſſen. Man wartete lange auf ihn. Endlich erſchien er, und die Soldaten ſetzten ſich zu Tiſche, doch geſchah dieß ziemlich mürriſch, da ſich die Speiſung durch dieſes Warten verzögert hatte. Der Herzog, um ſich recht human zu zeigen, nahm einem Soldaten den hölzernen Löffel aus der Hand und koſtete die Suppe, indem er ein wenig ſich die Lippen damit benetzte. „Gnädigſter Herr, ſagte der alte Kriegsknecht, Sie werden die Suppe ſchon kalt finden: Sie ſind zu ſpät gekommen.“

96.

Feine Spekulation.

Der Kardinal Feſch in Rom ertheilte ſeinem Kammerdiener die Erlaubniß, den Fremden ſeinen Pallaſt zu zeigen. Von dem Honorar, welches bei dieſer Gelegenheit gegeben wurde, eignete ſich der Kardinal einen beſtimmten Satz zu: das Uebrige war für den Kammerdiener. Wenn das Honorar zu mager ausfiel, ſo trug der Kammerdiener kein Hehl, zu geſtehen: er müſſe Sr. Eminenz ein Gewiſſes abgeben, ſo daß ihm, wenn der Fremde nicht zulege, wenig oder nichts für die gehabte Mühe bleibe.

97.

Barbariſcher Richterſpruch.

Zur Zeit, da Robespierre in Frankreich tyranniſirte, kam ein junger Deutſcher nach Paris und ging zu einem der erſten Banquiers, um einen Wechſel bei ihm zu erheben. Während er mit dieſem ſprach, kam eine Wache, die den Banquier, einen Commis, der da ſaß, und den Fremden arretirte. Alle Vorſtellungen des Letztern, daß er nur durch Zufall hier ſey, halfen nichts. Es kam zu keinem Verhör, und er wurde nach einigen Tagen mit jenen Beiden guillotinirt.

98.

Hoffen oder fürchten?

Der Philoſoph Kant befand ſich zu Königsberg auf einer Hochzeit. Ein ſiebenzigjähriger Mann hatte ſich ein achtzehnjähriges Mädchen antrauen laſſen. Ein junger Mann, lange ſchon bemüht, ſich dem Philoſophen anzuſchließen, trat ihn endlich mit der Frage an: „Mein Herr Profeſſor! iſt wohl zu hoffen, daß dieß Paar noch Kinder zeugt?“ — Ruhig antwortete Kant: „Zu hoffen nicht, wohl aber zu fürchten.“

99.

Schwer und leicht.

Der Oberſchultheiß aus dem kleinen Städtchen Dülben im Kleviſchen fuhr auf einem Korbwagen mit

ſtolzer Miene und höchſt behaglich. Im Gefühl ſeiner Würde fragt er den Bauer, der ihn fuhr: „Bauer, weißt du auch, was du fährſt?“ „Ih wet net, als dat ih' in der Frohn fahre muß.“ „Nun ſo will ich dir's ſagen, und es iſt viel: Du fährſt heute die ganze Stadt Dülben.“ — „O ha!“ ſagte der Bauer, und hält ganz ruhig. Nach geraumer Weile frägt der Oberſchultheiß: „Was ſoll das, warum fährſt du nicht zu?“ — „Na, det kan kei Chriſtemenſch mein'm Schimmel zumuthe, daß er die ganze Stadt uf einmol ziehe ſoll,“ erwiederte der Bauer. — „Du biſt doch recht dumm, entgegnete der Oberſchultheiß, ich werde ja nicht die Häuſer meinen: Du fährſt die ganze Weisheit der Stadt.“ Der Bauer ſah ihn einige Augenblicke verwundert an, und ſagte endlich: „Hot Schimmel, vorwärts! du hefſt nit ſchwer!“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

X XII, 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel, / Dalbon, Angelo, / Geißler, Peter Carl,

Bunte Blätter aus der historischen Welt ein Magazin ernster und komischer Ereignisse, seltsamer Abenteuer und Glückswechsel ; zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung für Jedermann
Bd.: 1

Nürnberg (1829)

P.o.germ. 78 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105078-8